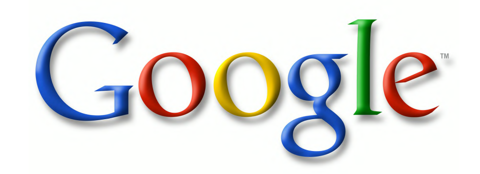




Wunderlich

Der

Deutsche Satzbau




Digitized by Google

DER

DEUTSCHE SATZBAU

DARGESTELLT VON

HERMANN WUNDERLICH.



STUTTGART 1892.
VERLAG DER J. G. COTTA'SCHEN BUCHHANDLUNG
NACHFOLGER.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Die Lehre vom Satzbau ist derjenige Teil der Grammatik, dessen bisherige Pflege und Ausgestaltung im umgekehrten Verhältnisse steht zu der Bedeutung, die ihm innerhalb der Gesamtgrammatik zukommt. Und wenn überhaupt Lehrbücher der deutschen Sprache von alters her mit Klagen eröffnet werden, mit dem Vorwurf, dass die Vorgänger wenig vorgearbeitet haben, so hätte gerade der Verfasser dieses Buches Grund und Berechtigung, ein Gleiches zu thun. Aber solche Klagen wirken auf den späteren Leser eigentümlich ein, wenn er die Leistungen des Klagerufers nun abmisst gegen das, was dieser seinen Vorgängern entnommen hat. Man darf nur einmal die Lehrbücher des vorigen Jahrhunderts durchmustern und wird ein beängstigendes Gefühl nicht los werden, wenn man sieht, wie nahe Selbstvertrauen, redliche Absicht und redliches Können mit Irrtümern zusammenwohnen, in deren Verurteilung die Nachfolgenden um so lebhaftere Accente anschlagen, je mehr sie selbst Blössen zu bedecken hatten.

Und so mag unser Vorwort einmal den entgegengesetzten Gang einschlagen und ähnlich wie schon vorher Oskar Erdmann in seinen *Grundzügen der deutschen*

Syntax[1]) die Leistungen der Vergangenheit anerkennen, vielleicht gerade weil Inhalt und Darstellung des vorliegenden Buches von der Anschauungsweise und den Gewohnheiten der Vorgänger so weit abweicht.

Freilich das Neue in Darstellung und Anschauungsweise ist nur in gewissem Sinne neu. Die Anregungen sind grossenteils schon von anderer Seite gegeben und ausgestreut, die hier zum erstenmal im abgeschlossenen Zusammenhange für den deutschen Satzbau verwertet und zu neuen Ergebnissen verarbeitet worden sind. Eigene und fremde Leistungen war ich sorgfältig bemüht, durch Quellennachweise zu scheiden, freilich allerorten war reinliche Sonderung nicht möglich. Erdmanns Grundzügen gegenüber dürfte dies eher gelungen sein; aus Pauls *Prinzipien der Sprachgeschichte*[2]) dagegen haben sich die Linien der Einwirkung so tief eingegraben, dass ihre Spuren selbst dem Verfasser der Prinzipien vielleicht nicht immer bemerkbar würden.

Es bedarf der Rechtfertigung, wenn ich im Zusammenhange mit beiden Werken Wustmanns *Sprachdummheiten*[3]) nenne. Diese sollen damit nicht von

[1]) I. Teil, Stuttgart, Cotta 1886.

[2]) 2. Aufl. Halle 1886.

[3]) Leipzig, Grunow 1891. Seit meiner ersten Polemik gegen die Grenzbotenartikel (vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891 Nr. 139) haben die Fachgenossen alle gegen Wustmann Stellung genommen, vgl. Erdmann in Zeitschr. f. d. Phil. XXIV S. 560, Bechstein in Zeitschr. f. d. Unterricht VI S. 64 ff. und Minor Allerhand Sprachgrobheiten. Stuttgart Cotta 1892, woraus (S. 23) eine Bemerkung unseres Textes (S. 198, 1) richtig gestellt wird. Von gesunden Anschauungen geht auch Dr. X*** in „Allerhand Sprachverstand“ Bonn 1892 (Hanstein) aus.

vornherein durch das Schwergewicht wissenschaftlicher Arbeitsthätigkeit totgedrückt werden. Wohl aber sollen sie als ein Zeichen der Zeit in diese Beleuchtung gerückt werden, als ein Ausfluss moderner Strömungen, die ernten wollen, wo sie nicht gesät haben; urteilen, wo sie nicht begriffen haben. Wie weit verbreitet gerade diese Ungeduld unserer Zeit ist, zu einem Ziele zu gelangen, dessen Zufahrtsstrasse sie sich nicht die Mühe nimmt, in Stand zu setzen, das zeigen uns auch die Preisausschreiben des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, dessen schöne Bestrebungen vielfach dadurch matt gesetzt werden, dass er die Aufgaben um ein Jahrzehnt zu früh stellt.

Hier wie dort tritt namentlich eine Geringschätzung dessen zu Tage, was die Forschung geleistet hat und noch leisten kann. Wustmann, der einer politischen Partei anscheinend nahesteht, die für das Handwerk den Befähigungsnachweis verlangt, glaubt unserer Sprache gegenüber den Meister spielen zu dürfen, ohne nach dem Handwerkszeug auch nur sich umzusehen.

Wohl verleiht ihm eine aus solchem Selbstgefühl entspringende Unbefangenheit die Gabe, seine Probleme frisch und schneidig anzufassen und einem bestimmten Ergebnisse zuzuführen, und er hat dadurch seinem Buche einen unbestreitbaren Vorzug gesichert: eine packende Darstellung, die weite Kreise für unser Sprachleben zu interessieren verstand. Aber es fragt sich, was überwiegt, ob der Nutzen des neuerschlossenen Interessekreises, ob der Schaden im neuerschlossenen Boden, den das Unkraut anrichtet, dessen Samen Wustmann mit freigebiger Hand ausstreut.

Vor allem schlimm dünkt mir die Rechthaberei, die so wie so eine Erbkrankheit unseres Volkes ist. Wo auf deutschem Boden ein Baum Blüten treibt, sitzt auch der Zankapfel mitten darunter. Und so wird uns auch der neue Trieb des Interesses für das Leben und Weben unserer Sprache unter dem Wahrzeichen einer *Grammatik des Hässlichen* vorgeführt.

Ablehnen, Absprechen, das ist die Hauptstärke dieser Sprachkenner, nicht Prüfen und Beobachten; Gesetze geben ihre Arbeitsleistung, nicht Gesetze aufspüren. Und wenn wir dann zusehen, von welchen Gesichtspunkten aus diese Gesetze gefasst sind, so sehen wir bei Wustmann Strömungen thätig, die auf anderen Gebieten heutzutage längst überwunden sind. Stilvoll will Wustmann unsere Sprache ausbauen, nach dem Muster jenes stilvollen Hausrates der 70er Jahre; jener Stühle, an denen man sich wohl stiess, auf denen man aber nicht sitzen konnte. Unsere Sprache aber soll wie ein geräumiges Wohnhaus unserer Tage vor allem den Bedürfnissen des täglichen Lebens offenstehen; zurückgezogen in lauschigen Eckchen, in prunkvollen Räumen mögen sich der Schmuck des Lebens und die Kunstfreude um so ungehinderter entfalten.

Darum ist es Zeit, dass auch die Wissenschaft zu unserem neueren Sprachleben wieder einmal Stellung nimmt und Rechenschaft ablegt von dem, was sie bislang erforscht hat. Ob der Verfasser dazu berufen ist, das möge dem Urteile sachverständiger Leser überlassen bleiben, gerufen hat ihn der Widerspruch gegen die Anschauungen und Behauptungen, die augenblicklich so weit verbreitet werden.

Wir sehen, wie die Heilkunst es längst aufgegeben hat, die Schäden, die an unserem Körper sichtbar werden, immer nur an der Oberfläche, an der kranken Stelle, heilen zu wollen; sie sucht in den meisten Fällen einen inneren Sitz des Uebels auf. Aber die Heilkünstler, die an unserer Sprache herumdoktern, glauben trotzdem an der äusseren Erscheinung, an irgend einer Redewendung stehen bleiben zu dürfen, ohne auch nur die Teile ins Auge zu fassen, aus denen sie zusammengesetzt ist, ohne das Einzelne für sich und die Mittel der Verbindung überhaupt zu prüfen. Der Arzt beginnt bekanntlich nicht mit dem Studium der Krankheiten, sondern mit dem des Körpers. Erst wenn er sichere Vorstellungen gewonnen hat von der Lagerung der Knochen, des Bindegewebes und der Gefässe, von ihrer Zusammensetzung und den Zwecken, denen sie dienen, geht er über zur Erkenntnis des Anomalen, zur Diagnose und zum operativen Eingriff.

Ganz so muss auch der Sprachforscher verfahren. Und zu diesem Zwecke muss er erst gründliche Kenntnisse im allgemeinen erhalten, bis er die einzelne Satzfügung beurteilen oder gar durch operative Eingriffe bessern will. Unserer Wissenschaft liegt vor allem Anatomie ob, wenn ein Bild hier berechtigt ist; und nach dieser Seite will das vorliegende Buch ein zusammenfassendes Bild unserer neueren Entwicklung geben. Es soll die Einzelformen, die Teile ins Auge fassen, die sich im Satzgefüge zum Ganzen aufbauen. Wir wollen den Boden ergründen, von dem sie gelöst werden, die Formen betrachten, zu denen sie verwitterten,

oder in die sie menschliche Thätigkeit gebracht hat; wir wollen von hier aus erst den Blick darauf richten, wie die einzelnen Teile ineinandergreifen, welche Aufgaben und Zwecke es sind, denen eine Form dienen kann und hauptsächlich dient, und dann wird uns auch ein Urteil darüber möglich werden, wo eine Form am richtigen Platze ist und wo nicht. Dann können wir wohl auch mit Goethe ausrufen: „*wir haben so viel und mancherlei Stücke Steine vorrätig, dass wir zum Zusammensetzen des Ganzen nicht verlegen sein werden*".

Die Darstellung soll also denselben Weg gehen, den Erdmann mit seinen Grundzügen der deutschen Syntax betreten hat, und den ich schon früher in syntaktischen Veröffentlichungen innegehalten habe [1]; den Ueberblick über das Ganze wollen wir vom Einzelnen aus gewinnen; die Zweckmässigkeit dieses Verfahrens mag sich im folgenden selbst rechtfertigen.

Die Beispiele habe ich mit Vorliebe bekannten Stellen gelesener Dichter [2] und Schriftsteller entnommen; gewisse Fälle dagegen nötigten dazu, sie aus weniger bekannten Quellen zu schöpfen, während für weitverbreitete Erscheinungen auch ein selbstgebildeter Beleg genügte. Die Quellennachweise bei den einzelnen Citaten

---

[1]) Vgl. meine Beiträge zur Syntax des Notkerschen Boethius Diss. Berlin 1883. S. 8.

[2]) Der gebundenen Rede werden natürlich nur solche Belege entnommen, in denen die Stilverschiedenheit zwischen Poesie und Prosa nicht störend wirken kann. Citate im poetischen Gewand empfahlen sich dadurch, dass sie allgemeiner im Gedächtnisse haften.

mögen manchmal überflüssig erscheinen, sie mussten aber der Konsequenz wegen überall gegeben werden. Goethe ist nach der neuen Weimarer Ausgabe citiert, Schiller nach der von Goedeke, Lessing nach Lachmann. Für Luther müssen sich die Quellennachweise noch immer zersplittern: zu Grunde liegt die neue Weimarer Ausgabe, Br. deutet auf die Neudrucke von Braune (Halle, F. Niemeyer), E. auf die Erlanger Ausgabe, deren Fassung beibehalten wurde, insofern die Vergleichung mit den ältesten Originaldrucken prinzipiell wichtige Abweichungen nicht ergeben hat. Für die Bibelstellen ist die Ausgabe von Bindseil (Halle 1850) benutzt. Andere Autoren sind an Ort und Stelle angegeben.

Die fachwissenschaftliche Litteratur ist am reichsten durch Erdmanns Grundzüge vertreten, die als Torso weithin das Bedürfnis anregen, auch den reichlichen Bestand des Nichterledigten aufgearbeitet zu sehen. Wenn ich diesem Bedürfnis hier entgegenkommen möchte, glaube ich doch auch auf den anderen von Erdmann schon behandelten Gebieten, so in der ganzen Darstellung des Verbum, mit eigenen Gaben zu erscheinen. Ausserdem erscheint es mir gegenüber der Paralleldarstellung, mit der Erdmann jede Erscheinung nebeneinander auf althochdeutschem, mittelhochdeutschem und neuhochdeutschem Gebiete verfolgt, empfehlenswert, zunächst nur die neuere Entwicklung unserer Sprache ins Auge zu fassen und dieser gegenüber die früheren Epochen mehr als historischen Hintergrund hereinragen zu lassen, von dem aus die neueren Formen sich abheben und erklären.

Wenn unter den übrigen syntaktischen Arbeiten [1]), die an Ort und Stelle citiert sind, die meinigen breiten Raum einnehmen, so mag das zum Teile darin seinen Grund haben, dass mir deren Ergebnisse bequemer zur Hand sind. Für sie gelten folgende Abkürzungen: Bo. für *Beiträge zur Syntax des Notkerschen Boethius* Diss. Berlin 1883. Luther Pr. für *Untersuchungen über den Satzbau Luthers I. Die Pronomina,* München 1887 und St. I, II für *Steinhöwel und das Dekameron* in Herrigs Archiv LXXXIII S. 167 ff. und LXXXIV S. 241 ff.

Manche Rechtfertigung würde diesem Vorworte noch wohl anstehen, ebenso die Bitte, nicht das ganze Buch es entgelten zu lassen, wenn das erste Kapitel seinem Stoffe nach Mitteilungen bringt, deren Zusammenhang mit der Syntax nicht immer gleich einleuchtet, oder wenn manche Andeutungen der ersten Abschnitte in den späteren erst vollere Beleuchtung erhalten. Wie es aber einerseits nicht nötig ist, derjenigen Kritik, die ihre Pfeile aus den Rechtfertigungsversuchen der Vorworte schnitzt, das Handwerk gar zu bequem zu machen, so wird andererseits der einsichtige Beurteiler auch diesem Buche zu Gute halten, dass es meist neue Errungenschaften sind, die neue Anforderungen wachrufen und Lücken aufdecken, wo sie vorher nicht empfunden wurden.

Heidelberg, im Juli 1892.

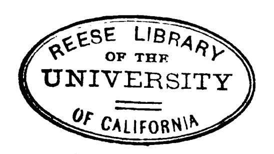
[1]) Hier sei auf Behaghel hingewiesen, unter dessen Einfluss (vgl. Litteraturblatt 1887 Nr. 5 und die auf S. 121 zitierte Arbeit von Binz) einige Abschnitte unseres Buches stehen (vgl. S. 20—25; 120—21; 174—176).





Inhalt.





I. Das Verbum.

I. Abgrenzung des Verbums von anderen Wortklassen.

a) Das Verbum als satzbildender Faktor.

Wenn wir versuchen, das Verbum als Wortklasse zu erfassen, wird uns das negative Verfahren, die Abgrenzung von anderen Wortklassen, am sichersten leiten. Hiefür bieten sich uns verschiedene Ausgangspunkte dar. Wir können den Inhalt ins Auge fassen und fragen, inwiefern das, was die Verba zum Ausdrucke bringen, auch von anderen Wortklassen dargestellt werden kann; unser Augenmerk kann sich darauf richten, inwieweit das Verbum als Ausdrucksmittel genügt, inwieweit es weitere Wortklassen heranziehen muss, und endlich mögen uns mehr formell die satzbildenden Eigenschaften des Verbums beschäftigen, die nach zwei Seiten hin zu bestimmen sind: Ist das Verbum zur Satzbildung unentbehrlich? Genügt das Verbum zur Satzbildung?

Es könnte scheinen, dass man mit all diesen Fragen nach einem und demselben Ziele hin treibe, und in der That führt der eine wie der andere Weg gelegentlich an der gleichen Erscheinung vorbei, aber das Bild ist jedesmal ein anderes, das sie uns darbietet. Wie eben

überhaupt in der Syntax die Mannigfaltigkeit der Beziehungen nur dadurch einigermassen wiedergespiegelt werden kann, dass die gleichen Erscheinungen immer wieder unter anderem Gesichtspunkt vorgeführt werden, so auch hier.

1) Ist das Verbum zur Satzbildung unentbehrlich?

Wenn wir nun unter den oben berührten Gesichtspunkten dem letzten, mehr formellen, den Vortritt lassen, so thun wir dies neben anderen Gründen vor allem deshalb, weil er gleich mitten hinein leuchtet in den fundamentalen Gegensatz, der neuere und ältere Anschauungen trennt.

Die moderne Schulgrammatik noch hat ihre Syntax vorwiegend nach diesen älteren Anschauungen geformt, mit denen sie in erster Linie auf Ferdinand Becker ruht. Danach ist jeder Satz ein Urteil, und demnach das Verbum ein dem Satze unentbehrlicher Bestandteil, der jedem Satze, dem er fehlt, stillschweigend supponiert wird. So z. B. dem Ausspruche Kaiser Wilhelms: *Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!* etwa das Verbum substantivum *ist*, die sogenannte Copula.

Den Kampf gegen diese Identifizierung von Sprache und Logik hat vor allem Steinthal eröffnet, fortgeführt hat ihn überhaupt jede Aeusserung der neueren Grammatik. Ihr ist der Satz die Urform sprachlichen Ausdrucks, die sich von der einfachen Interjektion „O“ bis zum viel umfassenden Satzgebilde eines Philosophen ausdehnen kann. Für sie besteht der Satz von Anfang an

und zerfällt erst bei weiterer Entwicklung in Worte, während nach der älteren Anschauung erst aus einzelnen Worten der Satz sich aufbaute. In dieser älteren Anschauung wurzeln auch unsere Termini *Syntax, Satzbau,* und es könnte verfehlt erscheinen, die Termini einer Richtung zu entlehnen, die man bekämpft; aber wir müssten dann überhaupt unsere Termini ändern und hätten gar kein Band mehr, mit dem wir das Neue an das Alte knüpfen könnten. Ausserdem mag uns gerade nach dieser Seite hin die Betrachtung älterer Grammatiken, vor allem des 18. Jahrhunderts, zur Warnung dienen. Nicht nur dass gewöhnlich diejenigen, die zur Sache am wenigsten Neues brachten, wenigstens mit der Neuheit ihrer Termini prunkten, auch die Versuche selbst, die lateinischen Termini zu verdeutschen, sind immer wieder fehlgeschlagen. Das liegt zum guten Teil darin, dass schon die lateinischen Namen die Funktion der Träger nur ungenügend andeuten, jede wörtliche Verdeutschung also zunächst diese Thatsache ans Licht zieht, ohne gleich die mit dem lateinischen Wort stillschweigend verbundenen Bedeutungen als allgemein anerkanntes Erbe zu überkommen.

Macht man sich aber von dem lateinischen Worte ganz frei, sucht man die Funktionen einer Kategorie in einem deckenden Ausdrucke zu fassen, so ist der Willkür Thür und Thor geöffnet, und der Versuch kann um so weniger gelingen, als ja jede Sprachentwicklung als hauptsächlichste Tendenz die Neigung der einzelnen Kategorien zeigt, ihre Grenzen zu erweitern, Funktionen auszuüben, die dem Nachbar zukommen.

Wenn wir schon aus diesen Erwägungen an den alten Termini festhalten trotz unseres Bestrebens, unsere deutsche Sprache möglichst wenig durch fremde Eindringlinge zu verunzieren, so kommt für den Namen Syntax, Satzbau noch ein weiterer Grund hinzu. Der Satz selbst ist wohl die Grundform, deren Entwicklung mehr analytischen als synthetischen Gang zeigt; aber der Satz erscheint ja viel seltener allein als vielmehr im Gefüge, und das Satzgefüge entsteht allerdings mehr auf synthetischem Wege. Und von eben diesem Standpunkte des Satzgefüges aus sollen hier in erster Linie die Erscheinungen der Syntax gemessen und dargestellt werden, nachdem diese so lange Zeit auf den einfachen Satz im wesentlichen beschränkt geblieben war, in erster Linie, weil Jakob Grimm dem IV. Band seiner Grammatik keinen V. hatte folgen lassen.

Wenn der einfache Satz nun die Grundform ist für die Sprache als Ausdrucksmittel, so ergiebt sich daraus von selbst, dass das Verbum kein unentbehrlicher Bestandteil des Satzes ist. Wie überraschend häufig Sätze ohne Verbum gebildet werden, sieht man erst bei systematischer Beobachtung und bei statistischer Durchforschung irgend eines kleinen Denkmals. Allerdings gehören solche Sätze weit mehr der Umgangssprache an als der schriftlichen Stilform, aber die Umgangssprache wird ja auch litterarisch reichlich festgehalten. Und hier bietet die neuere Litteratur mit ihrer sorgsameren Beobachtung des Thatsächlichen natürlich mehr Belege als die ältere; vor allem das neuere Drama verwendet den ohne Verbum gebildeten Satz

geradezu als eines ihrer Stilmittel, womit es allerdings im Grunde nur eine der Tendenzen der Sturm- und Drangzeit wieder aufnimmt.

Die Grund- und Urform des Satzes spiegelt sich noch heutzutage am sichtbarsten in den sogenannten Interjektionen wieder (Goethe VIII S. 26, 25, Karl: *Ich hab viel gelernt.* Götz: *Ei!*; Schiller, V, 2, 3801: *Ach, meine Mutter blutet!*; 2606 ff.: *Ha! Was werd' ich hören?*). Wir sehen jedoch, dass die Interjektion nur selten noch der einzige Ausfluss der Empfindung ist, vielmehr kommt diese meist noch in einem eigenen Satze spezialisierender zum Ausdrucke, so dass die Interjektion mehr nur als Einleitung erscheint. So finden wir nicht nur *Oh!* und *Ah!*, sondern auch *Ja!* und *Nein!* u. a. ganz selten mehr als satzbildend. Viel häufiger treten uns in solcher Eigenschaft Formen aus anderen Wortklassen entgegen, so z. B. Anredeformen (vgl. Schiller V, 2, 27 ff., Carlos: *Mutter? O Himmel, gieb, dass ich es dem vergesse, Der sie zu meiner Mutter machte!* Domingo: *Prinz?*). Vor allem die Kombination mit dem göttlichen Namen oder irgendwelcher religiösen Institution dient von alters her dazu, Stimmungen und Empfindungen aller Art in einem Ausrufe zu entladen: *O Gott, O Himmel, Pfui, Teufel!* u. a. Wie gerade hier andererseits die Scheu vor der Erhabenheit dieser Namen zu Umgestaltungen aller Art führte (vgl. *O je!* u. a.), ist bekannt, und eine eingehende Erörterung dieses Gegenstandes würde uns hier zuweit führen. Kombinationen ausserhalb dieser religiösen Sphäre sind viel seltener und dringen

neuerdings mehr vom Norden aus in die Litteratur ein.

Von eben derselben Seite aus ist man auch bestrebt, unartikulierte Empfindungslaute dem Leben abzulauschen, um sie graphisch festzuhalten, wofür namentlich die konsonantischen Interjektionen bei Gerhard Hauptmann typisch geworden sind [1]. Aehnliche Bestrebungen kehren immer wieder im Laufe der Zeit. Aus Terenz haben sie Uebersetzer der Frührenaissance [2] übernommen, in der Sturm- und Drangzeit hat sie Goethe im Götz hervortreten lassen.

Eben im Götz begegnen wir nicht nur Interjektionen, die den nachfolgenden Satz vorwegnehmen (wie 140, 11: *Paff! Schoss ihn einer vor'n Kopf*), sondern auch solchen, die gerade den Verbalbegriff andeutungsweise ersetzen (141, 12: *Hasch! Den Spiess ihm zwischen die Rippen*), ähnlich mit interjektionellem Imperativ (153, 21: *Horch, ein Pferd!*).

Aus Götz mögen auch die einzelnen Wortklassen hier nacheinander in Belegen vorgeführt werden, wie jede für sich zur Satzbildung genügt. Das Substantiv finden wir sehr häufig im Nominativ (5, 12: *Bamberger? Was thun die hier?* 22, 21: *Der Vater! der Vater!* 70, 24: *das Volk murmelte: „ein schönes Paar“* [3]). Als Objektsakkusativ erscheint das Substantiv vor allem in

[1]) Vgl. Das Friedensfest Berlin 1890 S. 2. (ffff!!!) u. a.

[2]) So z. B. der Ulmer Patrizier Neithart in seiner Uebersetzung des Terenzischen Eunuchus, Ulm 1486.

[3]) In diesen Belegen, in denen deutlich Prädikatsnominativ vorliegt, erscheint das Substantiv selten ohne Attribut, denn in

Heischeformeln (146, 15: *Mein Pferd*), weniger häufig in der Frage (56, 1: *Meinen Auftrag*). In der einfachen Aussage kann das Verbum zum Objekt gelegentlich auch aus der Situation ergänzt werden (110, 18: *Kohlen*, gnädige Frau), wobei in der Anredeform das Subjekt meist nachträglich noch hinzugefügt wird.

Im Dativ und Genitiv ist das satzbildende Substantiv seltener zu belegen, ein Beleg, wie 151, 15 (*Mit dir feigem Kerl*) beruht eher auf Aposiopese.

Das Adjektiv, das ja zwei Funktionen in sich vereinigt, eine attributive und eine prädikative, tritt natürlich nur in der letzteren satzbildend auf, da ja gerade zum Begriff des Attributs die Anlehnung an ein Substantiv [1]) gehört, wenn auch in manchen Belegen (wie 151, 15: *Mit dir feigem Kerl*, 21, 12: *Garstige Leut*) das Adjektiv dem Inhalte nach eher der Träger des Satzes ist als das Substantiv, also das attributive Adjektiv dem substantivierten sich nähert (vgl.: *Sie Schlimmer!*). Für das prädikative Adjektiv sind hier vor allem Beziehungen zu anderen Wortklassen in Rechnung zu ziehen (vgl. 138, 27: *Schade, dass etc.*) und in Belegen, wie 87, 23: *Gut*, 11, 8: *Wohl* mischt sich Adverb und Adjektiv, wie es ja überhaupt in diesen Fällen, da formell der Unterschied zwischen beiden Klassen fast gänzlich ge-

---

138, 27 *Schade, dass wir nicht reiten dürfen* ist das Substantiv ganz zum Adjektiv geworden, und 70, 19 *Gespräche* klingt nicht ganz natürlich.

[1]) 34, 12 *Fröhliche Botschaft* u. a.

schwunden ist, meist unmöglich wird, die Wortklasse zu bestimmen.

Wenn wir so jede Wortklasse allein in sich zur Satzbildung ausreichend gefunden haben, so tritt uns bei der Kombination von Wortklassen, bei ganzen Wortgruppen der Mangel eines Verbums mehr eingeschränkt, gewissen Bedingungen unterworfen entgegen.

Bei Wortgruppen vor allem findet sich jene Auslassung des Verbums, die auf stillschweigender Ergänzung beruht. Ergänzen lässt sich das Verbum in erster Linie aus dem Zusammenhange, in dem es meist vorher schon ausgesprochen war, sei es vom Redenden selbst (90, 18: *Ihr seid mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieser Zeit*), sei es vom Angeredeten (10, 21: Georg: *Darf ich nicht mit?* Götz: *Ein andermal, Georg*). Häufig jedoch ist das Verbum selbst nicht im Zusammenhang enthalten, sondern ein verwandtes, ein Synonym geht vorher. Seltener als aus dem Zusammenhange lässt sich das Verbum aus der Situation selbst ergänzen. Diese Ellipsen sind nur der gesprochenen Sprache eigen, die mit Gebärden operiert (89, 14: *Mir befahl er eure Hand zu küssen.* Adelheid: *Da*). Hier beschränkt sich der Satz meist auf eine Wortklasse, in erster Linie Pronominaladverbien.

Anderer Art ist die Aposiopese des Verbums. Verschwiegen wird hier zwar auch meist etwas, das sich aus dem Zusammenhange ergänzen lässt, aber die Ergänzung ist nicht so naheliegend, und die Ursache der Auslassung eine andere; in den meisten Fällen ist es die Scheu, den Gedanken, so wie man ihn zu Ende

denkt, auch sprachlich zum Abschluss zu bringen (vgl. 12, 20 Martin: *Wenn ihr Wein getrunken habt, seid ihr alles doppelt, was ihr sein sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend . . . Aber wir —*).

Abgesehen von diesen Fällen begegnen wir der Auslassung des Verbums vor allem in Heische- und Fragesätzen. Und hier zeigt sich uns gleich auch ein Ausdrucksmittel, das die Wortklasse des Verbums vertreten kann, das ist der Ton, der sich ja auch in der geschriebenen Sprache durch die Formen der Interpunktion, das Ausrufzeichen und das Fragezeichen Beachtung verschafft (vgl. 40, 1 ff.: *Von was anders! Nicht so hitzig, ihr Herrn. Bei Tisch geht alles drein. Einen anderen Diskurs, Liebetraut!* 107, 25: Sickingen: *Liebe Marie, lasst uns gehen.* Maria: *Du auch? Mein Herz wird brechen*).

Wenn wir aber das Ausrufezeichen beim Heischesatz erwähnt haben, so haben wir nur einen Teil der Fälle gestreift, in denen die Interpunktion den volleren Ton der Rede festzuhalten bestrebt ist. Denn die Heischeform ist nur eine Form des Ausrufs, und mit ihr teilen auch die anderen Erscheinungsformen die Vorliebe für Auslassung des Verbums (vgl. 161, 17: *Gift! Gift! Von eurm Weibe! — Ich! Ich!* 155, 22: *Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen!*)

Hat uns in diesen Fällen die Nüancierung des Tones, der unsere Interpunktion natürlich nur wenig nahekommt, das Verbum vertreten, so begegnen uns nun andererseits zahlreiche Sätze, in denen überhaupt nur ein

ganz bedeutungsloses Verbum ausgelassen scheint; was uns in diesen Sätzen eigentlich fehlt, ist kein materielles Moment, sondern rein formell die Ausprägung der Tempus- und Modusform (91, 24: *Da sah ich erst, dass ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern*). Das Verbum, das hier fehlt, ist die sogenannte Copula, ein zum blossen grammatikalischen Flickwort herabgesunkenes Zeitwort, dessen Grundbedeutung einst auch vollen sinnlichen Gehalt gehabt hatte. Gerade hier zeigen die Beispiele aus Götz, wie glücklich Goethe die natürliche Sprache zu treffen wusste (66, 19: *Ritterpflicht! Kinderspiel!* 8, 18: *Lumpenhunde die Reiter!* 6, 11: *Gott erhalt' ihn! Ein rechtschaffener Herr!*). Solche Sätze führen uns noch aus der modernen Sprache Grundformen der Satzfügung vor Augen, wie sie uns das Lateinische reichlicher konserviert hat, während uns Deutschen die Schulgrammatik das Verbum auch hier aufgedrängt hat, so dass wir in der Not immer wenigstens nach der inhaltleeren Copula greifen. Wie anders ein Beleg wie 159, 1: *Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume.*

Nachdem wir hier Manches nur oberflächlich gegestreift haben, was in dem Kapitel über das Verbum als Ausdrucksmittel eingehender behandelt werden soll, müssen wir der Frage, ob das Verbum dem Satze unentbehrlich ist, die andere anreihen, inwieweit das Verbum zur Satzbildung genügt.

2) Inwieweit genügt das Verbum zur Satzbildung?

Unsere Sprache verwendet das Verbum in den Flexionsformen, der sogenannten Konjugation. Die Bedeutung, die im Verbalstamm ruht, wird dadurch in Beziehung zu einem Subjekt gesetzt, und zwar in eine Beziehung, die zeitlich und modal festgelegt ist (vgl. Götz 100, 14: *Eure Reiter fliehen der Höhe zu.* Selbitz: *Höllische Schurken! Ich wollt sie stünden.* 101, 6: *Ein fürchterlich Gedräng, wo er stund*). Erst in solcher Beziehung zu einem Subjekt wird der latente Verbalgehalt lebendig und für unser modernes Empfinden ist das einzige Mittel, ihn zu wecken, die Verbalflexion. Es ist uns daher unmöglich, die Formen des Infinitivs und Partizips als Verbalformen aufzufassen, sie werden uns nur in der Kategorie der Nomina, als Substantiv und Adjektiv, verständlich, daher die Bezeichnung Verbalnomina. Und doch bedürfte die Beziehung auf ein Subjekt an und für sich keines flexivischen Ausdrucksmittels, sie könnte auch aus der blossen Anfügung der einen Wortklasse an die andere hervorgehen, wie uns nicht bloss fremde Sprachen, sondern auch eigenartige Fügungen unserer Sprache zeigen.

Kinder bedienen sich seltener der Flexionsformen als Erwachsene, sie führen den Verbalbegriff am liebsten in der Form des Infinitivs ein, und auch Erwachsene haben zu allen Zeiten sich gelegentlich durch solche Infinitivkonstruktionen von anderen abgehoben. So bemerkt z. B. schon der Verfasser der bayrischen Sprachkunst[1]) S. 562: *Es giebt hin und wieder einige*

[1]) Anleitung zur deutschen Sprachkunst. München 1765.

Sonderlinge, welche sich die Art im Infinitiv zu reden gänzlich angewöhnet haben. Sie sprechen z. E.: „nichts verstehen, alles Alte verachten, aber fehlen, ich schon zeigen“ u. s. f. Andere Leute wurden so sprechen: „Diese Neulinge verstehen nichts, sie verachten dennoch alles, was Alt ist; sie fehlen aber, ich werde es ihnen schon zeigen.“

Weit verbreitet sind die Verbalnomina als einziger Bestandteil des Satzes vor allem in lebhafter Rede. Schon der Dialog begünstigt sie als Form, in der das hauptsächlichste Moment der Vorrede wieder aufgenommen wird (vgl. 49, 26: *Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.* Franz: *Gehört? Das ist eben, als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen* u. a. 109, 20: *Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad* u. a. Aber auch sonst: 155, 22: *Er, oder ich! Der Uebermütige! Mir drohen!* 14, 12: *Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückenderen Bürde des Gewissens machtlos zu keuchen.* 28, 16 *was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal! wo wir als Buben unsere Jagd trieben*). Schon hierin zeigt sich, dass verschiedene solcher Konstruktionen durch Ergänzung von Hilfsverben („sein“ oder „haben“ u. a.) zur Not in das Normalschema eines Satzes gepresst werden könnten, dass aber damit auch der eigentliche Charakter des Ausrufs in den meisten Fällen verwischt würde. Und noch deutlicher ergiebt sich dies aus der imperativischen Verwendung dieser Formen. Für den Infinitiv bietet uns der Götz keinen Beleg; wir finden ihn aber im täglichen Leben so überaus häufig, nament-

lich bei öffentlichen Bekanntmachungen und polizeilichen Anordnungen: „Weiter gehen“! „Nicht ankleben“. Und ebenso das Participium Praeteriti (vgl. Götz 7, 14: *Nur nit viel geschimpft*, *Hänsel.* 139, 14: *Was sich widersetzt*, *niedergestochen!* u. a.). In einigen dieser Fügungen mag in der That Ellipse eines Hilfsverbs vorliegen, in anderen mag die Analogie mitgewirkt haben, in den meisten Fällen aber liegt in diesen Formen der Verbalgehalt in der That in nominaler Fassung vor und erhält seine modal-temporale Beziehung auf ein Subjekt nur durch den Zusammenhang und die Betonung, genau so wie die Nomina in 40, 1 ff.: *Von was anders! Nicht so hitzig, ihr Herrn. Einen anderen Diskurs, Liebetraut!*

Von diesen nominalen Formen abgesehen, genügt das Verbum zur Satzbildung eigentlich nur noch im Imperativ. Es ist das um so auffallender als der Imperativ des Singulars zugleich die einzige Verbalform ist, die kein Flexionszeichen an sich trägt, während die anderen Verbalformen sämtlich in ihren Endungen schon das Subjekt verkörpern, das sie ausserdem noch in einem besonderen Subjektworte neben sich haben (*Ich gehe, du gehst, er geht, Karl geht*). Sogar die sogenannten unpersönlichen Verba, für die auch unser heutiges Empfinden kein eigentliches Subjekt kennt, nehmen wenigstens ein grammatikalisches zu sich (*es donnert*), wobei allerdings die uneigentlichen Impersonalia, wenn das logische Subjekt im obliquen Casus den Satz eröffnet, ein formelles Subjektwort entbehren können (*es friert mich; mich friert*). Die Bedingungen, aus denen heraus

die Verbalform auch ein besonderes Subjektwort zum unzertrennlichen Begleiter erhielt, lernen wir am besten in solchen Sprachen kennen, die nur Ansätze, nicht aber die ganze Entwicklung gezeitigt haben. Auch das Lateinische operiert häufig mit dem Personalpronomen, um Gegensätze hervorzuheben, wie sie der Dialog für die erste und zweite Person begünstigt, während die Erzählung diesen beiden gerne die dritte Person, den oder die Abwesenden gegenüberstellt. Ausserdem wird das Verbum der dritten Person überwiegend mit einem Nomen verknüpft, sei es unmittelbar, sei es mittelbar durch ein Demonstrativpronomen, so dass schon von hier aus die ganze Entwicklung ungemein gefördert wurde.

Unsere Sprache hat diese Entwicklung nicht mit einemmale vollzogen und abgeschlossen. Mit jeder Periode wird der Kreis der Verbalformen enger, die ohne Subjektwort Sätze bilden können. Noch Luther zeigt hierin Freiheiten, die uns entschwunden sind [1]).

Die Verbalform der dritten Person kann das Subjektwort überhaupt nur noch da entbehren, wo dieselbe Person oder Vorstellung im engsten Zusammenhange schon vorher als Subjekt [2]) fungierte. Und auch hier sind die Schranken immer enger geworden. Die Sätze müssen gleichwertig sein, denn Ergänzungen aus dem

[1]) Dass dieser wie mancher andere Prozess gelegentlich künstlich gehemmt wurde, hat die Entwicklung doch nicht lange aufhalten können. So haben Goethe und andere Klassiker vergebens versucht, die alte Sparsamkeit im Gebrauch des Subjektwortes wieder einzuführen (vgl. Erdmann S. 5).

[2]) Aus obliquen Casus wird überhaupt kein Subjekt mehr ergänzt.



Hauptsatz in den Nebensatz und umgekehrt sind nicht mehr erlaubt (vgl. Goethe XXVII S. 354, 13: *Als nun aber gar zuletzt ein . . . jüngerer Sohn in's Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm . . .*); die Wortstellung spricht mit herein, denn hinter dem Verbum, also in der Inversion, können wir das Subjektwort nicht mehr entbehren (vgl.: *Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde rot über und über; dann warf sie sich auf's Gras, lachte überlaut und wollte sich gar nicht zufrieden geben.* Goethe XXVII S. 368, 7 ff.) Ausserdem begünstigen koordinierte Sätze auch bei günstiger Wortstellung diese Ellipse eigentlich nur bei *und* (vgl.: *Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friederiken.* Goethe XXVII S. 350, 25).

Die erste Person erscheint vor allem im Briefstile häufig ohne Subjektwort, eine Erscheinung, die mehr zeremonieller als syntaktischer Natur ist und enge zusammenhängt mit der Abneigung, den Brief mit einem „Ich" zu eröffnen. Erdmann [1]) (S. 6) belegt diese Neigung schon aus dem 17. Jahrhundert, und sie wird auch in der Petersburger Grammatik [2]) belegt und von Gottsched [3]), der bayrischen Grammatik S. 533 und Adelung [4])

---

[1]) Vgl. auch Wustmann S. 129.

[2]) Teutsche Grammatica zum Gebrauch des St. Petersburgischen Gymnasii 1734 S. 378.

[3]) Kern der deutschen Sprachkunst Leipzig 1759. S. 212.

[4]) Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache II Leipzig 1782 S. 367. Der Auszug aus der deutschen Sprachlehre (Berlin 1781) wird unter Adelung (Auszug) citiert.

bekämpft. Adelung führt an: *denenselben habe hiermit melden wollen.*

Von diesem Falle abgesehen hat sich die einfache Verbalform der ersten Person nur noch in formelhaften Isolierungen erhalten, wie z. B. in *weiss*, *bitte*, *danke*, *geschweige*; wie wir sehen, meist im Singular, während der einzige Plural *wollen* heutzutage nicht mehr geläufig ist.

Die zweite Person zeigt in den Endungen des Singulars ja an und für sich schon das Subjektwort angehängt [*findest* aus *findis-tu; namst* aus *nami-namis-tu*] [1]), ausserdem macht es die mündliche Rede in den meisten Dialekten unmöglich, das Subjektwort, wenn es dem Verbum folgt, vernehmen zu lassen. Hieraus ergeben sich gerade für die zweite Person Singularis überall Ansätze zur Ellipse, und auch die Goetheschen Tendenzen, die Erdmann (S. 6) bespricht, beruhen fast ganz hierauf. Im Plural findet sich demgemäss die Ellipse sehr selten, und wo sie erscheint, lässt sie sich aus Analogiewirkung erklären.

Der Imperativ nun hat zwar auch ohne starke Betonung der angeredeten Person zeitweise Neigung gezeigt, ein Subjektwort zu sich zu nehmen, heutzutage hat sich aber für ihn gerade der Mangel eines solchen als Kennzeichen herausgebildet und dadurch befestigt. Ursprünglich beruht hier die Ellipse wohl teilweise darauf, dass es weniger als irgendwo nötig war, hervorzuheben, wer mit der Form gemeint war, und noch mehr

---

[1]) Vgl. Braune Althochd. Grammatik[2] §. 306 Anm. 5.

auf dem interjektionellen Charakter, der immer zur Kürze neigt und an die erste Stelle immer das wesentliche Moment drängt. Wir setzen ja auch noch heute das Subjektwort, wenn wir es verwenden, hinter den Imperativ: *Geh Du!* In *Du! Geh!* liegen, wie schon die Interpunktion anzeigt, zwei Sätze vor.

b) Das Verbum als Ausdrucksmittel.

Auch in dieser Eigenschaft können wir das Verbum von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, wir können es ganz allgemein den anderen Wortklassen gegenüberhalten und fragen, inwieweit diese dasselbe zum Ausdruck bringen können, was das Verbum ausdrückt, oder wir können im einzelnen darstellen, inwieweit das Verbum aus sich heraus etwas ausdrücken kann, inwieweit es andere Wortklassen in seinen Dienst stellen muss.

1. Allgemeine Abgrenzung.

Am sichtbarsten grenzt sich das Verbum vom Substantiv ab. Wenn im Götz (153, 21) der Hauptmann ausruft: *Horch, ein Pferd!* so gibt er mit diesem *Horch* zuerst nur einer Wahrnehmung Ausdruck, die sich ihm als untrennbare Einheit darbietet. Erst der Zusatz *ein Pferd* beweist, dass ihm seine Erfahrung ermöglicht hat, der Bewegung die treibende Ursache, dem Accidens die Substanz gegenüberzustellen. Wir sehen, der Begriff des Verbum ist nur im Zusammenhange mit dem Substantiv zu erfassen; beides sind die

Pole, in die sich der Satz, wie er sich in unseren Interjektionen als Urform noch wiederspiegelt, zunächst gespalten hat. Unsere eigentlichen Impersonalia lassen sich demnach als Sätze auffassen, in denen diese Spaltung nicht eingetreten ist.

Fragen wir weiter nach, womit sich das Verbum inhaltlich vom Substantivsubjekt unterscheidet, so ist es die Bewegung, mit der es von der ruhenden Substanz sich abhebt. In unserer Sprache freilich zeigt der grösste Teil der Sätze ein Verbum, das Ruhe ausdrückt, Zustände darstellt; aber meist ist es die Copula *ist*, die ursprünglich auch lebensvolleren Gehalt hatte. Vorgänge allein bedürfen im Grunde eines Verbums, für Zustände[1]) genügte eigentlich die Agglutination eines den Zustand darstellenden Nomens (Götz 101, 6: *Ein fürchterlich Gedräng, wo er stund.* 18, 14 *Ach, ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätt'*).

Hier ist die Grenze zwischen Vorgang und Zustand mehr eine stilistische als eine syntaktische. Der nüchterne Verstandesmensch wird leicht geneigt sein, auch den sinnfälligsten Vorgang nur in seinem Endergebnis zu fassen, während der Dichter auch Zustände zu Begebenheiten ausmalt vgl. Faust 905: *Im Thale grünet Hoffnungsglück* . . .

935: *Selbst von des Berges fernen Pfaden*
Blinken uns farbige Kleider an.

---

[1]) Dass die Aufgabe, Zustände darzustellen, dem Verbum erst sekundär zufiel, spiegelt sich auch noch in der Konjugation wieder, im periphrastischen Perfekt u. a.



mit 941 ff.: *Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren*
Ist ehrenvoll und ist Gewinn,
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin;
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben
Ist mir ein gar verhasster Klang.

Wenn hier die Grenzlinie zwischen der verbalen und der nominalen Ausgestaltung des Prädikats — denn um dieses handelt es sich — wesentlich eine stilistische genannt wurde, so giebt es doch auch allgemein gültige Thatsachen, die hier zur Darstellung kommen sollen.

Zunächst kann ja keine Sprache an der Beobachtung von Vorgängen stehen bleiben; an der Erfassung des Zuständlichen, in den Nominalprädikaten legt sie alle Abstraktionsfähigkeit nieder, die ihren Trägern gegeben ist, bis endlich auf einem Höhepunkte dieser Bewegung Satz und Urteil identifiziert wird.

Darum drängt auch das Konjugationssystem der modernen Sprachen das Nominalprädikat in den Vordergrund mit dem periphrastischen Perfekt des Intransitivums und den Formen des Passivs.

Und von diesen Fügungen aus ist namentlich an Stelle von Bewegungsverben die Verbindung einer das Richtungsziel anzeigenden Lokalpartikel mit der Copula getreten (*Ich komme. Ich bin gekommen. Ich bin hier*). Namentlich haben sich auf diese Weise Präfixe gern von komponierten Verben losgelöst (*Ich bin zurück* für *zurückgekehrt*).

2. Das Verbum als Ausdrucksmittel zieht andere Wortklassen in seinen Dienst.

α) Das Transitivum.

Schon das Transitivum lässt sich unter diesem Gesichtspunkte auffassen. Denn wenn das Intransitivum in sich selbst alles enthält, was einen Verbalgehalt zum Ausdrucke bringt (*er geht, er kommt*), so ist beim Transitivum das Objekt, das die Verbalthätigkeit in sich aufnimmt, meist von einschneidender Wirkung auf die Bedeutung selbst. Transitiva können zwar anscheinend auch absolut gebraucht werden, aber auch in *er liebt* ist ein Objekt supponiert; und in den Fügungen wie *er liebt mich* und *er liebt die Freuden der Tafel* treten sich im Grunde zwei verschiedene Verba entgegen.

Ausserdem gehen einzelne Transitiva mit bestimmten Objekten eine so enge Verbindung ein, dass diese sich bis zur förmlichen Komposition steigert (vgl. *stattfinden, wahrnehmen* [Ahd. wara-neman] u. a., während *Stunde geben, Acht geben* u. a. erst auf der Vorstufe stehen). Es wäre von grossem, auch syntaktischem Interesse, eingehend zu beobachten, wie weitverzweigt diese Objektsakkusative in unserer Sprache schon erscheinen, die dem einst vollen Verbalbegriff das Blut aussaugen, bis er endlich zur blossen inhaltlosen Form herabsinkt. Wir müssen uns jedoch hier mit diesen Andeutungen begnügen, wie überhaupt leider unsere Darstellung in diesem Abschnitte noch häufig einen skizzenhaften Eindruck

machen wird, weil unsere Zeichnung erst bei der Erforschung einzelner Denkmäler volle Farbe erhalten kann.

Andeutungsweise auch nur können wir verfolgen, wie sich am einzelnen Verbalstamm, der in unsere Sprache immer nur in einer Fassung, entweder in der transitiven oder intransitiven, eintrat, allmählich zur einen Fassung die andere hinzu entwickelte. Dieser Prozess ging entweder Hand in Hand mit einem Bedeutungswandel überhaupt oder mit einem Zerfall gewisser Lautformen.

Wir haben oben schon bemerkt, dass Transitiva auch absolut verwendet werden. Wir haben eben dort auch gesehen, dass die Entwicklungsfähigkeit des Verbums hierbei auf einen bestimmten Punkt, das supponierte Objekt, eingeschränkt wird (*er liebt* bleibt auf die Beziehungen zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht eingeschränkt). So wird *kochen* (coquere) häufig absolut gebraucht, und am Ende lässt sich auch die Redensart *das Wasser kocht* ähnlich erklären. Denn gerade in der Küchensprache begegnen uns viele solche Verschiebungen, die zum guten Teile auch darauf zurückgehen können, dass für den sinnlich wahrnehmbaren Vorgang nicht überall das gleiche Subjekt erfasst wurde. Freilich ist es hier gefährlich, Vermutungen aufzustellen, weil wir die Grundbedeutung der Verbalwurzeln nicht alle kennen und demgemäss auch die etwaigen Analogiewirkungen nicht alle überschauen können. So liegt z. B. für *sieden* eine intransitive Grundbedeutung nahe, obwohl es frühzeitig gerade transitiv vorkommt, während

brâten zunächst transitiv erscheint und bei Otfried [1]) zuerst in intransitiver Bedeutung vorkommt.

Deutlich ist die intransitive Entwicklung aus dem absoluten Gebrauch bei *schlagen*, *brechen*, auch bei *schiezen*, das in der älteren Zeit ganz auf die Bedeutung *sagittam mittere* beschränkt war und erst in der mittelhochdeutschen Dichtung schüchterne intransitive Anläufe nimmt (vgl. Hugo von Montfort: *ich sich die sternen schiezen* u. a. [2]). Auch Reflexiva dienen hier als Mittelstufe, so ist für unser *scheiden* schon im Gotischen nebeneinander die Bedeutung *separare* und *discedere* belegt, zwischen denen beiden ein *skaidan sik* = discedere vermittelt. Aehnlich wird auch die passive Bedeûtung von *heissen* zu erklären sein, das schon im Althochdeutschen neben der Bedeutung von *jubere* diejenige von *vocari* entfaltet (vgl. Grimm Gramm. IV S. 52).

Wir sehen, der Bedeutungswandel hat den Transitiven jeweilig ein Intransitivum zur Seite gestellt; die umgekehrte Erscheinung dagegen knüpft meist an lautlichen Zerfall an. Nur wenige Belege bieten auch hier wirkliche Uebertragung der Bedeutung dar, so wenn das Bild des qualmenden Schlotes seit Einführung des Tabaks auf die *rauchende* Menschheit übergeht, der nun in den Fügungen *eine Pfeife rauchen*, *eine Cigarre rauchen* auch ein Objekt unterstellt wird.

Dagegen auf dem lautlichen Zusammenfall der alten Suffixe *ên* und *jan* beruht der Uebergang von *bleichên*,

---

[1]) O. V 13, 31: So sie zi stáde quamun, sie thar fíur gisahun, brót ouh thar zi héntí joh fisga brâtenti.

[2]) Lexer Mhd. Handwörterbuch II S. 727.

pallescere, das wir noch in *erbleichen* haben, in unser heutiges *bleichen* (bleich, weiss machen), das erst im Mittelhochdeutschen erscheint; hierauf beruht die Doppelbedeutung von *heilen* (heilên = heil werden; heiljan = heil machen). Ebenso *hängen* gegen *hangen.* Dem *glühen* (ahd. *glôjan*) wurde irrtümlich eine transitivierendes Suffix zugeschrieben und so dem Intransitiv *candere, candescere* im Mittelhochdeutschen ein Transitiv zur Seite gestellt. Auf Grund des Zusammenfalls der Suffixe stellte sich bei *rollen* [1]), das als Intransitivum von *rolle* abgeleitet war, in neuerer Zeit ein Transitivum ein. Andere Verba, die neben dem Intransitivum eine transitive Ableitung zur Seite hatten, begünstigen die Verdrängung der letzteren durch das Grundverb, so mischen sich immer wieder Formen des starken Verbum *wegen* in die Funktionen des abgeleiteten (wagjan) ein (vgl. vor allem unser heutiges *bewog* mit mhd. *bewegete.*

Wir haben in diesen Verben auf „jan“ schon ein Mittel unserer Sprache kennen gelernt, um von intransitiven Verbalstämmen Transitiva zu bilden (vgl. *liegen* und *legen* [lagjan]); es ist aber ein Mittel, dessen sich die Sprache namentlich später wenig mehr bedient; ganz anders entwickelt haben sich hiefür die Präfixe.

---

[1]) Grimms Deutsches Wörterbuch (D. W. B. VIII S. 1140) erweckt den Anschein, als ob das Mittelhochdeutsche unter seinen spärlichen Belegen für *rollen* auch schon transitive aufweise, das ist aber nach Lexer II 483 nicht der Fall.

β) **Die Präfixe als Mittel der Transitivierung.**

Es ist überhaupt bei der Vergleichung einer deutschen Uebersetzung mit dem fremden Original verlockend, zu beobachten, wo fremde Composita im Deutschen mit einem Simplex gegeben werden und umgekehrt. Dies gehört aber mehr in das lexikalisch-stilistische Gebiet. Dagegen der allgemeinen Syntax unterstehen die Versuche, mittels der Komposition mit Präfixen einen Verbalstamm transitiv zu fassen, Versuche, denen wir schon bei den althochdeutschen Uebersetzern begegnen. Von den eigentlichen Präfixen *be*, *ent*, *er*, *ge*, *ver* und *zu* kam hier nur *be*, ganz vereinzelt *ge*, *er* und *ver* zur Verwendung. In Compositis wie *überschreiten* neben *schreiten* u. a. liegt eine so durchgreifende Veränderung der Verbalbedeutung vor, dass wir sie hier ausschliessen müssen; ausserdem ist das scheinbare Objekt hier ein von der Präposition abhängiger Casus. Anders nun *be*, dem Grimm aus dem gotischen *bi* die Bedeutung von *circum* zu Grunde legt, die unser *bei* nicht bewahrt hat. Schon in den alten Glossen übrigens erscheint das Präfix als Lückenbüsser für lateinische Präfixe aller Art. Ueber die Entwicklung des Präfixes zum Mittel der Transitivierung vgl. Grimm II S. 799 ff., wo (S. 802) auch zahlreiche Belege gegeben sind. Das durch unser Präfix untergeordnete Objekt wird bald aktiv in die Verbalsphäre einbezogen (*leben* — *beleben*), bald passiv (*dienen* — *bedienen*). Mittels des Präfixes kann fast von jedem Intransitivum ein Transitiv gebildet werden; nur wenige Verba schliessen sich aus, so *blühen*,

hungern, rasen, sterben (im Neuniederländischen giebt es ein intransitives *besterven*), *schwinden, winnen (gewinnen), wüten.*

ge hat auf älteren Sprachstufen noch mehr Belege zu verzeichnen, wovon uns *geschweige* und *gewinnen* erhalten sind, ebenso *gestehen*, dem als einziger Beleg für *ver verstehen* zur Seite tritt [1]. Das Präfix *er* vermittelt Transitiva aus *blicken (erblicken)* und aus *fechten (erfechten)*, sonst [2] werden wir dieses Präfix gerade mit Vorliebe vor Intransitivis beobachten.

γ) Die Präfixe als Mittel, die zeitliche Aktionsart zu wandeln.

Die Verhältnisse, die hier zur Sprache kommen sollen, lassen sich in unserer deutschen Sprache nicht so übersichtlich darstellen, weil sie bei uns keinen klaren und konsequenten Ausdruck am Verbalstamme gefunden haben, sondern teilweise ganz verkümmert sind, teilweise auch Verbalformen in ihren Dienst gezogen haben. Am schärfsten hat sich diese Aktionsart der Verba wohl in den slawischen Dialekten herausgebildet, die wir deshalb zum Vergleich heranziehen müssen [3]. Dort wechseln ganz bestimmte Präfixe am Verbalstamm, je

---

[1] Im Mittelhochdeutschen noch *verliegen*, das als *sich verliegen* häufig belegt und im Partizip *verlegen* auch neuhochdeutsch erhalten ist.

[2] Vgl. auch *erschlafen* bei Goethe IV, 4, 124, 14.

[3] Vgl. Streitberg P. Br. B. XV S. 70 ff. Heinzel in Zsch. f. d. A. XXXV Anz. S. 91.

nachdem die Verbalthätigkeit in ununterbrochener Dauer (imperfektive Aktionsart, vgl. *steigen* = *to be mounting*) dargestellt wird oder mit Hinblick auf den Augenblick der Vollendung (perfektive Aktionsart). Im letzteren Falle kann nun der Schwerpunkt auf den Augenblick der Vollendung fallen (momentan-perfektiv, vgl. *ersteigen*, vgl. die lateinischen Inchoativa) oder auf den Abschluss, den die dauernde Handlung damit erzielt (durativ-perfektiv, vgl. *besteigen*). Während die ebenerwähnten Aktionsarten zur Not auch in unserer deutschen Sprache durch Präfixe gekennzeichnet werden können, nur nicht in so geregeltem Wechsel der Präfixe, ist uns dies für die sogenannte iterative Aktionsart unmöglich, die eine Handlung in ihrer Wiederholung zum Ausdruck bringt und ihrerseits wieder in eine imperfektive *(ich steige umher)* und eine perfektive *(ich ersteige [besteige] den Berg zum wiederholten Male,* vgl. lat. *re*) zerfällt.

Aus unserer deutschen Sprache kommen für diese Aktionsarten im wesentlichen nur zwei Präfixe in Betracht: *er* und *ge*.

Das Präfix *er*, das der momentan-perfektiven Aktionsart dient, bringt ursprünglich die Bewegung von innen nach aussen zum Ausdruck (*erblühen*, *erschallen*). Wir finden es vor allem bei Nominalableitungen (*erblassen*, zu *blass* u. a.), von denen aber einige in neuerer Zeit *ver* angenommen haben (*veralten*, *verarmen*, Grimm II, 822). Grimm a. a. O. will die inchoative Bedeutung mehr aus dem Suffix (Verba auf *ên*) als dem Präfix hervorgehen lassen; aber damit ist dem Präfix selbst die

Bedeutung nicht genommen: es hebt eben das hervor, was das Suffix schon kennzeichnet, wie ja auch die Präpositionen ein Verhältnis nur stärker hervorheben, das schon durch die Casusendung bezeichnet wird, wie das Subjektpronokomen auch pleonastisch zur Verbalflexion tritt. Ausserdem liegt in Verben wie *erwachen, erwecken, erschallen* u. a. die inchoative Bedeutung allein im Präfix.

Dem *er* tritt in einigen Belegen noch *ent* zur Seite (vgl. *entstehen, entspringen*), desgleichen in Ableitungen von Substantiven (*entblättern* u. a.).

ge und die durativ-perfektive Aktionsart.

Schon Grimm in seiner von Streitberg citierten Vorrede zur Uebersetzung der serbischen Grammatik von Wuk (1824) S. XLIX ff. hatte bemerkt, dass für die perfektive Aktionsart der Slawen unserer Sprache in den Präfixen am meisten Parallelen zu Gebote stehen. Die weitere Litteratur in dieser Frage hat sich dann hauptsächlich an die Partikel *ge* geknüpft [1]), das in der That den Löwenanteil dieser Belege vorwegnimmt. *ge, ga* berührt sich am nächsten mit dem lat. *cum,* das es so vielfach wiedergiebt (Belege bei Grimm II S. 832 ff., vgl. *beran* = *ferre, gaberan* = *conferre*). Grimm will der Partikel die Bedeutung der Dauer, des Anhaltenden zuschreiben, die aber mehr auf ihre Fähigkeit zurückgeht, einer Verbalthätigkeit den Abschluss zu geben, sie in einen

[1]) Vgl. Streitberg S. 78—80.



Zustand überzuführen (vgl. *frieren, gefrieren*). Ausserdem kann man gerade bei der Festsetzung solcher Grundbedeutungen nicht vorsichtig genug sein. Die ältere Sprache weist uns für *ge* nach der einen Seite völliges Verblassen irgendwelcher Bedeutung auf, während nach der anderen Seite in dem Präfix vor dem Praeteritum (*dô er gâz = als er zu Ende gegessen hatte*) und vor dem Partizip des Praeteritum die Grundbedeutung wohl noch durchschimmert. Während das Praeteritum selbst seines Begleiters sich entäussert hat, ist derselbe dem Partizip ganz eingewachsen, ausser wo andere Präfixe seine Einbürgerung verhinderten [*freien, gefreit,* aber *befreien, befreit*[1])]. Die ältere Sprache hatte sich auch im Partizip bei den Verbis, die an und für sich schon perfektive Aktionsart zeigen, gegen das Präfix als einen Pleonasmus gewehrt, also hierdurch schon die Grundbedeutung gekennzeichnet.

2. Die Formen des Verbums.

a) Die Genera.

Grimm IV S. 3 stellt den Satz auf, es lasse sich denken, dass eine Sprache überall mit der aktiven Form ausreiche. Sie müsste demnach jeden Vorgang, jedes Geschehen unter dem Bilde einer Thätigkeit darstellen und für die Fälle, in denen kein thätiges, son-

[1]) Hieher gehören ausser den obengenannten Präfixen alle Kompositionsteile der Verba, die nicht trennbar sind, also *umschrieben,* aber *umhergeschrieben, übersetzt* aber *übergesetzt.*

dern nur ein leidendes Organ gegeben ist, mit Impersonalien sich behelfen.

Grimm beruft sich für seine Ansicht auf die germanischen Stämme, die den Reichtum der indogermanischen Genera so rasch haben verkümmern lassen, so dass ja nur das Gotische noch Fragmente des Medium besitzt, die es aber zum Ersatz für das ausgestorbene Passivum benutzt. Die anderen germanischen Sprachen behelfen sich bekanntlich mit Umschreibungen; aber es ist nicht ausgemacht, dass diese Umschreibungen erst eingetreten sind, nachdem das organische Passivum und Medium schon ausgestorben waren, im Gegenteil kann ja auch hier die äusserliche, mehr in die Augen fallende Umschreibung das bescheidenere Flexionssystem in den Hintergrund gedrängt haben.

Jedenfalls zeigen schon die althochdeutschen Uebersetzer ein neues Passivum ausgebildet vor, eine Zusammensetzung der Hilfsverba *sein* und *werden* mit dem Participium Praeteriti. Obwohl dem letzteren ursprünglich gar keine Genusmodifikation zukommt, sondern nur eine temporale, hat es doch allmählich passivische Bedeutung angenommen, die aktive aber noch bis heutzutage in einigen isolierten Formen bewahrt (vgl. *trunken* [schon im Gotischen so], *Bedienter, Geschworener* u. a.; Erdmann S. 86). Ausserdem haben die Intransitiva natürlich überhaupt keine passivische Bedeutung aufkommen lassen (vgl. *gedient, erfahren*), und ebenso haben reflexive Verba aktivische Participia isoliert (vgl. *bescheiden, bedacht*), nach deren Analogie wieder neue Formen gebildet wurden, wie *beritten* u. a.

Formen wie *ungefragt, ungegessen* dagegen beruhen wohl auf absolutem Gebrauch der Partizipien (vgl. Paul Mittelhochd. Gramm. § 292).

Im Gegensatze zum Partizip des Praeteritum hat dasjenige des Praesens und der Infinitiv [1]) aktive Bedeutung entwickelt, obwohl bei beiden auch Verwendungen zu belegen wären, die ins Passivum spielen [2]).

1. Das Activum

kann uns syntaktisch nur insofern beschäftigen, als wir in seinem Gebrauch für unsere deutsche Sprache vielleicht Besonderheiten feststellen können. So lässt sich nicht leugnen, dass unsere Sprache im Gegensatze z. B. zur lateinischen [3]) das Activum bevorzugt. Bei Beobachtung einzelner Schriftsteller, vor allem bei Uebersetzern, lassen sich nach dieser Beziehung interessante Ergebnisse feststellen; so konnte ich für Steinhöwel z. B. besonderes Feingefühl in der Erfassung thätiger oder leidender Subjekte belegen [4]).

---

[1]) Die althochdeutschen Uebersetzer hatten noch eine Form des Infinitivs für Aktiv und Passiv, erst Notker führt auch hier das Hilfswort *werden* ein.

[2]) Vgl. Lessing (Erdmann S. 92). *Der Zuschauer will vielleicht keine Ohrfeige geben sehen.* Oder man vergleiche *gut anzuschauen.* In beiden Fällen aber liegt aktive Bedeutung zu Grunde. Zum Partizip vgl. die *innehabenden Orden.*

[3]) Vgl. schon Tatian (hrsg. von Sievers Paderborn 1872) 18, 1: *traditus est illi liber* = *salta man imo then buoh* u. a.

[4]) Vgl. St. II S. 263.

2. Das Medium

dagegen muss uns eingehender beschäftigen, weil wir einer Verbalanschauung gegenüber, die uns im Griechischen in festen Formen ausgeprägt vorliegt, im Deutschen allerlei tastende Versuche zusammenzustellen haben. Grimm IV S. 22 macht mit Recht darauf aufmerksam, dass man Medium und intransitive Aktionsart nicht verwechseln dürfe; aber auch ihm ist es nicht gelungen, die Trennungslinie reinlich zu ziehen. Beide Aktionsarten halten die Verbalthätigkeit innerhalb der Sphäre des Subjektes; während aber das Intransitivum diese Sphäre überhaupt nicht verlässt, hebt das Medium nur hervor, dass die Thätigkeit in diese Sphäre wieder einmündet. Nur so lässt sich erklären, dass aus transitiven und intransitiven Verben gleicher Weise ein Medium gebildet werden kann. Man sieht hieraus, wie nahe sich das Medium mit unserem reflexiven Verbum berührt; wir werden aber gleich festzustellen haben, dass das reflexive Verbum nicht das einzige Mittel ist, um dem Medium gerecht zu werden.

Wie wir im Griechischen das Medium voll ausgebildet finden, so kann uns das Griechische auch die Trennungslinie zwischen Medium und Reflexivbildung aufweisen; die letztere tritt im Griechischen nur bei besonderer Betonung der Rückbeziehung ein (γνῶθι σεαυτὸν, während für unser *sich auskennen* das Medium ausreicht). Auch das Gotische ist hier lehrreich. Dort boten die Verben auf *nan* ein Mittel,

das Medium darzustellen (vgl. *fulls* = *voll*; *fulljan* = *vollmachen* [füllen]; *fullnan* = *voll werden* [sich füllen]; *fulljada* = *er wird gefüllt*[1]). Daneben erscheinen auch im Gotischen Reflexivkonstruktionen[2]); aber es scheint nicht, dass die Fülle der Formen hier zu feinerer Nüancierung geführt hat, im Gegenteil erwuchs daraus nur die allgemeine Vermischung und damit die Verkümmerung der Formen.

Unsere deutschen Verhältnisse überblicken wir am besten bei den alten Uebersetzern, die durch die lateinischen Deponentia zu allerlei Versuchen gereizt wurden, das Medium nachzubilden. Diese Deponentia zeigen einfache und zusammengesetzte Formen. Die einfachen werden am häufigsten durch das entsprechende Intransitivum wiedergegeben, so *laetari* durch *frôôn*. Daneben aber tauchen Reflexivverbindungen des Intransitivum, gelegentlich aber auch des entsprechenden Transitivum auf[3]), oder sie werden durch das Passivum gegeben[4]).

Die zusammengesetzten Formen dagegen gaben wieder zu anderen Versuchen Anlass. Wenn irgend möglich, ergriff man ein entsprechendes Adjektiv; so begegnet schon beim Isidorübersetzer[5]) *chiuon ist* = *solitus est*, wobei nur das Tempus zu kurz kam.

---

[1]) Vgl. Grimm IV S. 23—27.

[2]) Vgl. Grimm S. 29.

[3]) Tatian 10, 3: *Rachel uuiof irâ sunî inti ni unolta sih fluobiren* = *noluit consolari.* Vgl. *sih belgen* = irasci u. a. Vgl. Grimm S. 34.

[4]) Tatian 22, 10: *thiê uuerdent gifluobrit* = *consolabuntur.*

[5]) Hrsg. von Weinhold Paderborn 1874 S. 9 Z. 20.

Auch sonst wurde die Tempusbezeichnung zu Gunsten des Genus zurückgedrängt, so wenn das Partizip des Praesens um seiner aktiven Bedeutung willen für das Praeteritum eintrat (Isidor 13, 18: *gotes gheist ist sprehhendi* = *locutus est*). Diese letztere Aushilfe wurde später noch oft von Uebersetzern versucht, nur dass diese wenigstens das Verbum finitum in das Praeteritum setzten [1]).

Das beliebteste Mittel jedoch ist im Deutschen das Reflexivum geworden. Das Reflexivpronomen wurde schon durch ganz bestimmte Neigungen unserer Sprache gefördert, die wir später noch eingehender zu besprechen haben, so beim Dativ (s. S. 153); das Reflexivpronomen musste ausserdem als Hilfsmittel eintreten, um aus einem Transitivum ein Intransitivum zu gestalten [2]), und tritt nun ebenfalls für das Deponens-Medium ein; so finden wir *frêwan sih* = *laetari; mîdan sih* = *vereri* (Grimm IV S. 34). Und hier zuerst begegnet uns auch das Reflexivpronomen als Objekt eines Intransitivum, so schon im Gotischen *skaman sik* = αἰσχύνεσθαι.

3. Das Passivum.

Passive Aktionart kann einem Verbalstamme von vornherein anhaften; wir können namentlich bei Vergleichung eines Uebersetzers mit seiner Vorlage beob-

---

[1]) Vgl. *er ward wundern* (für *wundernd*) bei Steinhöwel s. St. I S. 265.

[2]) Vgl. oben S. 22; vgl. *atnêhvjan sik* für ἐγγίζειν (vgl. Grimm IV S. 30 ff.). Ebenso im Ahd., z. B. *sih kahôn* für *festinare* bei Notker.

achten, dass eine Passivform durch ein entsprechendes Aktiv ersetzt wird und umgekehrt [1]. Andererseits ist es meist leicht, durch Aenderung des Subjekts aktive Aktionsart zu erzielen, was, wie oben bemerkt, vor allem deutsche Uebersetzer lieben [2].

Aber trotzdem ist die Passivform für eine Sprache ein dringendes Bedürfnis, und wir haben ebenfalls oben gesehen, dass sie in der unserigen nicht durch organische Flexionsmittel, sondern durch Umschreibungen gebildet wird. Auch das Lateinische zeigt ja für die Formen der Vergangenheit zahlreiche solche Bildungen, und es ist demnach nicht leicht, unserer Sprache ihr eigenes Gut auszuscheiden. Namentlich wird dies dadurch erschwert, dass für die ältere Stufe in allen Formen die Verbindung des Partizips mit der Copula *(ist)* überwiegt, während diejenige mit *werden* erst schüchtern sich ausbildet. Denn die feste Konsequenz, die Erdmann (S. 87) schon im Gotischen erblickt, bestand dort noch nicht, und in den Glossen erscheint zunächst die Form *ist caforit* sowohl für *invehitur* als für *invectus est. Wirdit* an Stelle des *ist* erscheint erst später, und in manchem Texte, in dem wir es finden, beruht es auf Konjektur eines modernen Herausgebers [3]. Immerhin aber ist die heutige Trennungslinie zwischen *ist* und

---

[1]) Ulfilas übersetzt ein griechisches σωθῇ mit *ganisai,* während *vocari* im Gotischen durch mediales *haitan* und erst im Ahd. durch *heizen* wiedergegeben wird.

[2]) Vgl. Steinhöwel (St. I S. 263): *daz sie in nicht erkennen mochten = quod dinosci iam non nequiebat.*

[3]) Vgl. Ztschr. f. d. Phil. XXV S. 118.

wird schon bei Otfrid erreicht. Dort finden wir *werden* mit dem Partizip für das Praesens und Futurum verwendet, ausserdem *ward* mit Partizip in Erzählungen [1]). Dagegen wurde *ist* mit dem Partizip ganz darauf beschränkt, ein Ereignis der Vergangenheit in der Gegenwart als Zustand festzuhalten [2]), während das Praeteritum *was* in Verbindung mit dem Partizip diesen Zustand in der Vergangenheit fixiert [3]). Wenn man nun gegen diese allgemeine Regel bei Otfrid und anderen auch gelegentliche Verstösse entdecken will, so darf man nicht ausser acht lassen, dass die Auffassung in diesen Dingen auf sehr subjektiven Kriterien beruht.

In die letzten beiden Formen ist später das weitere Partizip *worden* eingedrungen. Nach Erdmann (S. 88) erscheint dieses zum erstenmal bei Wolfram im Parzival [4]). Erdmann möchte als Ausgangspunkt unserer Erscheinung das umschreibende Perfekt nehmen: *ward* habe sich zu *ist worden* erweitert. Die Belege aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die überhaupt unsere Fügung erst zahlreicher aufweisen, zeigen nun deutlich einen anderen Ausgangspunkt: die Verbindung des Adjektivs mit der Copula *ist*. Wenn Luther in der Schrift an den Adel schreibt (VI 405, 20): *Es ist offt durch Concilia etwas furgewant, aber durch etlicher menschen*

---

[1]) Vgl. O. II 4, 1: *gileitit uuard thô druhtîn krist.*

[2]) Vgl. O. I 5, 47: *ist sedal sînaz in himile gistâtaz.*

[3]) Vgl. O. I 11, 31: ther was unsîo giheizan.

[4]) Pz. 57, 29: *nu was ez ouch über des jâres zil, daz Gahmuret geprîset vil was worden*, wo das *worden* übrigens nicht in allen Handschriften steht.

list behendiglich vorhyndert und ymmer erger worden, so dürfen wir das „*worden*" durchaus nicht nach unserer Weise auch zu den Partizipien ziehen; es gehört nur zu dem Adjektiv und dient dazu, dessen Begriff in ein bestimmtes Zeitverhältnis zu fassen. Wir sehen, wie für diese Sprachstufe das Participium Praeteriti noch mehr Verbalcharakter an sich trug als heutzutage; darum schreibt Luther auch unbedenklich: *aber das wolt nit gelt tragen, drumb ist das blat umkeret und ist den bischoffen aller gewalt genommen* (VI 422, 3 u. a.), während er in *ist gantz unachtsam worden* (VI, 404, 16 u. a.) das Partizip „worden" anfügt.

b) Die Tempusformen.

Wie im Genus, ja noch mehr als dort, ist unsere Sprache in Bezug auf das Tempus verkümmert. Wir haben nur zwei Tempora, das Praesens und das Praeteritum. Das Praesens hebt sich vom Praeteritum schon durch die vollere Besetzung ab, denn es hat nicht nur ein Partizip und den Infinitiv, den es an sich gerissen hat, sondern es hat auch alle Modi: Indikativ, Imperativ und Konjunktiv, während das Praeteritum im Grunde nur noch einen Indikativ und ein Partizip besitzt, denn der Konjunktiv des Praeteritum ist, wie wir unten sehen werden, nur modal, nicht aber temporal von dem des Praesens differenziert.

1. Das Praesens.

Sofern ein Ereignis in der That in der Gegenwart sich abspielt, kann uns das Praesens syntaktisch nicht beschäftigen, da das Einschlägige der Formenlehre angehört. Nur die Versuche wollen wir streifen, Verba aus der perfektiven Aktionsart in die imperfektive überzuführen, wozu ja die Komposition nicht immer Mittel an die Hand giebt. Die im Englischen herrschende Verbindung des Participium Praesentis (he is mounting) hat sich in unserer Sprache nie recht einbürgern können, weil unser Partizip immer zu nahe an das Adjektiv streifte, (vgl. die *Aehnlichkeit ist sprechend*, *täuschend*).

Wir verwenden eher Präpositionalverbindungen des Infinitivs, und während wir sagen können: *einige Papiere sind steigend, andere fallend*, sagen wir: *die Kurse sind im Steigen*, *im Fallen.* Oder aber wir umschreiben mit Hilfsverben: *anfangen, beginnen, im Begriffe sein.*

Eine viel besprochene Erscheinung dürfen wir nicht übergehen, das Praesens historicum, mit dem unser Tempus in das Praeteritum eingreift. Wir kennen diese Form vorwiegend aus der Lektüre der antiken Klassiker und sind geneigt, über dem kunstvollen Stilmittel die volkstümliche Grundlage ganz ausser acht zu lassen. So haben auch die deutschen Syntaktiker sich beeilt, die ganze Konstruktion unserem originalen Deutsch möglichst abzusprechen, obwohl auch unsere ältere Litteratur da und dort Belege aufweist [1]). Und die Sprache

[1]) So schon Ulfilas Mark. 5, 22: *jah sai qimiþ ains þize synagogafade namin Jacirus; jah saihvands ins gadraus du fotum*

des täglichen Lebens arbeitet ungemein häufig mit dem historischen Praesens, namentlich da, wo Pronominalpartikeln lebhaft in die Situation hinein versetzen (vgl. Anzengruber[1]) Der Schandfleck, Ges. Werke II S. 222: *Da hab' ich lachen müssen ... Also ich lach', weil ich denk': Jesus, jetzt fängt es gar in's Leut'regnen an, zwei Tröpfel sind schon gefallen, jetzt mach' ich aber, dass ich heimkomm'! Wie ich aber so nach der ganz blutigen Bescherung schau', die vor mir liegt, da hat mich das Grausen angegangen, ich bin ausgerissen und gerannt wie nicht gescheit*). Inwiefern aus diesem Praesens historicum heraus die Ausdehnung des periphrastischen Perfekts in den südlichen Dialekten begünstigt wurde, werden wir später sehen (vgl. S. 48. S. 50).

2. Das Futurum.

Unserer Sprache mangelt schon bei ihrer ersten schriftlichen Fixierung jedes flexivische Mittel, die Zukunft von der Gegenwart abzugrenzen. Wo es angeht, wird es dem Zusammenhange überlassen, die präsentische Verbalform über den Augenblick hinaus wirken zu lassen. Oder aber die Zukunft kommt in beigesetzten Partikeln, in Hilfsverben zum Ausdruck.

Eine andere Möglichkeit, die im Lateinischen zur

Jesuis, wo allerdings schon die vorlutherische Bibel, ebenso Luther selbst, gegen die Vorlage das Praeteritum einführen. Luther hat aber an anderen Orten häufig auch das Praesens.

[1]) Vgl. damit Fritz Reuter Olle Kamellen I S. 76: *As sei All rut sünd, dunn wutscht wat äwer den Gang* u. s. w. u. a.

Entwicklung kam, der modale Ersatz des Tempus, hat im Deutschen nur wenige Ansätze [1]) gezeitigt. Wir benutzen umgekehrt vielmehr unsere heutige Futurumschreibung dazu, den Potentialis zu ersetzen (*Das wird nicht wahr sein*).

Man darf aber nicht glauben, dass unsere Sprache ganz nach Belieben einfaches Praesens (Beispiele s. bei Erdmann S. 95 und 96) oder Futurumschreibungen verwende, es lassen sich hiefür vielmehr ganz bestimmte Bedingungen feststellen, die das eine oder das andere begünstigen. So wird z. B. in Entscheidungsfragen, auch wenn sie sich auf die Zukunft beziehen, das Zeitverhältnis gänzlich durch das vorherrschende Interesse zurückgedrängt (*kommt er? er kommt,* während *wird er kommen?* gekünstelt klingt). Andererseits pflegt das Zeitverhältnis nicht auch noch durch das Tempus ausgedrückt zu werden, wenn es schon in adverbialen Bestimmungen Ausdruck findet (*er kommt morgen*). Unsere Sprache, so verschwenderisch sie mit pronominalen Mitteln arbeitet, ist nach dieser Seite hin auffallend sparsam. Hieraus erklärt sich, was bei Erdmann (S. 96) ohne weitere Erklärung festgestellt wird, dass das Futurum in Sätzen wie: *du wartest, bis ich komme; wenn ich komme, dann ist noch immer Zeit* unausgedrückt bleibt. Das Zeitverhältnis kommt in den Partikeln *wenn, dann, bis* zur Darstellung.

---

[1]) Am reichlichsten bei Ulfilas vgl. Grimm IV S. 177; auch im Althochdeutschen begegnet *sî gelobt* für *erit laudatus,* und aus der späteren Zeit könnte eine Spezialuntersuchung noch mancherlei Belege zu Tage fördern.

Die Futurumschreibungen. Schon temporale Adverben aller Art können nach dem oben Gesagten hiehergerechnet werden, im besonderen kommen von Partikeln *noch, niemehr, dann* u. a. in Betracht, die aber unser Interesse mehr bei einer stilistischen Untersuchung in Anspruch nehmen, wenn festzustellen ist, welchen Formen der einzelne Schriftsteller den Vorzug giebt.

Unter den Verbis hat sich unser heutiges *werden* erst aus längerer Konkurrenz mit anderen herausgearbeitet. Das im romanischen Futurum vorliegende *haben* (*aimerai* = *amare habeo*) wurde unserem gotischen Denkmal durch den griechischen Text sehr nahegelegt, hat sich aber schon im Althochdeutschen nicht halten können. Dagegen sind *sollen* und *wollen*, die das englische Futurum beherrschen, auch in unserer älteren Sprache breit vertreten, vor allem das Verbum *sollen,* das dem Goten so wenig zusagte. Noch im 15. Jahrhundert und bei Luther finden wir das Verbum rein futurisch, in neuerer Zeit dagegen mehr nur in jussiver Nüancierung [1]). Ebenso bricht auch bei wollen das Willensmoment durch, und zwar, im Gegensatze zum Englischen, das des Redenden, der ersten Person. Wenn wir es daneben auch in Redensarten finden, wie in *es will Abend werden*, so beruht das auf einer Art von Personifikation.

Andere Verba haben mehr für die ältere Syntax Bedeutung gewonnen (vgl. Erdmann S. 96, 97); für

---

[1]) Vgl. Lessing II 320, 26: *so gewiss es ist, dass ich meine Sara ewig lieben werde, so wenig will es mir ein, dass ich sie ewig lieben soll* (Erdmann S. 97).

uns kommt in erster Linie *werden* in Betracht. Dieses Hilfsverbum unterscheidet sich vor allen anderen dadurch, dass es intransitiv ist, also keinen Infinitiv als Objekt zu sich nehmen kann. Wenn ein weiteres Verbum hinzutreten will, muss es sich also eigentlich in Partizipialform kleiden, Passiv und Futurumschreibung sich also nur durch die Wahl des Partizips unterscheiden [1]). So reinlich lassen sich beide Formen in unserer Sprache jedoch nicht auseinanderhalten, weil erstens die Umschreibung mit *werden* in reichlichem Maasse erst zu einer Zeit eintritt, in der sich die Formen des Participium Praesentis schon mit dem Infinitiv lautgesetzlich mischen, und andererseits in der früheren Zeit gelegentlich auch Infinitive nach Analogie der anderen Hilfsverba mit *werden* verbunden erscheinen. Immerhin aber sind die ausgesprochenen Partizipien neben dem Verbum viel häufiger, als bis jetzt festgestellt wurde [2]); man hat daher gar nicht nötig, den heutigen Infinitiv bloss aus Analogiewirkung zu erklären, er kann in der Hauptsache aus der abgeschliffenen Partizipialform heraus sich entwickelt haben, die z. B. bei Steinhöwel für beide Verbalnomina, Partizip und Infinitiv, ein und dieselbe ist [3]).

Für unser Empfinden jedoch ist die Form jetzt

---

[1]) Vgl. Braune Ahd. Lesebuch 32, 8: *thaz sîn namo in uns mannom uuerdhe giuuihit* mit Tat. 2, 9: *eris tacens = uuirdist thû suîgênti.*

[2]) Vgl. Erdmann S. 98. Für Nikolaus von Basel (vgl. Cordes Leipzig 1889, § 95, § 411) ist das Partizip in allen Fällen belegt.

[3]) Vgl. St. II S. 264.

reiner Infinitiv, was sie schon für Luther war, der reichlichen Gebrauch von ihr macht, während die niederdeutschen Sprachen diese Verbindung nicht kennen, obwohl sich das Verbum *werden* schon durch seine inchoative Bedeutung gerade für das Futur empfahl. Schon die Grammatiker des 16. Jahrhunderts folgten dem praktischen Gebrauche durch theoretische Festsetzungen und nahmen das Hilfsverb offiziell in die Konjugation auf; allerdings mehr die norddeutschen Grammatiker, während die süddeutschen länger an den Modalverben festhielten (Oelinger [1574] kennt noch ein Futurum mit *soll* und eines mit *will*; vgl. Erdmann S. 99). Die süddeutschen Dialekte verhalten sich übrigens noch heutzutage ablehnend gegen diese Futurumschreibung (so z. B. der Mainzer Dialekt [1]), der sie nur als Ersatz des Potentialis, also modal, verwendet).

3. Das Praeteritum.

α) Das einfache Praeteritum.

Unser Praeteritum, das wir bei den starken Verben am Ablaut, bei den schwachen am besonderen Suffix erkennen (*kam, brachte*), ist die einzige Form, mit der unsere Sprache organisch zur Darstellung bringt, was andere Sprachen mit Perfekt, Plusquamperfekt, Imperfekt, Aorist erzielen. Hier scheint übrigens der Verlust

---

[1]) Vgl. H. Reis Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart, Giessener Diss. 1891.

der alten Mannigfaltigkeit zeitlich ziemlich vor der Bildung neuer Ersatzmittel zu liegen, die Verkümmerung der alten Formen steht also wohl nicht unter dem Einflusse der Neubildungen. Ehe wir die letzteren ins Auge fassen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Fälle werfen, in denen noch heutzutage das einfache Praeteritum genügt. Perfektbedeutung, d. h. Darstellung eines die Vergangenheit abschliessenden Zustandes, liegt, wie Erdmann (S. 100) hervorhebt, schon in unseren Hilfsverben ich *kann*, *mag*, *weiss*, *darf* u. a. vor, die ja alle als Präteritopraesentia von ihrem Verbalstamm sich abgelöst haben, weil ihr Praeteritum nicht so sehr die vergangene Handlung als vielmehr den abschliessenden Zustand festhielt. Die Belege aus neuerer Zeit gehören mehr der Dichtersprache an und entspringen vor allem dem Bestreben, die inhaltlosen Hilfsverba zu meiden (vgl. Tasso Vers 3432):

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Die Unterscheidungen von Wustmann (Sprachdummheiten S. 135—138) zwischen Imperfekt und Perfekt sind völlig schief und beruhen auf Aufstellungen der Grammatiker des vorigen Jahrhunderts; dagegen hat er recht, wenn er (S. 138 unten) einen Satz tadelt wie *die soziale Frage ist das schwierigste Erbteil, das Kaiser Wilhelm von seinen Vorfahren erhielt*, nur ist dieses neuerdings zu spürende Ueberwuchern des einfachen Praeteritum an Stelle des Perfekts nicht einfach Anglicismus, sondern das naturgemässe Gegenstück zu dem an anderer Stelle (S. 48) zu beobachtenden Ueberwuchern des Perfekts.

An Stelle des Plusquamperfekts findet sich das einfache Prateritum in ausgedehntem Maasse noch in der mittelhochdeutschen Dichtung. Wer Mittelhochdeutsch getrieben hat, wird sich der Schwierigkeiten erinnern, die solche Formen gelegentlich in der Uebersetzung bereiten können. Neuhochdeutsch finden wir es eigentlich nur noch in Nebensätzen (vgl. Erdmann S. 103), wo es sich ganz analog dem oben besprochenen Praesens an Stelle des Futurum (s. S. 39) erklärt [1]).

Das Praeteritum ohne Beziehung auf die Gegenwart kann uns als einfacher Aorist beschäftigen, der die eigentliche erzählende Form bildet und in dieser auch Vorgänge einführen kann, die in die Gegenwart herüberspielen (vgl. Luther, 1. Mos. 1, 1: *Am Anfang schuff Gott Himel und Erden*). Der Unterschied vom Perfekt besteht darin, dass die Beziehung zur Gegenwart in unserem Beispiele völlig gegenüber anderen Bestimmungen zurücktritt, während sie z. B. in *Gott hat die Welt geschaffen* im Vordergrunde steht. Wir sehen schon hier, wie subjektiv die Entscheidung zwischen beiden Formen ausfallen kann, und man muss sich gerade hier vor übereilten Urteilen hüten; an Stelle der Polemik empfiehlt es sich, mehr in die Anschauungsweise des Redenden sich hineinzudenken.

Auf derselben Stufe mangelnder Beziehung zur Gegenwart hebt sich das Imperfekt der meisten Sprachen vom Aorist im wesentlichen durch die iterative oder

---

[1]) Vgl. hiezu die Verschiedenheit der Tempusformen in den Zeitsätzen mit *als* und *da* bei Steinhöwel I S. 204, II S. 266 und 267.

durative Aktionsart ab, ist also mehr ein Versuch, mangelnde Aktionsarten durch eine Flexionsform zu ersetzen. Unsere deutsche Sprache hat auch gelegentlich Versuche gezeitigt, diese Aktionsart anders als durch adverbiale Bestimmungen zu kennzeichnen (für die iterative haben wir *immer, wieder und wieder*, *oft* u. a., für die durative Zeitbestimmungen aller Art (vgl. *Lange Zeit schien es, als ob*). So musste auch hier das Participium Praesentis in Verbindung mit allerlei Formen des Praeteritum aushelfen: wir finden bei Otfrid I 4, 10: *sô uuârun se unz an elti thaz lîb leitendi*, das schon aus Gründen des Reims auch den mittelhochdeutschen Dichtern sich empfahl; später tritt auch hier das Hilfsverbum *werden* ein [1]), das uns heute nur noch im Konjunktiv als Conditionalis erhalten ist (*er würde nahen*), während das Verbum Subst. noch in Belegen, wie *ich war mir's nicht vermuthend* sporadisch wiederkehrt.

β) Das Perfectum Periphrasticum.

1. Geschichtliche Entwicklung.

Wir haben zwei Formen der Perfektumschreibung, die eine mit dem Verbum substantivum (*ich bin um 10 nach Hause geritten*) und die andere mit dem Hilfsverbum *haben* (*ich habe heute meine beiden Pferde ge-*

---

[1]) Vgl. Vernaleken Deutsche Syntax I S. 21. Vgl. St. II S. 264: *Der Graf ... ward nahend = propinquabat.* Vgl. Fritz Reuter Olle Kamellen I S. 67: *Un dormit ward hei in de Kamer gahn.*

ritten). Wir sind jetzt gewohnt, beide Formen nur als Nüanzierungen einer und derselben Erscheinung aufzufassen, für die geschichtliche Entwicklung jedoch stehen die Ausgangspunkte, von denen aus sie sich genähert haben, sehr weit ab.

Die Verbindung mit dem Verbum substantivum hat ihre Analogie zunächst in der Passivumschreibung der eigenen Sprache und in den verschiedensten Fügungen der Lateinischen. Das Participium Praeteriti, das, von Transitiven gebildet, passiven Sinn hat, trat, von Intransitiven gebildet, in aktiver Bedeutung zum Verbum substantivum hinzu. Und so finden wir für dieses schon beim Isidorübersetzer das älteste Beispiel [1]).

Viel weniger nahe lag die Umschreibung mit haben. Das Flexionssystem bot zunächst keine Anlehnungspunkte dar, wohl aber rückte es das Bedürfnis in den Vordergrund, das Participium Praeteriti, das bei den Intransitivis aktive Verwendung fand, auch für die Transitiva dem Activum dienstbar zu machen. Damit war aber der Umtausch von Subjekt und Objekt unzertrennlich verbunden, der bei den Transitivis überall da vor sich geht, wo die aktive Aktionsart in die passive übergeht, und umgekehrt vgl. von *sehen: ich sehe meinen Freund; mein Freund wird von mir gesehen; ich habe*

---

[1]) Vgl. 3, 9: *dhurah inan ist al uuordan dhazs chiscaffanes ist = quando a patre per illum cuncta creata esse noscuntur*, vgl. Behaghel Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen Paderborn 1878 S. 37. Ebenso vgl. Is. 23, 30; Tatian 2, 8; 135, 24; 7, 1 und häufiger bei Otfrid.

meinen Freund als einen gesehenen; ich habe ihn gesehen.

Also in einer bestimmten Richtung musste sich unsere Fügung naturgemäss entwickeln, die besondere Form und Farbe hat sie wohl dem Lateinischen entlehnt. Schon Cicero schreibt nicht bloss *habeo absolutum opus* [1]), sondern auch ohne Objektsakkusativ: *habeo perspectum.* Das Mittellateinische hat diese Fügung erst recht entwickelt und bekanntlich auch in die heutigen romanischen Sprachen übergehen lassen, wobei die Kongruenz des Partizips mit dem Objektsakkusativ die Grundbedeutung noch scharf ins Licht rückte (*les demoiselles que j'ai vues*). Trotzdem hat unsere Sprache auf ihrer ältesten Stufe wenig Belege aufzuweisen. Ausser einem gotischen Beleg, der wohl lateinischer Vorlage entstammt [2]), finden wir in der althochdeutschen Uebersetzung der Exhortatio ad plebem christianam das erste Beispiel [3]), wobei für *haben* noch das ältere *eigan* steht, das uns noch in unserem Adjektiv *eigen* als Participium Praeteriti erhalten ist. Dagegen haben andere Uebersetzungen derselben lateinischen Stelle einfaches Praeteritum: auch der Isidorübersetzer, der für die ersterwähnte Fügung Belege liefert, kennt die zweite nicht, nur der des Tatian ahmt mit ihr die lateinische Vorlage nach, und Otfrid hat sie dann bereits durchgeführt.

In der mittelhochdeutschen Dichtung dagegen ist

1) Vgl. Diez Grammatik der rom. Sprachen [4] II, S. 119.

2) 1. Timoth. 4, 2.

3) Braunes Lesebuch 25, 2: *ir den christâniun namun intfangan eigut = qui christianum nomen accepistis.*



das periphrastische Perfekt weder mit „sein“ noch mit „haben“ sehr beliebt geworden, da es schon den beiden Faktoren des Reims und des Metrums nicht entgegenkam. Um so häufiger finden wir es in der Prosa des 15. Jahrhunderts und bei Luther; und in der Umgangssprache des deutschen Südens hat es das einfache Perfekt völlig verdrängt. Interessant ist es, hier die bayr. Grammatik zu vernehmen, die schon vor 100 Jahren klagt (S. 549): *Indessen wäre wohl vor allen zu wünschen, dass man sich der jüngstvergangenen Zeit (imperfecti) in unsren Gegenden öfter als bisher bedienete: die Höflichern thun es im täglichen Umgange wirklich schon; der Pöbel aber vermischet die vergangene Zeit gar mit der gegenwärtigen; sonderbar bey dem Worte sagen, und man kann oft die Redensart „hat er gesaget, saget er“ und „sagt er, hat er gesagt“ wohl etlich zwanzigmahl in etlichen Minuten hören.*

Von einer Seite, der wir manche glückliche Zusammenstellung syntaktischer und lautlicher Verschiebungen verdanken, ist versucht worden, auch die Verdrängung der einfachen Form durch die periphrastische rein lautlich zu erklären [1]). Die schwachen Verben haben in verschiedenen Dialekten einzelne Formen ihres Indicativs des Praeteritum mit solchen des Praesens durch Apokope zusammenfallen lassen [2]). Da habe nun das Bedürfnis, beide Tempora auseinanderzuhalten, dem

---

[1]) Vgl. Reis a. a. O. S. 12 ff.

[2]) Vgl. *du spielst = spielt'st, er spielt = spielt', ihr spielt = spielt't.*

periphrastischen Perfekt den Weg geebnet, auf dem es allmählich auch in die erste Singularis resp. Pluralis und in die dritte Pluralis, ja am Ende gar in die starken Verba, eingedrungen sei. Diese Auffassung hat etwas Bestechendes, obwohl man der ersten Singularis geradein der Umgangssprache nicht so leicht eine Ueberwältigung durch Formen anderer Personen zutraut, und die starken Verba noch weniger für solche Abhängigkeit von den schwachen Belege gegeben haben.

An Beweisen fehlt es überhaupt bis jetzt, denn statistische Feststellungen sind noch nicht gemacht; man weiss noch nicht, ob die periphrastische Form nicht schon vor dem lautlichen Zusammenfall übergegriffen hat, und ob ihr nicht gerade Formen, die lautlich schon differenziert waren, von Anfang an zum Opfer fielen.

Allgemeinere Erwägungen sind es, die die Hypothese stützen; mit ebensolchen lässt sie sich aber auch bekämpfen. Auf Grund eigener Beobachtungen können wir feststellen, dass die Grenzen der Erscheinung zu sehr in die Mundart, zu wenig in die Eigenart der Schriftsteller gelegt werden: so giebt z. B. Luther, der Obersachse, mehr Belege an die Hand als Steinhöwel, der Schwabe. Wenn freilich später die dialektische Grenze schärfer hervortritt, so müssen wir eben annehmen, dass in der Gruppe, die eine Mundart zusammenhält, die eine oder andere Art der Auffassung, weil sie der Mehrzahl gemeinsam war, allmählich die Oberhand gewann und sich auch in der Verbalform ausprägte.

Im übrigen bricht noch heutzutage bei allen den Schriftstellern, die der Sprache des täglichen Lebens näher stehen, das Bestreben durch, Ereignisse, die sie erzählen, in Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Man betrachte nur Fritz Reuter, der allerdings mit dem periphrastischen Perfekt sehr sparsam wirtschaftet, der aber dafür allerorten im Praesens historicum erzählt und erzählen lässt. Also auch hier wieder die nahe Beziehung unserer Form zum historischen Praesens, die schon in jener Stelle der bayrischen Grammatik unbewusst zum Ausdruck gekommen war.

Interessant ist es auch, zu beobachten, wie das periphrastische Perfekt in den romanischen Sprachen, wo doch die formellen Verhältnisse anders gelagert sind, ebenfalls Neigung zeigt, seine Grenzen zu erweitern. Diez (III S. 279) giebt einige Proben; durch eigene Anschauung sind uns vor allem aus dem Decamerone Belege zur Hand. Also das formelle Moment wird wohl etwas mehr in den Hintergrund zu rücken sein, wenn auch nicht zu leugnen ist, dass es neben anderen mitgewirkt hat.

2. Abgrenzung der beiden Hilfsverba.

Schon die beiden Beispiele (s. o.) *habe geritten* und *bin geritten* haben die Grundbedeutung beider Hilfsverba erkennen lassen: dort ist es eine Thätigkeit, eine Handlung, die in ihrem Ergebnis festgehalten wird, hier ist es ein Zustand, der die Vergangenheit abschliesst. Daraus ergiebt sich, dass Transitiva nur mit *haben* ge-

bildet werden, Intransitiva mit *sein*. Aber abgesehen von der schwankenden Grenzlinie zwischen Transitiven und Intransitiven tritt auch bei den wirklichen Intransitivis gar oft eine Handlung und ihr Ergebnis mehr in den Vordergrund als der abschliessende Zustand. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die Sache gar einfach, und die getroffene Entscheidung zwischen beiden Verben spiegelt uns deutlich die Anschauungsweise des Redenden wieder. Aber den Grammatikern wird es immer angst und bange, wenn die Sprachentwicklung dem Individuum irgend eine Freiheit lässt; Wahl ist ihnen Qual und die Regel der Zweck des Daseins. Auch Schottelius [1]) folgt wohl mehr dem Bedürfnisse, die Regeln klipp und klar zu stellen, als dem Sprachgebrauche, wenn er sagt (S. 573), dass die Intransitiva (*Neutra autem, quia passivis carent*) alle das Hilfsverb „*Ich bin*“ zu sich nehmen. Dagegen brachte schon die Petersburger Grammatik, während der spätere Gottsched (S. 159) nur zwischen Verben mit *haben* und solchen mit *sein* unterscheidet, an einem und demselben Verb beide Fügungen zur Darstellung (S. 218), wobei bereits die Bewegung von einem Orte zum anderen als in einen Zustand ausmündend erkannt wurde (*ich bin nach Moskau geritten*). Einige charakteristische Erscheinungen hat nun die Eigenart der Auffassung auf diesem Gebiete gezeitigt, die wir zum Teil Erdmann entnehmen (S. 107 ff.).

---

[1]) Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache Braunschweig 1663.

1. Verba, die eigentlich ein ruhiges Verharren an einem Orte oder in einem Zustande ausdrücken, werden trotzdem mit *haben* verbunden. Allerdings *sein*, das uns im Französischen (*j'ai été*) so vorliegt, ist im Deutschen nie unter dem Bilde einer Thätigkeit aufgefasst worden, auch nicht *bleiben*, wohl aber *liegen*, *sitzen*, *stehen* schon im Mittelhochdeutschen.

2. Bei Verbis der Bewegung hat Erdmann (S. 108) einigemal das Hilfsverb *sein* angesetzt auch ohne dass die Bewegung an einem Ziel zum Stillstand käme. Einige von diesen werden aber ebenso mit *haben* verbunden, so *begegnen*, vgl. D. W.B. IV 2. S. 71 (*sie haben sich begegnet*), *dringen* (a. a. O. S. 71), *folgen* (S. 72), *treten* (S. 73) und ebenso *fliehen* als Transitivum. Interessant ist es, wie Composita, wenn der erste Bestandteil das Ziel einer Bewegung darstellt, *sein* zu sich nehmen (*er ist ausgeritten*); während dasselbe Präfix, wo es, statt lokal zu bestimmen, übertragen erscheint, ohne Wirkung bleibt (*der Mai hat ausgeblüht*).

3. Von Verben, die den Uebergang von einem Zustande in einen anderen markieren, nehmen dennoch einige *haben* zu sich, und zwar nicht nur zweifelhafte Intransitiva, wie *bleichen* und *heilen*, sondern auch *reifen* und *faulen*.

Immer wieder muss man sich jedoch hier zurückhalten, regeln und normalisieren zu wollen; nur ein Verbum, dessen Bedeutungsumfang völlig abgeschlossen ist, kann in Bezug auf das Hilfsverb festgelegt werden, jede leise Nüancierung des Verbalinhaltes jedoch kann diese Fesseln wieder sprengen.

3. Häufung und Auslassung der Hilfsverba.

Die Komplikation des temporalen Hilfsverbs mit einem andern hat im Neuhochdeutschen einen eigentümlichen Uebergang vom Partizip zum Inf. entwickelt (*Ich will — ich habe gewollt;* aber *ich will hören — ich habe hören wollen*). Die alte Sprache hatte die Perfektumschreibung am Verbum finitum durchgeführt (*ich wold in hân gehôret* [1]), indem sie das Hilfsverb nur einfach in das Praeteritum kleidete. Die ersten Belege der neuen Konstruktion stammen aus der späteren Epik. Die Erklärungsversuche (vgl. Grimm IV 168 und Erdmann S. 110) lassen einen wichtigen Umstand ausser acht, der übrigens auch aus den Belegen bei Grimm bestätigt wird, dass ein fundamentaler Unterschied zwischen eigentlichen Hilfsverben (*wold in hân gehôret*) und uneigentlichen (Gudrun 637, 3: *ich hân des hoeren jehen*) besteht, der bis in das 16. Jahrhundert hinein sich erhielt [2]). Die eigentlichen Hilfsverba sind Praeteritopraesentia; vielleicht dass sie deshalb sich nicht dazu eigneten, alleinige Träger der Zeitanschauung zu werden, vielleicht auch mehr darum, dass ihr Verbalgehalt dünner war als der von Verben wie *hören, sehen;* jedenfalls ist der Unterschied da. An Verben wie *sehen, hören, lassen*

---

[1]) Belege bei Grimm IV S. 171.

[2]) Ja auch im Latein, das deutsche Schriftsteller schreiben, kommt er zum Ausdruck. So stellt J. Grimm in Lat. Gedichte des X. und XI. Jahrh. (X Anm.) fest, dass bei der Hroswitha und im Waltharius Sätze begegen, wie *posset rexisse* statt *potuisset regere.*

und *heissen* kam die Perfektumschreibung zuerst zum Vorschein, und diese alle mit Ausnahme von *hören* haben im Participium Praeteriti und im Infinitiv ein und dieselbe Form. Bei *hören* kann doch wohl die Analogie von *sehen* mitgewirkt haben, wenn es auch gleich im ersten litterarisch fixierten Beispiel erscheint.

Die Assimilation an den Infinitiv, die Erdmann als Erklärungsgrund aufstellt, möchte ich erst in zweiter Linie gelten lassen.

Auslassung von Hilfsverben. Unsere Sprache ist durch alle die erwähnten Umschreibungen ungemein mit Hilfsverben belastet und zeigt daher vielfach das Bestreben, die überflüssigen wieder abzuwerfen. So hat sich namentlich für den Nebensatz die Auslassung von *sein* und *haben* beim periphrastischen Perfekt eingebürgert. Erdmann (S. 112) belegt diese Neigung aus dem 16. Jahrhundert; wir finden aber bei Kehrein (Grammatik des 15.—17. Jahrh. III. S. 41 ff.) schon aus dem 15. Jahrhundert Beispiele.

Unsere klassischen Dichter haben sich mit besonderer Vorliebe auf diese Weise des schleppenden Ballastes entledigt. Die Umgangssprache jedoch kennt diese Ellipse nicht [1], teilweise, weil sie überhaupt weniger mit Nebensätzen arbeitet, teils weil sie schon durch die Mannigfaltigkeit des Tones einen Gleichklang vermeidet, den überhaupt erst der Schreibende gewahr wird.

Dass die Ellipse nur in Nebensätzen üblich ist, beruht auf den Feinheiten unserer Vorstellung, die im

[1]) Dies wurde auch von Wustmann S. 166 richtig beobachtet.

Hauptsatze die Glieder des periphrastischen Perfekts meist[1]) trennt und demgemäss an bestimmter Stelle das Verbum finitum nicht entbehren kann (vgl. S. 97).

c) Die Modi.

Von Flexionsformen dienen in unserer Sprache der Modusbezeichnung folgende: der Indikativ für alle Personen, der Imperativ für die zweite Singularis der Konjunktiv des Praesens und der des Praeteritum für alle Personen. Gerade für die Darstellung des Modusgebrauches ist die so beliebte Einteilung der Syntax in den einfachen und den zusammengesetzten Satz von verhängnisvoller Wirkung gewesen, insofern man sich nach dem Vorgange der lateinischen Grammatik daran gewöhnte, die Modi im zusammengesetzten Satze als abhängig von Nebensatzpartikeln u. a. zu betrachten, während doch in Wirklichkeit gerade die deutschen Modi auch im Nebensatze zunächst nichts Anderes ausdrücken als im Hauptsatze auch und nur ganz vereinzelte Ansätze zu spezielleren Nebensatzfunktionen entwickelt haben, die sich aber viel erspriesslicher anhangsweise erledigen lassen.

In der Darstellung bei Erdmann eröffnet der Indikativ die Reihe. Wir sehen aber schon dort, dass sich vom syntaktischen Gesichtspunkte aus über den Indikativ nichts sagen lässt, ohne immer wieder auf den Konjunktiv zurückzukommen, denn die ganze neuhoch-

[1]) In allen Sätzen, in denen weitere Bestimmungen vorhanden sind: *ich habe dich gesehen.*

deutsche Darstellung des Indikativs wird in erster Linie eine statistische oder eine historische Beschreibung des Terrains werden, das dem Konjunktiv allmählich abgenommen worden ist. Auch die Definition selbst wird immer negativ zu fassen sein: der Indikativ ist eben diejenige Form, in der der Verbalinhalt frei erscheint von jeder Beeinflussung durch die Willensthätigkeit oder Reflexion, sei es des Redenden oder eines Dritten. Es ist deshalb viel erspriesslicher, wenn wir diese letzteren Faktoren zuerst ins Auge fassen.

1. Der Imperativ.

Der Imperativ ist der eigentliche Modus, der eine Willensmeinung zum Ausdrucke bringt, und der Umstand, dass er diese allein nur an die Adresse der zweiten Person Singularis zu richten im stande ist, lässt uns auf die primitive Stufe der Sprachschöpfung zurückblicken, in der die Sprache von Mund zu Mund sich entwickelte. Die Imperativform der zweiten Person Pluralis, die sich als Imperativ für unser Empfinden durch das Fernbleiben jedes Subjektwortes ausweist (*ihr bleibt,* aber *bleibt*), beruht auf sekundärer Anleihe beim Indikativ, hat sich aber um vieles früher entwickelt als die anderen Surrogate, mit denen wir heutzutage Imperative der dritten Person und sogar einen solchen der ersten Pluralis ersetzen (vgl. S. 58).

Nicht alle Verba haben einen Bedeutungsinhalt, der imperativisch gefasst werden kann (Erdmann S. 119). Wir finden sie aber trotzdem in Imperativform. So das

Verbum Substantivum schon bei Otfrid [1]), ebendort auch *werden* [2]); *wizzen* begegnet zuerst bei Williram [3]), *wollen* im Tristan [4]), während *sollen*, wie überhaupt die Praeteritopraesentia [5]) einen Imperativ schon formell nicht bilden konnte, daher immer: *du solt*. Der neueren Sprache erst gehört der Imperativ von haben an (vgl. Lessing V 100, 62: Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!).

Auch beim Passiv sind Imperativfassungen eigentlich undenkbar, denn Formeln wie *sei gegrüsst* statt *werde gegrüsst* kann man nicht gut in das Passiv einbeziehen. Hier ist namentlich interessant, wie Uebersetzer sich gegenüber lateinischen Deponensformen behalfen, so z. B. im Psalter, der viele solche Formen aufweist. Während Notker ein lat. *convertere* [6]) reflexiv wendet (*chêre dich*), ahmt es der vorlutherische Psalter [7]) sklavisch nach; Luther selbst führt einfach das Aktiv ein (I 159, 1).

Die Uebersetzer zeigen uns auch, dass unsere deutsche Sprache mehr Neigung hat, den Imperativ zu verwenden, als z. B. die lateinische. Wir finden von

---

[1]) O I 3, 29: ni wis zi dumpmuati.

[2]) O I 4, 66: wird thû stummêr.

[3]) 97, 2: daz wizzet.

[4]) Trist. 9925: *habe dîne mannes sinne, und minne, daz dich minne; welle, daz dih welle.*

[5]) Versuche hiezu scheinen neuerdings mit *kann* gemacht zu werden.

[6]) Psalm 6, 5. Vgl. Hattemer II 35a.

[7]) Vgl. „Der Psalter zu teusch" Augsburg 1492 bei Sorg: *O herr wird bekört.*

Anfang an lateinische Konjunktive, ja sogar Indikative durch Imperativformen wiedergegeben [1]).

Andererseits aber haben Konjunktivformen auch frühzeitig dazu dienen müssen, zu der zweiten Sing. Imperativformen auch anderer Personen hinzu zu ergänzen. Ueber die erste Pluralis herrscht für die ältere Zeit Unsicherheit, ob wir in den auftauchenden Formen nicht in der That Imperativ nach Art der zweiten Pluralis zu sehen haben [2]). Für unsere heutige Sprache unterscheidet sie sich jedoch gerade von dieser durch die Unfähigkeit, das Subjektpronomen zu entbehren (*gehen wir* [3]). In der dritten Person stellen wir gerade den Konjunktiv als Jussiv dem Imperativ der zweiten gegenüber (*er gehe*), doch ist auch mit ihr der Konjunktiv in das Imperativgebiet eingedrungen, seitdem das Zeremoniell in die Anrede die dritte Person statt der zweiten eingeführt hat. Die mittelhochdeutsche Dichtung kannte bekanntlich für zeremoniellere Anrede nur den Plural der zweiten Person, das Ihrzen. Die dritte Person kam erst mit dem 17. Jahrhundert in Anlehnung an das Französische, zunächst im Singularis, auf (*Gehe der Herr; gehe er*), und führte mit Ende des 18. Jahrhunderts zu unserem heutigen Plural (*Gehen Sie*). Obwohl bei diesen Formen die Kürze und Schroffheit der Willens-

---

[1]) Vgl. Braune Ahd. Lesebuch S. 24 (10 Z. 14); S. 41 Z. 7. Ebenso bei Steinhöwel II S. 267. Ebenso im Vorlutherischen und Lutherischen Psalter u. a.

[2]) Vgl. die Litteratur darüber am besten bei Rannow Der Satzbau des althochd. Isidor Berlin 1888 S. 26.

[3]) Aber noch Nib. 1541, 4: *Nû binden ûf die helme.*

meinung, die dem Imperativ nun einmal innewohnt, in einem gewissen Gegensatze steht zu dem Zeremoniell, dem sie entstammen, müssen wir sie doch in verschiedenen Verwendungen als Imperativsurrogat auffassen.

In die zweite Person selbst ist im guten deutschen Stil der Konjunktiv nicht leicht in die Imperativsphäre eingedrungen; es ist z. B. gerade für Luther interessant, wie er sich hier allmählich von den Neigungen der lateinischen Sprache losmacht. Allerdings ist unsere heutige Form des Verbum substantivum „seit" *(seit ruhig)* im Grunde Konjunktiv, wie überhaupt der ganze heutige Plural unseres Praesens; hiefür liegt jedoch die Ursache auf anderem Gebiete. Im Singular dringt der Konjunktiv gelegentlich in Grussformeln [1]) ein.

Gerade von der zweiten Person hat dagegen der Indikativ ergiebigeren Besitz genommen (*Du kommst hieher* oder *da kommst her*). Teilweise mag ein rein lautlicher Grund mitwirken, indem die Verba, die ihren Stammvokal unter gewissen Bedingungen zwischen „i" und „e" wechseln, wie sie neben *nimm* neuerdings einen Imperativ *nehme* ausgestaltet haben, nach der anderen Seite vielleicht *nimm* und *nimmst* vertauschen konnten.

Ausserdem hat die Frageform, in der vor allem die zweite Person erscheint, so zahlreiche Uebergänge in die Befehlsform (vgl. das im bayrischen Dialekte übliche *weisst*), dass auch sie zum Hebel geworden sein mag (vgl.: *Da nimmst du mich aber auch mit?*).

Und endlich wird derjenige Befehlende, der der

---

[1]) St. II 268: *du syest ser gegrüszet = plurimum salve.*



Ausführung des Befehls völlig sicher ist, von selbst leicht dazu geführt werden, mit dem Indikativ die Ausführung gleichsam in Wirklichkeit umzusetzen; daher klingt der Indikativ auch als die schroffste Form des Heischesatzes und werden militärische Befehle vorwiegend im Indikativ gegeben (*Sie marschieren um zwei Uhr ab!*).

Sonstige Mittel, den Imperativ darzustellen.

Ebenfalls aus der Militärsprache bekannt sind die Verbalnomina (*Stillgestanden!*). Wir haben oben im allgemeineren Zusammenhang (s. S. 12) gesehen, dass diese kurzen Ausdrucksformen durchaus nicht alle auf Ellipse beruhen. Interessant ist das Verhältnis der Infinitiva zum Participium; der Infinitiv ist mehr Avertissements-, das Participium mehr Ausführungskommando. Grimm (IV S. 86 und 87) stellt fest, dass das Griechische und die romanischen Sprachen die Infinitivform begünstigen, während das Althochdeutsche dafür keine Parallelen zu Gebote stellt.

Umschreibungen des Imperativs könnte man beim Gebrauch der Hilfsverba *sollen* und *müssen* annehmen, doch gehören diese eher unter den jussiven Konjunktiv (vgl. Grimm IV S. 85; vgl. St. II S. 268).

Dagegen wäre die Umschreibung der ersten Pluralis mit *lassen* hieherzuziehen, die wir nach Grimm (IV S. 88) zuerst bei Luther finden (Gen. 33, 12: *lasz uns fortziehen*). Grimm belegt diese Fügung aus älteren niederdeutschen Denkmälern, während sie ihm in ober-

deutschen nicht begegnet ist. Doch finden wir schon Nib. 1446, 1: *Nû lâzen daz belîben,* und für *lâz uns* etc. giebt Kehrein III S. 14 schon aus der vorlutherischen Bibel Belege, wodurch mit Grimm auch Socin (Schriftsprache und Dialekte S. 388) berichtigt ist.

Im zusammengesetzten Satze hebt sich der Imperativ insofern von anderen Modis ab, als er nie im Nebensatze erscheint. Es entspricht dies schon seiner Natur als Träger einer unmittelbar vom Redenden auf den Hörer übergehenden Willensmeinung; ausserdem musste gerade im Deutschen, wo sich für den Nebensatz als charakteristisches Kennzeichen die Stellung des Verbum gegen das Subjektwort herausbildete, der Imperativ, der gar kein Subjektwort begünstigt, zurückbleiben. Ansätze, die das Altsächsische und Mittelhochdeutsche gelegentlich gezeitigt haben, zeigen denn auch sämtlich das Subjektpronomen vor dem Imperativ, und es erscheint ausserdem noch, dass die wenigen Belege durch den Reim gehalten wurden [1]).

Ganz anderer Art ist der Imperativ an Stelle eines konditionalen Nebensatzes, wie wir ihn in Schillers *Sei im Besitze und du wohnst im Recht* vorfinden [2]) (vgl. Erdmann S. 120). Diese Fügung hat sich durchaus nicht erst in neuerer Zeit ausgedehnt, vielmehr bietet uns gerade die ältere Litteratur, auch Luther und die vorlutherische Bibelübersetzung, zahl-

[1]) Vgl. Gudrun 1492, 2: *ich râte dir waz dû tuo* im Reime auf *zuo.*

[2]) Vgl. Faust 1170: *Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf; Verliere was, er wird es bringen.*

reiche Belege. Die Wurzeln dieser Fügung liegen ganz nahe bei denen einer uns vertrauteren Konstruktion, die wir z. B. in *Gehst du nach Hause, dann gehe ich mit* finden (*Gehst du nach Hause? — dann gehe ich mit; ebenso: Gieb her! — So! jetzt bekommst du was*). Es schien einige Zeitlang, als ob sich der Imperativ gerade so wie der Fragesatz zu einer Konditionalform entwickeln werde, die neuere Sprache hat ihn aber sehr vernachlässigt, vielleicht weil sie die invertierten Vordersätze der Konditionalperiode schon ganz als Nebensätze auffasst und darum eine gewisse Scheu hatte, auch den Imperativ mit hineinzuziehen.

2. Der Konjunktiv.

Formell ist der deutsche Konjunktiv ein Optativ, wie uns die vergleichende Sprachwissenschaft gelehrt hat. Wir verdanken dieser also die Möglichkeit, die Wurzeln unserer Konjunktivverwendungen am richtigen Orte aufzusuchen, in der Willenssphäre, während Adelung an die sekundär entwickelten Funktionen anknüpfend, sie in der Reflexion, der Verstandesthätigkeit suchte. In der Willenssphäre lassen sich zielbewusste Regungen scheiden von solchen, die mehr nur einer Empfindung Ausdruck geben: Jussiv und Optativ, die sich mehr graduell als prinzipiell voneinander abheben, in der Folge aber im Konjunktiv des Praesentis und dem des Praeteriti eine merkwürdige formelle Unterscheidung gewonnen haben. Der Grund zu dieser Entwicklung liegt allerdings teilweise auf temporalem Gebiet,

denn in der That regt Gegenwart und Zukunft, die im Praesens vertreten sind, die Willensthätigkeit mehr zielbestimmend an als die Vergangenheit, an die sich viel eher Empfindungen knüpfen. So ist es gekommen, dass der Conjunctivus Praeteriti im einfachen Hauptsatze gar keine präteritale Bedeutung mehr hat, für alle solche Zwecke vielmehr Hilfsverba heranziehen muss; wenn er deren gelegentlich im Nebensatze entbehren kann, so ist dies nur, weil das regierende Verbum dem ganzen Zusammenhang die Zeitanschauung aufprägt.

α) Der jussive Konjunktiv.

a) Einfacher Jussiv im Haupt- und Nebensatz.

Wenn wir mit der schärfer accentuierten Färbung des Optativs beginnen, so beruht dies nicht darauf, dass wir sie für die ursprünglichste halten, sondern allein auf dem Umstande, dass sie dem Imperativ am nächsten steht. Denn in der That, der Jussiv ist für die dritte Person das, was der Imperativ für die zweite. Und so verwendet auch schon Ulfilas seinen Konjunktiv für den reicheren Imperativ der griechischen Sprache[1]). Auch im Heliand ist der Jussiv stattlicher vertreten, weniger im Beowulf. Für Otfrid hat ihn Erdmann (Syntax Otfrids I § 29) belegt, und durch die mittelhochdeutsche Litteratur Grimm (IV S. 207, 208) ihn teilweise verfolgt, wozu noch hervorzuheben ist, dass in dieser jussiven Bedeutung der Konjunktiv des Praesens kein Terrain an

[1]) Matth. 6, 9: *weihnai namo þein* u. a.

den des Praeteritum verloren hat. Auch bei Luther ersetzt dieser Jussiv den Imperativ der dritten Person (vgl. Matth. 13, 9: *Wer Ohren hat zu hören, der höre*), während schon in Grieshabers Predigten umschrieben wird[1]: *soll hören.* Heutzutage ist der einfache Konjunktiv hier seltener geworden; die Beispiele, die Vernaleken II S. 314 beibringt, klingen uns geziert. Höchstens mit dem unbestimmten Subjekt *man* in Formeln wie: *man wende mir nicht ein* (vgl. Tell 1914: *Man mache Raum — er nehme seine Weite;* [1954] *man bind' ihn an die Linde dort*) sind auch wir diesen Konjunktiv gewohnt, aber im Tell 969: *gehen einige und zünden Reisholz an* schwebt uns das Hilfsverb *sollen* auf der Lippe.

Auch dieses Hilfsverb ist schon alt als Begleiter und Exponent des Jussivs, schon in Otfrids Widmung an den König Ludwig finden wir es so[2], und seitdem hat es die Konjunktivformen parallel begleitet, bis es sie allmählich fast ganz verdrängt hat. Für die erste Person Singularis ist der Konjunktiv nur in optativer, nie in jussiver Fassung zu denken; dagegen hat der Konjunktiv der ersten Person Pluralis als richtiger Jussiv ja ein Hauptersatzmittel des Imperativs gezeitigt (s. S. 58). Die zweite Person Singularis dagegen hat sich nur bei Uebersetzern gelegentlich einen lateinischen Konjunktiv statt des Imperativs aufnötigen lassen[3].

---

[1]) Vgl. Grieshaber Deutsche Predigten des 13. Jahrh. Stuttgart 1844—46.

[2]) Z. 25: *thes skal er gote thankôn; thes thanke ouh sin githigini joh unser smahu nidiri.*

[3]) So auch Notker, vgl. z. Bo. S. 98.

Der Jussiv im Nebensatze.

Nur scheinbarer Nebensatz liegt in der Einkleidung des Jussivs in einen Dasssatz vor, die wohl aus dem lateinischen utinam (ὤφελον) in unsere Sprache herübergenommen ist, jedoch auch rein deutsch aus dem Entwicklungsgang der Partikel dass erklärt werden kann (s. u.). Die ganze Fügung gehört mehr dem Optativ an als dem Jussiv, wir finden aber den letzteren in Belegen wie: *Dass du mir zu Hause bleibst* (ähnlich schon Otfrid IV 26, 37. Vgl. Reuter: *Dass du die Nase in's Gesicht behältst*).

Unter den Nebensätzen, die jussiven Konjunktiv enthalten, müssen wir unterscheiden zwischen solchen, deren Satzverhältnis an und für sich mit dieser modalen Spezialisierung nichts zu thun hat, und solchen, deren Satzverhältnis in diesem Modus einen Exponenten ausbilden konnte oder ausgebildet hat.

Unter die erstere Gattung gehört der Jussiv in Relativsätzen[1]), wie in M. S. Fr. 37, 11: *du erkiusest in dem walde einen baum, der dir gevalle;* Goethe II S. 78: *forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei.* Auch hier überwiegen heutzutage modale Umschreibungen, wie Erdmann (S. 140) mit Recht hervorhebt. Im Temporalsatze, wo die ältere Sprache in Belegen wie Nib. 974: *ir sult*

[1]) Unter den älteren Relativkonstruktionen würden manche in die zweite Kategorie gehören, so auch die Relativpartikel *damit*, die ganz in den Absichtsatz übergegangen ist.

ez lâzen stân unz ez sich baz füege vielleicht jussive Färbung des Modus zeigt, ist sie neuhochdeutsch im einfachen Modus überhaupt nicht mehr möglich[1]), und im Kausalsatze, wo überhaupt für den Jussiv wenig Raum ist, muss ein Befehl, der zur Begründung irgend eines Satzinhaltes eingeführt wird, stärkeren Ausdruck erhalten, als ihn der Modus zu geben vermag (vgl.: *Da er einmal gehen soll, so mag er gleich gehen*).

Reichere Verwendung dagegen liesse sich für den Substantivsatz erwarten. Unter den Begriff des Substantivsatzes fallen ja bekanntlich diejenigen Sätze, die dem Hauptsatze ein materielles Moment einverleiben, wie es sonst durch ein Substantiv vertreten wurde, vor allem die Objekte einer Aussage, einer Erkenntnisthätigkeit oder eines Wunsches. Wie alle diese Sätze an und für sich Hauptsätze waren, wie sie in dem neuen Zusammenhange, den sie eingehen, zu Nebensätzen werden, welche Veränderungen sie dadurch erleiden, das werden wir mehrmals hervorheben müssen. Hier handelt es sich zunächst um einige charakteristische Fälle des Jussivs. Der Ausspruch *er komme* kann wieder als Objekt eines Verbum dicendi einem Dritten zugeschoben werden; aber hier war es niemals beliebt, zu setzen: *er sagte er komme*. Der Konjunktiv scheint in diesem Zusammenhange immer als Modus der indirekten Rede aufgefasst

---

[1]) Ein Satz, wie *Sie wollten ausharren, bis der Entsatz käme*, den Erdmann S. 140 als Beleg für verschiedene Behandlung der Tempora einführt, enthält überhaupt keinen Jussiv, sondern den Konj. der Oratio obliqua. Vgl. dazu: *sie sagen, sie wollen ausharren, bis Ersatz komme.*

worden zu sein, das jussive Moment musste in anderer Weise zum Ausdruck kommen [1]. Nur wenn das regierende Verb über die Willensmeinung keinen Zweifel liess, hatte die ältere Sprache auch kein Bedenken, den Jussiv im einfachen Konjunktiv anzufügen [2], während das Neuhochdeutsche auch hier eines Hilfsverbs nicht ermangeln kann [3] (*er bittet mich, ich solle ihn begleiten*) sofern es nicht Infinitivkonstruktion vorzieht (*er bat mich, ihn zu begleiten*).

Wo nun aber überhaupt keine Zweideutigkeit ins Spiel kam, wo der Konjunktiv nicht als Modus der indirekten Rede aufgefasst werden konnte, hat sich der Jussiv in der älteren Sprache auch im Substantivsatze kräftig festgesetzt und ist sogar in verschiedenen Verwendungen zu einem Mittel geworden, die Unterordnung zu kennzeichnen, hat also subjunktive Funktion bekommen. Im allgemeinen gehören diese Fügungen rein nur der älteren Sprache an, in unsere neuere Sprache haben sie nur in wenigen Restverwendungen übergegriffen, und auch diese stehen auf dem Aussterbeetat. Wir sagen z. B. heutzutage nicht mehr leicht: *es ist besser, er gehe mit ihm*, vielmehr zeigt unser *er geht mit ihm* die Einwirkungen der Indikativtendenz, die unserer Sprachentwicklung innewohnt; bei Luther noch

---

[1] So schon bei Otfrid I 25, 10: *kundta er imo, er iz wolta iz ouch sô wesen scolta.*

[2] Vgl. Otfrid III 3,9: Ther kuning bat, er quâmi.

[3] Vgl. schon Simplicissimus (Neudrucke 19—25, Halle Niemeyer 1880) S. 268: *ich ermahne und bitte ihn, so hoch als ich kan, er wolle Gott die Ehre geben.*

überwiegen Belege wie Röm. 14, 21: *es ist viel besser, du essest kein Fleisch und trinckest keinen Wein.*

Auch im Dasssatz hat der Indikativ neuerdings Fortschritte gemacht. Wo der Satz als Objekt oder Subjekt zu ausgesprochenen Willensmeinungen tritt, kann ja einfacher Konjunktiv noch heute als Jussiv sich halten; aber ein *Ich will, dass er komme* steht heute in der Verwendung zurück hinter *ich will, dass er kommt; lass nicht zu, dass das geschehe* hinter *geschieht; es ist höchste Zeit, dass er anfange* hinter *anfängt.* Noch mehr hat der Indikativ in Dasssätze eingegriffen, die allgemeiner bestimmend zum Hauptsatze treten: bei *so dass,* ob es nun komparativ oder konsekutiv ausführt, kennen wir nur noch den Indikativ [1]). Beim Folgesatz ist freilich die Grenzlinie gegen den Absichtssatz hin schwer zu bestimmen, immerhin würde hieher ein Beleg gehören wie *einen Menschen zu plagen, dass er schreie,* wo wir jetzt *schreit* setzen würden.

Im Absichtssatze dagegen tritt auch heutzutage noch der Konjunktiv nur unter gewissen Bedingungen hinter den Indikativ zurück, nämlich wenn die Vorstellung der Thatsächlichkeit des Satzinhaltes überwiegt über das Bedürfniss, der Willensbethätigung Ausdruck zu geben (vgl. Goethe IX S. 4, 27: *drum liebt dich der Tyrann, damit er jemand hat, dem er befehlen kann*).

Im Konditionalgefüge ist für den Hauptsatz der Jussiv in allen den Fällen angebracht, in die sich an

---

[1]) Aber Luther E. XXIX 196: Mosen leret er also zu verstehen, das der unordige pofel sich empore.

die Prämisse eine Forderung anknüpft (vgl. Tasso 259: *Er soll willkommen sein, wenn er es bringt;* vgl. Goethe IV 4; 213, 5: *und wenn dein Knabe gelegentlich schreibseeliger wird, so lass mir ihn manchmal etwas von eurer Haushaltung schreiben*).

Aber auch die Prämisse selbst, wie sie für die zweite Person in Imperativform sich kleiden kann, vermag auch für die dritte im Jussiv sich zu zeigen. Nur hat sich auch hieraus nicht eigentlich eine Konditionalform entwickelt (vgl. aus Luther Galater 6, 2: Einer trage des andern Last, so werdet jr das Gesetz Christi erfüllen; vgl. Tasso Vers 111: Und soll sich eine ja mit ihr vergleichen, So hat Lucretia gewiss das Recht).

b) Der Jussiv als subjunktiver Modus

tritt in der Formel *es sei denn, dass* zu Tage, dem einzigen Rest, den unsere neuere Sprache von all den excipierenden Verwendungen des Jussivs (vgl. Erdmann S. 150—151, der diese Sätze jedoch anders auffasst) erhalten hat. Wir legen heute den Hauptwert auf die Partikel *dann* und werden dadurch von der Funktion des Modus abgelenkt, die uns in älteren Beispielen klarer vor Augen tritt. Wenn wir im Tristan (Vers 14005) finden *swar ir wellet, dar will ich . . . es enirre mich der tôt* und dagegen bei Pforr (Ausgabe des Litterar. Vereins LVI S. 16, 31): *das kein wesen . . . diser welt ist, es werd zu siner zyt gemischet,* so hat zwar der eine Beleg eine Negationspartikel beim Konjunktiv, der andere nicht, sonst aber zeigen sie in allem anderen Aehnlichkeit.

Diese Fügungen sind aus einer Sprache hervorgegangen, die von Mund zu Munde lief, nicht aber vom Papier zum Papier. Wenn der Redende aber eine Aussage ändern, einschränken will, kann er das nur in Nachträgen thun, während der Schreibende dies durch Striche, Einschübe, Korrekturen erzielen kann; der Redende muss immer neue Sätze bilden, der Schreibende kann immer im ersten Satze mit seiner Thätigkeit verharren. Das ist die eine Grundlage unserer Fügungen; die andere ist die Thatsache, dass kein Mensch, wenn er spricht oder schreibt, die ganze Reihe von Vorstellungen, die sein Denkprozess durchläuft, auch in Worte umsetzt. Vielmehr nur die Punkte, die im Bewusstsein hervortreten, werden sprachlich festgelegt, vor allem dem Endziele zu werden mancherlei Uebergänge übersprungen; und es ist gerade von diesem Gesichtspunkte aus so interessant, beim Dialog oder bei der Lektüre zwischen den Zeilen zu lesen.

In unseren Fügungen nun liegt eine Vorstellung zu Grunde, die erst, wenn sie ausgesprochen, eine Tragweite eröffnet, die den Redenden stutzig macht. Wenn Hartmann im Armen Heinrich (204 ff.) den Arzt sagen lässt: *des sint ir iemer ungenesen,* so zeigt uns doch die weitere Rede, dass dieser Ausspruch dem Redner wieder zu weitgehend dünkt, dass er ihn in Gedanken wieder zurücknimmt und für diese Zurücknahme eine unerlässliche Bedingung aufstellt. (205: *got welle*[1]) *dan der arzât wesen*). Meist ist diese unerlässliche Be-

[1]) Nach Handschrift B.

dingung jedoch kein Ereignis, das gewünscht wird, sondern im Gegenteile eines, das gefürchtet wird, und deshalb bricht in den meisten Belegen die Negationspartikel als Ausfluss negativer Willensthätigkeit durch (Trist.: *es enirre mich der tôt* s. o.), bis sie konventionell auch in Fügungen herübergenommen wurde, mit denen sie nichts zu schaffen hatte, so in Hdschr. A. des Armen Heinrich: *got enwelle der arzât wesen.* Keineswegs aber darf man wie Erdmann die Negation als unentbehrlich ansehen und ebensowenig die Partikel *dann,* die allerdings den unterdrückten Revokationsgedanken wenigstens andeutungsweise zum Ausdruck bringt, aber nicht durchaus notwendig ist.

Die mannigfaltige Kombination ans allen diesen Elementen, die unsere Uebergangszeit aufweist, und die sich aus Analogiewirkungen aller Art erklärt, führte zu dem Endergebnis, dass die Negationspartikel, wie sie überhaupt in der dünnleibigen Form *en* mit dem Mittelhochdeutschen ausstarb, völlig der Partikel dann Platz machte. Schon Luther verfährt hier konsequent (Belege bei Erdmann S. 152, vgl. 2. Timoth. 2, 5: *Und so jemand auch kempfet, wird er doch nicht gekrönet, er kempffe denn recht*). Unsere heutige Sprache hat den freien Gebrauch beliebiger Verba hier verloren, für sie ist nur die Formel es sei denn, dass übrig geblieben. Wohl aber kennt die Umgangssprache [1]) verschiedene ähnliche Fügungen, die auf dieselbe Wurzel zurückgehen.

---

[1]) Auch die Dichtersprache vgl. Tasso 224 ff.
Du? Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt?
Es müsste sein, dass ich zu sehr mich irrte.



Die Formel *es wäre denn, dass* ist auch in jeder Beziehung ein Seitenstück, nur dass hier statt einer Forderung eine hypothetische Annahme vorliegt, daher auch Conditionalis statt des Jussivs.

Der parataktische Indikativ, den Erdmann aus dem Tell (2624) beibringt: *niemals kehrt er heim, er bracht euch etwas* gibt eben der Thatsächlichkeit der bedingenden Vorstellung Ausdruck und ist deshalb sehr instruktiv für das Verständnis der ganzen Fügung.

c) Der Jussiv im Konzessivsatze.

Der Konzessivsatz hat unter den Wurzeln, aus denen heraus er seine heutigen Formen entwickelt hat, auch eine ausgesprochen jussive, die unseres Erachtens auch in der neueren Litteratur über den Konzessivsatz nicht genügend hervorgehoben wurde[1]. Noch heute kann der Imperativ konzessive Färbung annehmen (vgl. Piccolomini Vers 2647: *Halte du es wie du willst! Doch mir vergönne, dass ich auf meine Weise mich betrage*).

Auf ähnlich gefärbtem Jussiv der dritten Person[2] beruht unsere ganze Fügung mit *es sei, es sei wer da wolle; es koste, was es wolle.*

Vgl. Lessing II, 439: *Vorwärts; denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund.*

In dem zweiten Konjunktiv (wolle) des oben angeführten Beleges könnte man vielleicht eine Assimilation

[1]) Vgl. Ztschr. f. d. Phil. XXIV S. 261 und S. 406.

[2]) Vgl. Nibelungen 424, 3 *nu spilen swes sie wollen.* Vernaleken II S. 316 ff.

des Modus erblicken, also eine aus dem zusammengesetzten Satz heraus entstandene Modustrübung, wie in den unserer älteren Sprache eigenen Konjunktiven nach einem im Jussiv stehenden regierenden Verb (Belege bei Erdmann S. 164 ff.; vgl. Nib. 938: *lât si des geniezen daz si iwer swester sî*).

β) Der optative Konjunktiv.

a) Die Praesensform.

Der Optativ ist recht eigentlich die Grundstimmung des Konjunktivs der ersten Singularis (vgl. *Ich sei, gewährt mir die Bitte, in euerm Bunde der Dritte*). Trotzdem aber hat gerade die erste Person den Conjunctivus Praesentis für optative Verwendung ganz über Bord geworfen; sie umschreibt mit Hilfsverben, die aber mit Ausnahme von *möge ich* alle in das Praeteritum übergegangen sind (*könnte ich, dürfte ich,* häufig auch *möchte ich*, vgl. Vernaleken II S. 313). In dieser Beziehung stimmt auch die zweite Person überein, die ja überdies auch gewisse Ausgestaltungen des Imperativ für optative Zwecke zur Hand hatte (*komm doch mit*). Dagegen hat die dritte Person zahlreiche Verwendungen der einfachen Konjunktivform des Praesens gerade in optativer Färbung erhalten[1]) (vgl. Piccol. 1271: *Da sei Gott für* u. a. Iwein 5997: *got grüeze iuch*). Meistens sind es stehende Formeln; freigebildete Optative bedienen

---

[1]) Aeltere Belege s. bei Grimm IV S. 76: (vgl. z. Bo. S. 98), neuere bei Vernaleken II S. 314.

sich heutzutage ebenfalls häufiger der Hilfsverba, wobei *mögen* als optativer Exponent von dem jussiven sollen sich scharf abhebt, während das ältere müssen[1]) mit seiner Wandlung der Bedeutung optativisch unmöglich geworden ist. Eine beliebte Form für den einfachen Optativ ist dagegen die Einkleidung in den Dasssatz geworden (vgl. Iw. 4214: *daz ez got erbarme;* vgl. Tasso 306: *O dass er sein Gemüth wie seine Kunst an deinen Lehren bilde! dass er nicht Die Menschen länger meide, dass sein Argwohn Sich nicht in Furcht und Hass verwandle!*).

b) Der Conjunctivus Praeteriti als Optativ ohne Zeitbedeutung.

Auch in anderen Sprachen, so im Lateinischen, hat der Conjunctivus Praeteriti seine Zeitbedeutung mehr oder weniger abgestreift, um Wünsche in hypothetische oder irreale Form zu kleiden. Wie diese modalen Formen aus den temporalen entspringen, haben wir schon oben dargelegt; instruktiv dafür ist z. B., wie Notker hier seiner lateinischen Vorlage getreu folgen kann (vgl. Boeth. 21b, 10: *Siluisti pudore an stupore? Mallem pudore . . . Set ut uideo . . . stupor oppressit te* = *Mir uuâre liebera*). Und ebenso greift in 50a, 13: *Ih uuolti nû gerno iro selbero uuorto mit tir uuaz chôsôn* parallel dem lateinischen *vellem* der Optativ, der eigentlich Empfindungen aus der Vergangenheit herausholt, in

[1]) Vgl. Boeth. Hattemer III 65a 29 *Haftên muozîn sie* = *At hereant precor.*

die Gegenwart und Zukunft über (vgl. Luther 2. Kor. 11, 1[1]): *Wolte Gott, jr hieltet mir ein wenig Torheit zu gut*). Die ältere Sprache zeigt noch wenige Belege solchen Konjunktivs des Praeteritum[2]); er erscheint zuerst bei Notker reicher ausgebildet[3]), namentlich auch als mildere Form, um Wünsche der ersten Person zu übermitteln; wie er überhaupt allen Willensäusserungen durch das Ueberspielen in hypothetisches Gebiet geschmeidige Form gibt (vgl. das dialektische *ich möchte* an Stelle von *ich wünsche*).

Im Nebensatz ist der Optativ der Praesensform von ganz geringer Bedeutung (vgl. Erdmann S. 134, 135). Als einfacher Konjunktiv erscheint er in Belegen wie Iw. 296: *do enpfienc er mich als schône als ime got iemer lône* oder wie im Tristan des U. v. Türheim 3431: *ir ne traget die salben mit im dan, der genese Tristan.* Sonst ist auch hier die Umschreibung, vor allem mit *mögen*, üblich; neuhochdeutsch finden wir den einfachen Konjunktiv nur noch in Formeln: *unser König, den Gott erhalte; wenn — was Gott verhüte — ein Unglück geschehen sollte.*

Eigenes Satzverhältnis hat nur der Konjunktiv des Praeteritum im Konditionalgefüge entwickelt, das aber beim Potentialis besprochen wird.

---

[1]) Hier auch bei Ulfilas Conj. Praet.

[2]) Vgl. Pratje (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforsch. XI S. 6) für Heliand; Erdmann Syntax Otfrids I § 41 ff.

[3]) Vgl. z. Bo. S. 113. Belege aus späterer Zeit s. bei Erdmann S. 125, 126.

γ) Der Potentialis.

Unter dem Sammelnamen Potentialis sind die verschiedensten Verwendungen der beiden Modi (des Praesens und Praeteritum Conjunctivi) zusammengefasst worden, wobei man meist auch bemüht war, eine aus der anderen abzuleiten. Wenn wir auf diesen Versuch von vornherein verzichten, so leitet uns vor allem die Erwägung, dass derartige Ableitungstendenzen meist nur zu dem Ergebnis geführt haben, dass sie den Thatsachen Gewalt anthaten. Uns erscheint es hier wichtiger, die Thatsachen offen darzulegen, als überall mit Erklärungen bei der Hand zu sein, die der heutige Stand unserer Forschungen nun einmal nicht für alle Fälle erlaubt.

Wir finden den Konjunktiv des Praesens als Träger des Potentialis im Hauptsatze gar nicht mehr, im Nebensatze fast ganz auf die Oratio obliqua eingeschränkt. Unter Potentialis verstehen wir diejenige Konjunktivfunktion, bei der die Willenssphäre ganz zurückgetreten ist und ein Moment, das bei der Willensrichtung auf ein zu erstrebendes Ziel nur nebenbei mitspielte, das *irreale Moment,* mit allen seinen Schattierungen in den Vordergrund tritt, von der Scheu, etwas als Thatsache auszugeben, bis zur Behauptung, dass etwas nicht existiere. Man pflegt gerade diese letzteren Schattierungen als Conditionalis und Irrealis schärfer zu fassen. Aber schon der Umstand, dass sie alle an einer Verbalform auftreten, und die Unmöglichkeit, die Grenzen überall reinlich zu sondern, lassen es ratsam erscheinen, alle zusammen zu behandeln. Eher empfiehlt es sich, den

Konjunktiv des Praesens, sofern er der Oratio obliqua angehört, für sich zu betrachten.

a) Der Modus der Oratio obliqua.

Wustmann (S. 171) meint: *Nur ganz unklare Köpfe sind im stande, Sätze zu schreiben, wie „Hamerling hat bewiesen, dass man als Atheist ein edler und tüchtiger Mensch sein könne“ ... „nachdem der erste Schrecken überwunden war, sahen die Römer, dass sich der Aufstand nicht bis zum Rheine ausdehne.“* Unklar scheinen hier jedoch weniger die Köpfe der betreffenden Schriftsteller zu sein, als für den Verfasser der Sprachdummheiten der Gebrauch des Konjunktiv in der Oratio obliqua [1]). Wustmann schreibt diesem Konjunktiv die Aufgabe zu, die Realität des Satzinhaltes zu verdächtigen. Diese Aufgabe ist aber für unseren heutigen Konjunktiv der indirekten Rede nur ein Accidens, nicht das Wesentliche. Wo wir einen Satzinhalt durch die Nüance des Modus von uns weg einem anderen in den Mund, in die Seele legen, können wir freilich uns der Verantwortung entäussern wollen, weil sie uns zu schwer dünkt; aber für diese Verdächtigung der Realität genügt unserer

[1]) Wenn hier an Oratio obliqua festgehalten wird, obwohl nicht bloss Aussagen, sondern auch Objekte der Erkenntnis mit zur Sprache kommen, so geschieht dies eben, weil die ganze Erscheinung in der That auf dem Gebiete der Oratio begonnen hat. Jeder Versuch, in unserer Syntax ausser der Grundlage einer Erscheinung auch alle ihre Analogiewirkungen im Terminus technicus mit zu verzeichnen, würde sie mit dem Ballast des Kanzleistils belasten.

heutigen Sprache der einfache Konjunktiv schon lange nicht mehr, er ist heutzutage vielmehr ein Mittel geworden, um in der Seele eines anderen lesen zu lassen, und so wird auch der Konjunktiv in dem zweiten Beispiele Wustmanns niemand darauf führen, den Nebensatzinhalt nun für unwirklich zu halten, vielmehr wird jeder durch ihn mitten hinein in den Gemütszustand des römischen Volkes versetzt. Dass freilich auch dieses Mittel am unrichtigen Orte verwendet werden kann, wird niemand bestreiten wollen, und so mag das erste der angeführten Beispiele immerhin als Missgriff gelten.

Der Konjunktiv ist übrigens nicht das einzige Mittel, die Oratio obliqua von der recta abzuheben[1]). Neben der Modusverschiebung geht auch eine Personenverschiebung her, die in allen Fällen wirksam wird, in denen das Subjekt des Aussagesatzes identisch ist mit dem, der die Aussage mitteilt, oder dem sie mitgeteilt, resp. dem sie in den Mund gelegt wird. Unwirksam bleibt sie also bloss in Belegen wie *mein Bruder sagte mir, der Zug gehe um 9 Uhr*. Hatte dies aber der Bruder mit den Worten ausgedrückt: *ich reise* um 9, so heisst dies in Oratio obliqua *mein Bruder sagte mir, er reise um 9*, während zu Belegen wie *mein Bruder sagte, ich müsse um 9 fahren, du werdest erst morgen reisen*, die Oratio recta lauten würde: *du musst um 9 fahren, er wird erst morgen reisen*. Oder mit anderen

[1]) Vgl. Behaghel Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen Paderborn 1878 S. 5 ff. Delbrück (und Windisch) Syntaktische Forschungen I S. 79 ff.

Worten, die Oratio recta vermittelt eine Aussage, wie sie gefallen ist, also einen Dialog mit den Pronominibus der ersten und zweiten Person für die Beteiligten und dem der dritten für Unbeteiligte; die Oratio obliqua verlässt die Form, in der die Aussage fiel; sie übermittelt nur das Ergebnis, sie zieht die Folgerungen, und hier treten neue Pronominalformen in den Vordergrund. In den meisten Fällen wird derjenige, der jetzt berichtet, derselbe sein, der vorher den Hörer spielen musste (Uebergang von der zweiten Person in die erste), während der unbeteiligte Dritte nun zum Hörer wird (Uebergang der dritten Person in die zweite) und die erste Person des früheren Dialogs im jetzigen nur noch die Rolle des unbeteiligten Dritten weiterführt. Diese ganze Personenverschiebung, die uns unbewusst unsere Sprache beherrscht, so dass wir nur mühsam dem Versuche folgen können, sie in ihren Einzelheiten darzulegen, hat sich doch nicht in allen Sprachen entwickelt, so z. B. nicht im Hebräischen. In den indogermanischen Sprachen hat sie zwar überall Ansätze getrieben, aber nicht alle gleichmässig ausgebildet.

Behaghel (S. 7) versuchte, den Ausgangspunkt dieser Bewegung genauer festzustellen, und hat hier an einige neuere Belege, so speziell an Reuter (VIII S. 53) angeknüpft (*Denk dir: hat mich der Kerl vorigen Sommer 'ne Art Hosenzeug angesnackt*). Es wird aber überhaupt nicht nötig sein, so spezielle Fügungen aufzusuchen. Schon das allgemeine Charakteristikum, dass die Oratio obliqua die Form nicht festhält, in der der Redende die Aussage vernahm, ist so natürlich und begreiflich

und lässt die weiteren Verschiebungen von selbst erklären. Wer je die vielfachen Umgestaltungen beobachtet hat, die Ereignisse sowohl als Mitteilungen im Munde anderer erfahren, dem wird der Schlüssel schon hiemit gegeben sein; dazu kommt dann die speziellere Erscheinung, dass der Mensch gewöhnlich, was er vernimmt, zunächst in Beziehung zu sich selbst zu setzen pflegt, die Folgerungen für sich selbst entnimmt; alle Umsetzungen der zweiten oder dritten Person in die erste erklären sich schon aus diesem Naturgesetz. Man beachte nur die schnelle Umwandlung in der Replik des Dialogs (vgl. Goethe XXVII 264, 20: *Sie rief ihm ... hinterdrein ... wenn ihr nicht alt werden wolltet, so hättet ihr euch in der Jugend sollen hängen lassen. Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. Hängen lassen! rief er, mich hängen lassen!*) Wenn der Hauptmann den Vorfall weiter berichtet hätte, würde die Oratio obliqua wohl gelautet haben: *Sie rief mir zu, ich sollte mich hängen lassen.*

Auch die Unfähigkeit der meisten Menschen, wenn sie sich selbst in der dritten Person einführen, an dieser Form lange festzuhalten, gehört hieher. Man vergl. Annoncen wie *Eine Dame, 35 Jahre alt, der keine Glücksgüter in den Schooss gelegt wurden, dafür guter Humor und häuslicher Sinn bei mir stets zu finden sind, möchte gerne* u. s. w. (Münchener N. N. 17. Dezember 1891).

Die Modusverschiebung dagegen ist nicht so leicht zu fassen. Wenn wir den Konjunktiv hier auf irgend eine Wurzel zurückführen dürfen, so möchten wir auch ihn aus der Willenssphäre hervorgehen lassen, die uns noch heutzutage ja in Belegen wie: *er soll*

krank sein; ein Gerücht will, dass er gestorben sei entgegentritt. Ausserdem wäre an die nahe Verwandtschaft unseres Modus mit dem konzessiven Jussiv zu erinnern.

Wir setzen heutzutage auch Aussagen, die uns aus der Vergangenheit übermittelt werden, in den Konjunktiv des Praesens, wenngleich die Consecutio temporum überall herumspukt (vgl. Götz 71, 22: *Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er sei euch keine Pflicht schuldig und wolle*[1] *nichts mit euch zu thun haben*). Die ältere Sprache, namentlich soweit sie von lateinischen Vorlagen stärker beeinflusst war, strebte mehr einen Parallelismus der Modi an (vgl. Behaghel a. a. O. S. 37), wobei übrigens dem Conjunctivus Praeteriti entschieden noch mehr Zeitbedeutung zukommt, als man zugestehen will. Denn wo der Inhalt der indirekten Rede nicht in der Vergangenheit zurückbleibt, sondern in die Gegenwart hereingreift, weist die freiere althochdeutsche Syntax auch nach dem Praeteritum meist Praesens Conjunctivi auf (vgl. Behaghel S. 39, Erdmann S. 178 ff.). Für andere Fälle soll mit Ausnahme eines Belegs aus der Prosa des 13. Jahrhunderts (Erdmann S. 179) das Praesens nach dem Praeteritum erst im 15. Jahrhundert aufgetaucht sein (Behaghel S. 52 ff.). Die Frage ist etwas verwickelt, denn zunächst ist es sehr schwer zu entscheiden, ob der Satzinhalt gerade nur für die Vergangenheit Geltung hat, und dann

[1]) Die älteren Drucke haben auch hier *wollte.*

ist zu allen Zeiten von den verschiedensten Einflüssen aus das Streben genährt worden, die Modi parallel zu gestalten. Daneben hat der Konjunktiv des Praeteritum gar bald entschieden hypothetische Färbung bekommen, womit er sich für den einen Beleg vordrängte, für den anderen missliebig machte, während der Konjunktiv des Praesentum in immer mehr Formen dem Indikativ des Praesens sich näherte, so dass auch in diesen Fällen der Differenzierungstrieb auf das Praeteritum hinarbeitete. Dazu kommt das Eindringen der umschriebenen Formen, die aufs neue Verwirrung anrichteten. Durch alle diese Wirrnisse aber hindurch lässt sich feststellen, dass der Konjunktiv des Praesens schon früher — wenn auch seltener als heutzutage — zwei Funktionen hatte: 1. der Aussage wenigstens die Zeitform[1]) zu wahren, in der sie gefallen war; 2. den Inhalt der Aussage für die Gegenwart zu übernehmen[2]). Der Konjunktiv des einfachen Praeteritum ist in der älteren Funktion, in der er die Aussage auch zeitlich verschob, ihr den Stempel der Vergangenheit aufdrückte[3]), ganz Umschreibungen gewichen, dagegen hat er mehr modale Funktionen übernommen sowohl nach der optativen als auch nach der irrealen Seite zu. Aus rein formellen Gründen wird er übrigens nicht bloss für die Formen begünstigt, in denen

[1]) O. IV 20, 19: *Quadun, sih bihiazi, er gotes sun hiazi zelle ouh in giwissi, thaz er selbo krist sî.*

[2]) O. IV 23, 25: *Wanta er gikundta herasun, thaz er sî selbo gotes sun.*

[3]) Vgl. O. IV 20, 17: *Quadun, sih bihiazi, er gotes sun hiazi.*

das Praesens den Konjunktiv nicht vom Indikativ differenzieren kann (Erdmann S. 179), sondern es scheint auch bei gewissen Verben, so den Hilfsverben, überhaupt eine Neigung zum Praeteritum zu herrschen; ausserdem hat die Orthographie vielfach Konjunktive des Praesens in das Praeteritum übergeführt (vgl. oben *gäbe*).

Wir haben den Modus der indirekten Rede bis jetzt nur auf seine Entwicklung hin ins Auge gefasst, er bietet uns jedoch auch nach anderen Seiten Anlass zu Anmerkungen. Er ist vor allem eine Modusform, die subjunktive Funktionen herausgebildet hat, denn in all den Fällen, in denen eine Personenverschiebung nicht eintreten kann, bildet er das einzige Kennzeichen der Oratio obliqua. Zu bemerken ist, dass die Personenverschiebung wohl ohne Hinzutreten der Modusverschiebung erfolgen kann, letztere aber nicht ohne die erstere [1]). Auch das Verhalten der direkten zur indirekten Rede ist sehr verschieden. So lässt sich bei bestimmten Stilisten ausgesprochene Vorliebe für die eine oder die andere Form feststellen; unsere Klassiker z. B. scheinen die direkte Rede zu bevorzugen, und bei Goethe ist es geradezu auffallend, dass er in Dichtung und Wahrheit alle die Aussprüche teils längst verstorbener Personen im Wortlaut festzuhalten bemüht ist.

Dem Dasssatze gegenüber teilt der subjunktive Konjunktiv die Charakteristika des Hauptsatzes gegen den Nebensatz, nicht nur formell, sondern auch materiell, insofern er seinen Inhalt erst vor dem Hörer aufbaut,

---

[1]) Natürlich die S. 78 (unten) berührten Fälle ausgenommen.

während der Nebensatz ihn schon als ein fertiges Ganzes einführt (*Er sagte, der Fluss sei wieder im Steigen* gegen *Hat er dir auch erzählt, dass der Fluss im Steigen sei?*). Natürlich ist zu berücksichtigen, dass die Grenzlinien zwischen beiden Formen schon deswegen nicht immer eingehalten werden, weil stilistische Rücksichten bald die eine, bald die andere begünstigen.

Wie wir im letzteren Beleg den Modus der indirekten Rede im Dasssatze gefunden haben, so ist er auch in anderen Nebensätzen allerorten zu belegen: vgl. Fontane (Irrungen, Wirrungen S. 151, 7) *Wenn es Herrn von Rienäcker beliebe, das, was früher darüber von Seiten der Familie geplant und gesprochen sei. . . . fallen zu lassen, so habe sie nichts dagegen. Herr von Rienäcker sei frei von dem Augenblick an, wo er frei sein wolle.*

b) Der eigentliche Potentialis

ist im Hauptsatze als Konjunktiv des Praesens ausgestorben. Schon in der älteren Sprache sind die Verwendungen spärlich (Erdmann S. 123) und nicht unanfechtbar. Und ebenso reichen in die ältere Sprache die Umschreibungen mit Partikeln und Hilfsverben, sowie das Eindringen des Konjunktiv des Praeteritum. Von Hilfsverben ist vor allem *mag* [1]) eingetreten, das uns z. B. in Iwein 2312 ganz als potentialer Ersatz begegnet:

---

[1]) Ueber die Futurumschreibung an Stelle des Potentialis s. o. S. 39.

wandez ist mir sô gewant
ich mac verliêsen wol mîn lant
hiute oder morgen.

(vgl. Tasso Vers 171:

Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

vgl. 210 u. a.).

Hier schon hatte sich die Partikel *wol* zugesellt, die wie alle diese Potentialpartikeln an und für sich die Wahrscheinlichkeit der Aussage verstärken soll und erst allmählich die Funktion der Abschwächung bekam (vgl. auch müssen in *er muss verreist sein*). So auch *gewiss, jedenfalls* u. a., nur dass hier die Entwicklung noch nicht soweit vorgeschritten ist.

Auch konzessive Färbung kann dieser Potentialis annehmen (vgl. Vernaleken II S. 318, vgl. O. I 26, 6: hiar mag er lernên.

Der Konjunktiv des Praeteritum ist als Potentialis unumschrieben im Hauptsatze auch seltener geworden, er ist ganz durch Hilfsverba *möchte, dürfte* u. a. verdrängt. Dagegen ist er in bestimmten Gesellschaftsklassen und auch in bestimmten Mundarten zur Form geworden, um Thatsachen in möglichst wenig verantwortungsvoller Weise einzuführen (*Da wären wir*). Man hat auch diese Fügung elliptisch erklären wollen und demgemäss zum Konditionalsatz gezogen; aber die Erklärung aus dem Zusammenhang, in den wir sie gestellt haben, wird besser einleuchten [1]).

---

[1]) Vgl. über den vorsichtigen Konjunktiv Hildebrand in Zeitschrift für deutschen Unterricht III S. 545 vgl. IV S. 433 ff.

Im Nebensatze ist der Konjunktiv des Praesens in der älteren Sprache in vielen potentialen Verwendungen zu belegen, die uns heute gar nicht mehr verständlich sind, weil wir überall Indikativ haben. Wir finden ihn dort im Vergleichsatze nach dem Komparativ (Erdmann S. 154, 155) und entsprechenden Konjunktionen (Erdmann S. 156, 157; vgl. Nib. 767, 2: *er ist tiwerr danne sî Gunther;* O. IV 13, 35: *thû lougnis mîn zi wâre, er hinaht hanô krâhe*). Wenn in diesen Belegen der Konjunktiv sich mehr dem Irrealis nähert, erscheint er in dem Folgenden mehr potential O. V 23, 209: *allo wunna thio sìn ... thaz niuzist thû,* konzessiver Potentialis; und Walther 28, 21: *er schalk ... der dankes triege unde sînen herren lêre, daz er liege.*

Auch richtigen Irrealis vermittelte der Konjunktiv des Praesens in Nebensätzen, die unter der Einwirkung eines negierten, fragenden oder hypothetischen Hauptsatzes stehen (vgl. M.S.Fr. 15, 5: *ich rede ez umbe daz niht, daz mir'z diu Saelde habe gegeben*).

Wir haben die Verbalformen erledigt und hätten nun die Verbalnomina noch ins Auge zu fassen. Diese waren aber an den verschiedensten Orten schon mit zur Sprache gekommen: nach ihrer absoluten Verwendung (s. S. 11—13), nach ihrem Genus (s. S. 29 und 30), als Ersatz des Imperativs (s. S. 60), in Verbindung mit Hilfsverben (s. S. 46—54); ausserdem werden sie uns noch bei der Wortstellung beschäftigen (S. 92), bei der Abgrenzung von Substantiv und Adjektiv, bei

der Partikel *daz,* so dass wir ihnen hier keinen eigenen Abschnitt zu widmen brauchen.

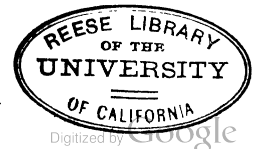
3. Die Stellung des Verbums.

Das ganze Gebiet der Wortstellung ist ein schwieriger, wenig erhellter Teil unserer Wissenschaft, und es ist wohl kein Zufall, dass so viele syntaktische Darstellungen gerade an ihm ganz oder mit wenig Worten vorübergegangen sind. Die Schwierigkeit liegt hier in erster Linie daran, dass man überhaupt nicht vorwärts kommt, wenn man alle Fragen mit einem Wurfe lösen will, sondern zunächst auf einen Punkt sich beschränken muss, von dem aus das anscheinend unentwirrbare Getriebe wie in einem Spiegel zu fassen wäre. Und hier kommt uns unser syntaktisches System zu statten, das uns von selbst darauf führt, die Wortstellung vorerst nur vom Gesichtspunkte des Verbum aus zu betrachten. Aehnlich hat auch schon Erdmann (S. 181—197) mit Glück unsere schwierige Frage erfasst und damit den Angelpunkt der Lösung getroffen. Unsere eigene Darstellung hofft dieser Lösung noch näher zu kommen.

Die Stellung des Verbum gegen das Subjekt beherrscht unsere ganze Wortstellung und darüber hinaus noch andere syntaktische Erscheinungen, wie vor allem die Gliederung des Satzgefüges in Haupt- und Nebensatz.

Wir finden nun drei Hauptformen dieser Stellung: 1. das Verbum vor dem Subjekte: *Ach!* [1]) *könnt*

[1]) Faust 391.



ich doch auf Berges Höhn in deinem lieben Lichte gehen; 2. das Verbum unmittelbar hinter dem Subjekt: *Aber die Sonne duldet kein Weisses*[1]) und 3. das Verbum mittelbar hinter dem Subjekt, wobei dem Verbum in den meisten Fällen die Endstellung im Satze zukommt:

Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemahlte Scheiben bricht[2]).

Wir können von Anfangstellung, Mittelstellung und Endstellung sprechen und sehen, dass die letztere im Deutschen den Nebensatz[3]) kennzeichnet.

a) Die Endstellung des Verbums und der Nebensatz.

Mittelstellung und Endstellung des Verbum haben sich in unserer Sprache zu so charakteristischen Trennungsmitteln zwischen Hauptsatz und Nebensatz herausgearbeitet, dass auch hier der Punkt ist, an dem die Grammatik immer angesetzt hat, wenn sie die deutsche Wortstellung in Betracht zog. Allerdings ist die ältere Grammatik nur zögernd dazu gekommen, diesen Unterschied zu erfassen, weil sie die Verbalnomina, Partizip- und Infinitivformen noch nicht von dem Verbum finitum

---

[1]) Faust 911.

[2]) Faust 399 ff.

[3]) Sätze mit Anfangsstellung, wie in (624 ff.)

Hab ich die Kraft dich anzuziehn besessen,
So hatt ich dich zu halten keine Kraft

sind eigentlich Hauptsätze und erst zu Mitteln der Subjunktion sekundär entwickelt; s. darüber S. 101.

unterschied und demgemäss in Sätzen wie *Das will mir schier das Herz verbrennen*[1]) oder *Drum hab' ich mich der Magie ergeben*[2]) gerade so gut Endstellung des Verbum erblickt hatte als in *Und sehe, dass wir nichts wissen können*[3]). Deshalb zieht sich auch von Schottelius (vgl. S. 755) an die Behauptung durch die Grammatiken, die Verba haben in der deutschen Sprache die Tendenz, an das Ende des Satzes zu kommen, bis Adelung (II S. 545) diese Tendenz als eine besondere Abart für „die verbindende Wortfolge" (und damit für unseren Nebensatz) in Anspruch nimmt, freilich ohne sich dessen bewusst zu werden, dass sie eigentlich unser einziges konsequentes Kennzeichen des Nebensatzes ist.

Am meisten Interesse hat unserer deutschen Trennung in Mittelstellung und Endstellung die vergleichende Sprachwissenschaft entgegengebracht, die hierin die auffälligsten Abweichungen von den verwandten Sprachen entdecken und sich nun fragen musste, wo primäre, wo sekundäre Entwicklung vorliegt. Im grossen Ganzen hat sich denn auch die germanistische und die indogermanistische Behandlung unserer Frage in ihren Endergebnissen dadurch geschieden, dass die erstere[4]) der germanischen Erscheinung die primäre, die letztere[5])

---

[1]) Faust 365.

[2]) Faust 577.

[3]) Faust 364.

[4]) Die Litteratur vgl. z. Bo. S. 19 und 20.

[5]) Vgl. Delbrück Syntakt. Forsch. III S. 76. Behaghel Germania XXIII S. 284. J. Ries in Quellen und Forschungen XLI S. 88 ff.

jedoch ihr die sekundäre Rolle zuweisen wollte. Neuerdings ist jedoch auch von indogermanischer Seite für die Ursprünglichkeit der germanischen Mittelstellung eine Lanze eingelegt worden[1]), so dass wir schon um der Neuheit dieses Versuchs willen hier wohl etwas verweilen dürfen. Wackernagel geht von dem Satzaccent aus und von dem Zusammenhang zwischen Betonung und Stellung im Satze. In den verwandten Sprachen ist schon vor ihm beobachtet worden, dass die Stelle unmittelbar hinter dem ersten Wort des Satzes mit Tonschwäche verbunden zu sein pflegt. Indem er für diese Erscheinung die Belege umfassend erweitert und z. B. an die Stellung unseres Reflexivpronomens *sich* erinnert (vgl. *der sich in gar keiner Weise dazu entschliessen kann*), findet er einen Hauptunterschied zwischen Haupt- und Nebensatz in der Betonung des Verbum, indem der Hauptsatz weniger Ton darauf lege als der Nebensatz, und erklärt demgemäss die Mittelstellung des Verbum daraus, dass es der tonschwachen Stelle im Satze zustrebe. Im Nebensatze dagegen strebe das Verbum von dieser tonschwachen Stelle weg einer betonten zu[2]). Die Schwankungen aber und die sonstigen Stellungsformen erklären sich teilweise aus

---

[1]) Von J. Wackernagel in Indogermanische Forschungen I S. 333 ff.

[2]) Von Interesse mag es sein, hiemit Adelung S. 545 zu vergleichen: *Nur das bleibt noch dunkel, warum man eben das Verbum bis an das Ende der Rede geworfen hat. Sahe man es etwa als die stärkste Bestimmung des ganzen Satzes an und fand um deswillen notwendig, ihm die Stelle des stärksten Bestimmungswortes einzuräumen?*

dem Lautkörper einzelner Verbalformen, indem die mehrsilbigen (die mehr als zweisilbigen) solcher enklitischer Behandlung widerstrebten [1]).

Wackernagels Hypothese hätte viel Ansprechendes, wenn es ihm gelungen wäre, die Betonungsunterschiede des Verbum im Haupt- und Nebensatze nachzuweisen und zu erklären. Einen Nachweis erblickt er mit in der indogermanischen Accentregel, die er Delbrück entnimmt, die aber gerade für unsere deutschen Verhältnisse ihre Beweiskraft einbüsst, weil die indischen Nebensätze dem Hauptsatz vorangehen, also mit ihrem Verbum unter ganz anderer Anspannung des Tones in den Hauptsatz einmünden als die deutschen Nebensätze, die gerade in den Kategorieen, welche die Endstellung ausgebildet haben, vorwiegend dem Hauptsatze nachfolgten.

Man wird eben bei der Erklärung der äusserlichen Unterschiede doch nicht umhin können, auch die innerlichen ins Auge zu fassen, und da scheint vor allem die Art, wie der Satzinhalt vom Bewusstsein sich ablöst und in Sprache umsetzt, für beide Sätze grundverschieden zu sein. Am Hauptsatz arbeiten Bewusstsein und Sprache fast gleichzeitig, beim Nebensatz geht das erstere der zweiten vorher, d. h. der Hauptsatz baut sich in einzelnen Momenten vor dem Hörer auf, der Nebensatz schiebt nach Steinthal abgeschlossene Vorstellungsreihen dazwischen, mit denen der Hauptsatz als mit einer Einheit operiert. Schon hier-

[1]) Vgl. hierzu Beispiele aus Cicero bei Wackernagel S. 428, 429.

aus ergiebt sich die veränderte Rolle, die das Verbum im Haupt- und im Nebensatze spielt: im ersten ist es einfach ein Moment wie andere auch, das je nach den Umständen in der Stellung mit den anderen wechselt, im Nebensatze aber ist es der Träger des Einheitsgedankens, die Unterlage aller Bestimmungen, die deshalb auch nach einem deutschen Gesetz, das wir auch sonstwie belegen können, die Reihe schliesst. Wir finden in der Komposition den Hauptbestandteil hinter dem Bestimmungsmoment selbst (*Königstiger, Stadtarme, Kreisregierung*); wir finden in der periphrastischen Konjugation den Träger der Bestimmungen am Ende (*ich bin nach Hause gereist* = *ich bin ein nach Hause Gereister; ich habe ihn nach Hause geschickt* = *ich habe ihn als einen nach Hause Geschickten*). Und wir finden endlich sehr bald in unserer Sprache die Abneigung ausgedrückt, ein Attribut anders als vor das Substantiv zu stellen (*eine fürstliche Laune* u. a.).

Es bestätigt nun unsere Auffassung, wenn sich diese vier für unsere Sprache im Gegensatze zu allen anderen Sprachen charakteristischen Formen des einen Stellungsgesetzes, nämlich den Träger der Bestimmungen ans Ende zu setzen, erst aus allerlei Schwankungen heraus entwickelt haben. Das spricht vor allem für eine Entwicklung aus inneren Gründen heraus, die erst allmählich zur äusseren Schablone führte. Denn im Laufe der Entwicklung ist die Form des Nebensatzes eben auch zu einer stilistischen Form geworden, die man bald verwendet, bald aufgiebt, ohne immer dem Inhalte des Satzes damit gerecht zu werden. Immerhin freilich zeigt

die ältere Sprache, und in der heutigen Sprache zeigt noch die Umgangsform einfacher Kreise durch ihre Sparsamkeit in Nebensätzen, dass sie keinen so ergiebigen Vorrat an abgeschlossenen Vorstellungsreihen besitzt, mit denen sie jederzeit als mit Reminiszenzen den geraden Gang der Darstellung unterbricht.

Die althochdeutschen Uebersetzer allerdings wurden durch die lateinische Vorlage zu allerlei Nebensätzen gezwungen, die sie sichtbar nur ungern und ungefüge nachahmten; bei allen aber und selbst bei den unfreiesten zeigt sich das Widerstreben in erster Linie in der Wortstellung, indem das Verb des Nebensatzes bei ihnen auch gegen das Lateinische der Endstellung zustrebte. Genauere statistische Feststellungen sind hier für einzelne Schriftsteller bereits gegeben[1]). Es wäre verlockend, die einzelnen Belege von unserem Gesichtspunkte aus neu durchzumustern[2]), denn gerade diese Beispiele lassen uns ganz deutlich erblicken, wie Nebensätze, die mit längst bekannten und gegebenen Vorstellungen operieren, ihr Verbum als Träger der ganzen Vorstellung ans Ende des Satzes drängen, auch wenn mit dem besten Willen kein besonderer Ton darauf zu entdecken ist[3]). Immerhin kann aber in diesen Fällen die Endstellung auf

[1]) Vgl. Tomanetz Relativsätze Wien 1879. Vgl. Rannow a. a. O. S. 116.

[2]) Die Nebensätze im Hildebrandsliede z. B. halten alle die Probe aus und bieten in der That Satzinhalte, die dem Bewusstsein schon als Ganzes innewohnten.

[3]) Isidor 33, 18: *ex qua tribu nasciturus esset Christus = fona huueliihhemo aedhile Christ chiboran uuerdhan scoldi*. Matth. (Braune Lesebuch 19, 7) *cum sitis mali = nû ir sô ubile birut*.

Analogiewirkung beruhen, denn auch uns scheint die Stellung von der Betonung abhängig zu sein, nur rührt die Betonung ihrerseits von den oben geschilderten inneren Ursachen her.

Hemmungen hat die Endstellung des Verbs, wie sie im Grunde rhythmischen Gründen entspringt, auch vor allem wieder vom rhythmischen Gefühl her erfahren, und es ist interessant, Rhythmus und Schablone im Widerstreit zu sehen, wobei hervorzuheben ist, dass in unserer heutigen Prosa mehr die Schablone durchgedrungen ist.

Für die ältere Sprache war hierin die Schulung, die sie in der poetischen Form durchmachte, entschieden gewinnbringend; schwer belastende Satzteile treten hier hinter das Verbum zurück, so namentlich präpositionale Bestimmungen [1]. In der Regel aber wird die charakteristische Nebensatzstellung wenigstens dadurch angedeutet, dass ein Wort zwischen das Verbum und das Subjekt eingeschoben wird. Unsere neueren Stilisten haben für solche rhythmischen Feinheiten kein geneigtes Ohr; schon Lessing bannt wahre Ungeheuer in den Zwischenraum zwischen Nebensatzpartikel und Verb, und auch Schiller und Goethe haben sich einem starren Zwange gefügt. Ueberhaupt, wo wir nach dem Nebensatzverb noch Bestimmungen antreffen, erwecken sie uns den Anschein eines verkürzten Satzes, eines späteren Nachtrages (vgl. Voss Nubia Stuttgart 1889:

[1]) Vgl. auch Isidor 37, 17: *iste est qui non secundum visionem oculorum et auditum aurium iudicat = dhese ist dher ni ardeilit after augônô chisiune endi ôrônô chihlose.*

als die Nachbarinnen ankamen, eine jede mit ihrer Spinnerei [S. 40]; *Bald erreichten sie die Osteria, darin an diesem Abend mehr Leben war als gewöhnlich* [S. 188][1]). Am häufigsten werden Bestimmungen nachgesetzt, die anderen wieder als überleitender Faden dienen (so Nubia S. 67: *davon Nubia ihm erzählt hatte als von dem Platz, wo*). In dieser Stellung prägt sich die Abneigung unserer Sprache gegen die lateinischen Einschachtelungen aus, wie ja z. B. die mittelhochdeutsche Sprache jeder Eingliederung eines Nebensatzes in einen zweiten widerstrebte[2]) und auch Luther prächtige Beispiele dafür liefert (s. Luther Pr. S. 61), so z. B. in der Schrift vom ehelichen Leben (Wittenberg 1522: *das die ehe hyndere . . . aber nicht tzureyssen kan vmb des weybs willen, das kein Schuld dran hatt*). Wenn die Zurückstellung einer solchen Bestimmung nicht angeht, durchbricht Luther nur mit ganz dünnleibigen Nebensätzen den ersten Nebensatz, während er schwerer belastete Relativsätze z. B. einfach vom Bezugworte trennt (vgl. VI 411, 22 ff.: *Sanct Paul spricht 1. Cor. XIV: „szo yemant etwas bessers offenbar wirt, ob ehr schon sitzt und dem andern zuhoret ym gottis wort, so sol der erst, der do redt, stil schweygen und weychen“. Was were disz gebot nutz, szo allein dem zu glewben were, der do redt odder oben ansitzt*).

---

[1]) Vgl. dazu Lessing V S. 278, 5: *wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte als das Wesen.*

[2]) Vgl. A. H. 532 ff.: *wan ein vorhte diu tete ir wê, so sîz ir herren sagte, daz er dar an verzagte,* das im Lateinischen hiesse: *timebat, ne, cum diceret.*

b) Die Endstellung des Verbums im Hauptsatze.

Diese Ausnahme von der allgemeinen Regel wird in erster Linie durch den Reim begünstigt. Von Otfrid ab bis auf die neuesten Poeten machen wir die Erfahrung, dass die Reimnot auch das Wortstellungsgefühl übertäubt. In einem neueren epischen Gedicht Dervorgil (Leipzig W. Friedrich 1889), das dichterischen Schwung und Wärme verrät, finden sich Ungeheuer wie Vers 76:

Leicht ist er nicht, der steile Weg bergan,
Der sich, durch grüne Wildnis eingeengt,
Im Kreise schlängelt. Man nicht abseh'n kann,
Wo er wohl endigt.

Aber auch bei klassischen Dichtern findet sich solche Endstellung des Verbum (vgl. Erdmann S. 194).

Die ältere Sprache hatte sie natürlich ebenfalls in der Sprache der Dichtung (vgl. Erdmann S. 193), aber auch die Uebersetzerprosa bietet uns gelegentlich Beispiele, die nicht einmal immer aus der lateinischen Vorlage stammen (vgl. Rannow S. 116). Hier macht sich entschieden eine symmetrische Neigung, eine Gewichtsausgleichung geltend; leichte Pronominalformen werden der Endstellung entzogen (vgl. Isidor 21, 19 u. a.). Ausserdem haben wir heutzutage gewisse Wortstellungsschemata im Kopfe, die uns nötigen, zum Verbum ein Subjektwort schon deshalb zu setzen, weil unser Schema das Subjekt in einer bestimmten Stellung gegenüber dem Verbum fordert, und so sehen wir in einem Belege wie Is. 11, 17: *see ih quhimu endi in dhir mitteru ardôn*

(*quia ecce ego venio et habitabo in medio tui*) Nebensatz, weil wir ihn als Hauptsatz nur mit der sogenannten Inversion fassen könnten (*in dhir mitteru ardôn ih*) und uns zu diesem Schema das Subjektwort fehlt. Für Isidor, der diese Schemata noch nicht als so bindend kennt, lag keine Notwendigkeit vor, ein Subjektpronomen zu setzen, trotzdem ist seine Wortstellung die des Hauptsatzes.

Andere Erscheinungen müssen aus dem lebhaften Gefühl für Parallelismus erklärt werden, das wir in Assimilationen aller Art thätig sehen und oben auch bei der Ellipse des Verbum mit entscheidend angetroffen hatten. Hieher gehört die Endstellung im Hauptsatze nach Vergleichsätzen mit „*je*“ im Mittelhochdeutschen (Erdmann S. 194), die aber auch bei Luther noch zu belegen ist (Hosea 4, 7): *je mehr jr wird, je mehr sie wider mich sündigen.* Vielleicht zeigen uns solche Beispiele auch noch die Folge an, in der die Vorstellungen vom Bewusstsein sich ablösen, wie auch in manchen solchen Belegen das nachgesetzte Verb entschieden den Eindruck der nachträglichen Ergänzung macht.

c) Die Normaltypen des Hauptsatzes.

Erdmann fasst in seiner Darstellung von vier Haupttypen (1. *Der Vater kam;* 2. *Dann kam der Vater;* 3. *Den Vater sah ich kommen;* 4. *Kommt der Vater?*) die drei ersten zusammen als diejenigen, in denen das Verb an zweiter Stelle steht (Mittelstellung), und

grenzt davon als Ausnahme die letzte (Anfangsstellung) ab. Schon dass der Typus 4 als Ausnahme angesehen wird, scheint bedenklich, noch bedenklicher aber, dass sein naher Zusammenhang mit dem Typus 3 ausser acht gelassen wird, während er mit den ersten beiden Typen, denen ihn Erdmann an die Seite schiebt, nur ein äusserliches Moment, die zweite Stelle im Satze, gemein hat. Das Wichtige an der Stellung des Verbum ist aber nicht die Stellung im Satze schlechtweg, sondern die Stellung zum Subjektwort im besonderen. Ob einem vor dem Subjektwort stehenden Verbum eine Partikel vorhergeht oder nicht, ist für die Hauptfrage beinahe so wenig entscheidend wie das Fehlen oder Eintreten des Artikels u. a., die man auch nicht mitzählt, wenn man von der zweiten Stelle im Satze spricht (*der Vater kam*).

Für die einfache ruhige Aussage ist die übliche Stellung des Verbum die Mittelstellung (*der Vater kam*). Vom Standpunkt der Logik aus hat man diese Folge als den Normaltypus aufgestellt[1]), weil man ausser acht liess, dass die Sprache nicht als Mittel zu ruhiger Aussage ins Leben trat, sondern im Affekt geboren wurde. Auch heutzutage werden in der Sprache des täglichen Lebens die lebhafteren Accente überwiegen, und ausserdem regelt sich auch für die leidenschaftslose Aussage die Stellung von Verbum und Subjekt nicht einfach immer nach dem gleichen Normalschema, sondern, abgesehen von dem Wechsel der Formen, den die Stilistik herbeiführt, hängt die Wortfolge auch davon

[1]) So schon Adelung § 787—792.

ab, ob die Fäden, an denen sich die Rede weiterspinnt, vom Verbum ausgehen oder vom Subjekt oder von anderen Bestimmungen.

Unter die dem lebhafteren Accent entspringende Anfangsstellung des Verbs gehört in gewissem Sinne auch der Imperativ, den Erdmann (S. 185) unter die Mittelstellung zieht, obwohl das Subjektwort, wenn es zu der Verbalform ergänzt wird, nicht vorhergeht. Das Subjekt steht vielmehr, wenn ergänzt, dem Verb nach; wo es voransteht, wird es durch die Interpunktion von ihm geschieden.

Noch deutlicher wird das bei der Imperativumschreibung der dritten Person.

Für den Jussiv ist die Anfangsstellung des Verbs heutzutage mehr auf Formeln beschränkt (vgl. *Hol ihn der Teufel*), obwohl auch hier das subjektvertretende *es* eingedrungen ist (*es lebe der König = vivat rex*), während der Optativ immer noch mit Vorliebe den Satz eröffnet: *könnt' ich doch auf Bergeshöhen.* Auf diese Scheidung von Optativ und Jussiv läuft nämlich hinaus, was Erdmann S. 187 Absatz 2 bemerkt, dass der Konjunktiv des Praesens bisweilen, der des Praeteritum in der Regel vorangestellt werde. Der Grund dieser verschiedenen Wortstellung liegt darin, dass der Jussiv einfache Verbalform, der Optativ umschriebene zeigt, und dass die umschriebene Verbalform, wie wir auch unten sehen werden, mit ihrem dünnen Verbum finitum im Laufe der Entwicklung allein noch an der Spitze des Satzes sich hält. Es lässt sich nämlich schon bei Luther im Gegensatz zu früheren Tendenzen unserer Sprache

die Neigung beobachten, die Sätze mit leichteren Formen zu beginnen und die gewichtigeren erst an zweiter oder letzter Stelle zu bringen.

Für die Frageform ist die Anfangsstellung von jeher als charakteristisch erkannt worden, wenigstens für die sogenannten Entscheidungsfragen (*Hat er es gethan? Wer hat es gethan? Was hat er gethan?*) Gerade dieser Wechsel des Eröffnungswortes[1]) giebt uns die Bestätigung, dass hier jedenfalls derjenige Satzteil an die Spitze tritt, dessen Inhalt im Vordergrunde des Bewusstseins steht. Wir haben also hier noch klar und deutlich die eine Tendenz vor uns, die die Wortstellung beeinflusst; die andere haben wir noch eben, namentlich in ihrer neuhochdeutschen Entwicklung beobachtet. Dass die erstere Tendenz gerade im Frage- und Wunschsatze zur Geltung kam, beruht auch darauf, dass beide mit ihrem Verbalgehalte vorzugsweise an das Vorhergehende anknüpfen.

Diese beiden Satzformen mit ihrer Anfangsstellung des Verbum sind auch die beiden Grundpfeiler der so beliebten Form des Konditionalsatzes, die man als Inversion bezeichnet. Obwohl auch die heutige Inversion, wie meist die syntaktischen Formen, über ihre Wurzeln weit hinausgewachsen ist, können wir diese doch auch noch heute in mannigfachen Belegen wieder erkennen. In (Faust 1238) *Soll ich mit dir das Zimmer theilen,*

---

[1]) Die Uebersicht gerade über diese Erscheinung geht bei Erdmann verloren, weil er den Fragesatz an zwei Stellen behandelt: S. 186 Verdeutlichungsfragen (Verb an zweiter Stelle), S. 188 Entscheidungsfragen (Verb an erster Stelle).

Pudel, so lass das Heulen liegt noch unverhüllt die Frageform zu Tage, indes (Faust 1122) *Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein! Und trüg' er mich in fremde Länder, Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder, Nicht feil um einen Königsmantel sein* uns deutlich den vorangestellten Optativ darstellt.

Wir dürfen die auf lebhafterem Accent beruhende Anfangsstellung nicht verlassen, ohne die Beteuerungsformeln zu streifen, die Inversion mit *doch* (vgl. Erdmann S. 187: Faust [995]: *Fürwahr, es ist sehr wohl gethan, Dass ihr am frohen Tag erscheint; Habt ihr es vormals doch mit uns An bösen Tagen gut gemeint!*)

In der leidenschaftslosen Darstellung, der einfachen sogenannten Aussage, ist die Anfangsstellung des Verbum heutzutage nur scheinbar ausgestorben, sie ist nur durch das subjektvertretende *es* und vielfach durch Partikeln verdeckt. Die Ursachen und die Häufigkeit dieser Stellungsform lassen sich vor allem bei Luther[1]) noch beobachten.

Wie oft hat es der Dialog oder die Erzählung mit einer oder zwei bestimmten Personen zu thun, die sich als Subjekte der einzelnen Momente ablösen, so dass in der Darstellung je nachdem das wechselnde Subjekt oder die charakteristische Thätigkeit, mit der es eingeführt wird, in den Vordergrund tritt (vgl. Luther Ev. Joh. 4, 9: *Spricht*[2]) *nu das samaritisch Weib zu*

[1]) Vgl. Luther Pr. S. 27 ff.

[2]) Vgl. auch St. II S. 281. Diese Erscheinung ist auch eine der wenigen syntaktischen, auf die Franke in seinen

jhm: Wie bittestu von mir trincken . . . Jhesus antwortet; ebenso 4, 11; 4, 15 u. a.). Unsere heutige Sprache zieht es, in diesen Fällen vor, Partikeln wie da, nun u. a. vor das Verb zu stellen.

Sehr häufig aber steht das Verbum im Bewusstsein des Redenden nicht nur voran, sondern es zeichnet sich vor dem Subjekt auch durch die Deutlichkeit aus, mit der es dem Bewusstsein innewohnt. Deshalb treten auch die unbestimmten, indefiniten Subjekte mit Vorliebe hinter das Subjekt (*Es war einmal ein König*).

Ausserdem treten schwerer belastete Subjekte hinter das Verb, desgleichen Subjekte, an die Nebensätze anknüpfen (vgl.

Es sind die schlechtesten Herren der Welt,
Die die Natur zu Dienern bestellt).

Das Verbum vor dem Subjekt aber hinter einer betonten Bestimmung, eine Stellungsform, die wir noch unter die Anfangsstellung rechnen, muss nach zwei Seiten hin erklärt werden. Wenn wir Sätze finden wie Faust 358: *Da steh' ich nun, ich armer Thor;* 368: *Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel;* 523: *Ihr las't gewiss ein griechisch Trauerspiel? In dieser Kunst möcht' ich was profitieren,* so ist es kaum nötig, hervorzuheben, wie überall Satzteile an die Spitze treten, die, sei es mit pronominalen Mitteln, sei es durch innere Fäden, an das Vorhergehende anknüpfen. Also der Satzteil, der an der Spitze steht, erklärt sich in seiner Stellung von

---

Grundzügen der Schriftsprache Luthers (Görlitz 1888, S. 225) Bezug nimmt.

selbst, aber dass ihm das Verbum nun unmittelbar folgt und nicht erst das Subjekt, das will vor allem denjenigen nicht recht einleuchten, die in der Folge von Subjekt und Verb das Normalschema erblicken. Wir haben nun wohl zur Genüge gezeigt, wie wenig diese Folge auf solche Bezeichnung Anspruch machen kann, wir haben darauf aufmerksam gemacht, dass in manchen Fällen eine Partikel oder Inversionsbestimmung erst sekundär vor ein bereits invertiertes Verb trat, und wir müssen noch daran erinnern, dass überhaupt das Subjektwort in den Fällen, in denen es als Personalpronomen zum Verb tritt, meist erst sekundäre Bildung, Nachtrag, Ergänzung der Verbalform ist, die dasselbe Moment schon durch die Flexion zur Darstellung brachte.

Für unsere heutige Sprache ist nun diese Inversionsform für alle Fälle durchgeführt, in denen das Subjekt nicht den Satz eröffnet; ausgeschlossen blieben nur die Bindepartikeln *und*, *aber*, *auch* und *oder*, die aber alle auch Ansätze einer Inversionskraft getrieben haben[1]).

Am ausgedehntesten ist die Inversion nach „*und*"[2]), die Wustmann mit grossem Behagen unter seine Sprachdummheiten zieht (S. 294), die aber so grosse Verbreitung gewonnen hat und in gewissen Fällen auch ganz bestimmten stilistischen Absichten dient, dass sie für jemand, der die Entwicklung dieser Inversionsformen kennt, nichts so Anstössiges hat.

---

[1]) Vgl. St. II S. 282.

[2]) Nicht ganz so häufig ist die Inversion bei *auch* vgl. Goethe (Faust 374: *Auch hab ich weder Gut noch Geld* und in den Briefen aus der franz. Schweiz. (IV 4 S. 118, 19 u. a.).

In diesen Zusammenhang zieht Erdmann (S. 184) auch die Anfangsstellung des Verbs in Hauptsätzen, die einem Nebensatze folgen. Der ganze Nebensatz erscheine hier wie eine einzige Inversionsbestimmung. Dieser Anschauung tritt entgegen, dass diese vorgesetzten Nebensätze ihrer Form und Entstehung nach alle Hauptsätze waren, und dass die Anfangsstellung des Verbs sich schon zeigt zu einer Zeit, in der der Zusammenhang zwischen beiden Sätzen durchaus noch nicht enge ist. Auch hier vielmehr ist die Anfangsstellung aus inneren Gründen zu erklären; vielfach wirkte hier das Gefühl des Parallelismus mit. Ausserdem hat die ältere Sprache diese Stellung durchaus noch nicht als Regel, vielmehr tritt auch hier meist dasjenige Moment an die Spitze, das im Vordergrunde des Bewusstseins steht, und da dies in der überwiegenden Zahl der Fälle das Verbum war, so hat sich diese Stellung des Verbum am Ende zur Schablone herausgebildet.

II. Das Substantivum.

Substantiv und Adjektiv pflegt die alte Grammatik als Nomina dem Verbum und den Partikeln gegenüberzustellen. Sobald man jedoch versuchte anzugeben, worin sich Substantiv und Adjektiv gemeinsam als Wortklasse von den anderen abheben, war man in Verlegenheit. Allerdings vom Standpunkte der Formenlehre aus konnte man sagen, das Nomen unterscheidet sich durch seine Flexion von den Partikeln, die gar keine Flexion zeigen, und vom Verbum, dessen so anders geartete Flexion unter anderem Namen, als Konjugation der Deklination gegenüber steht. Dann machte aber immer noch das Pronomen Schwierigkeiten, das gerade flexivisch einen Keil in die Einheit von Substantivum und Adjektiv treibt, welch letzterem es einige seiner Flexionsendungen aufgedrängt hat.

Und wenn man nicht von der Form ausgehen wollte, sondern vom Inhalte, liesse sich ja das Nomen wirkungsvoll vom Verbum abheben, indem das Verbum an einem Vorgange das aktuelle Moment ausprägt, indessen das Nomen das bleibende darin aussondert; aber dann war man wieder den Partikeln gegenüber in Verlegenheit, die sich im Grunde meist als isolierte Nominal-

formen erweisen. Ausserdem führt jeder Versuch, nun die Trennungslinie zwischen Nomen und Verbum zu ziehen, auf so grundverschiedenes Verhalten von Substantiv und Adjektiv, dass wir von vornherein darauf verzichten, die Einheit, die im Terminus *Nomen* liegt, künstlich festhalten zu wollen; wir beginnen daher mit dem Substantiv.

I. Allgemeine Abgrenzung.

Im Gegensatz zum Verbum lässt das Substantiv die Zwecke, denen es dient, schon in seinem Namen hervortreten; allerdings nur nach der Hauptfunktion, denn diese allein kann man im Auge haben, wenn man versucht, die Wortklassen funktionell abzugrenzen. Jede Sprachentwicklung drängt ja dazu, die Formen von der Grundlage, auf der sie erwachsen sind, abzulösen und weiteren Zwecken dienstbar zu machen. Daneben geht eine entgegengesetzte Tendenz einher, die unter den mannigfaltigen Keimen, welche in einer Form ruhten, einen auf Kosten der anderen entwickelt und bevorzugt; und so finden wir in jeder Wortklasse Hauptfunktion und Nebenfunktionen, primäre und sekundär weitergebildete, ohne dass zwischen den letzteren und den ersteren immer ein festes Verhältnis gesetzt werden könnte.

Beim Substantivum jedoch dürften sich die primäre und die Hauptfunktion annähernd decken. Sie sucht aus einem Vorgang das bleibende Moment, die Substanz, im Gegensatze zu dem Verbum, das nur die aktuelle Form wiederspiegelt, in der die Substanz unsere

Sinne reizt. Wenn im Götz (153, 7 ff.) geschildert wird: *Wie die Hunde bellen! Wau! Wau! — Die Peitschen knallen — Die Jäger jauchzen holla ho!* so liegt in den Interjektionen *wau! holla ho!* der erste Eindruck unmittelbar wiedergespiegelt vor. Bis dieser Eindruck in den Kategorieen von Substantiv und Verbum sich auseinanderlegen konnte, mussten allerlei verwandte Eindrücke und Wahrnehmungen vorhergegangen sein, in denen immer ein und dasselbe Moment, aber in verschiedenen Verbindungen, in verschiedenen Formen begegnet war. Das Einheitliche nun in dieser Mannigfaltigkeit wurde wohl in erster Linie von lebenden Wesen, auch Tieren, in den Vordergrund gerückt (*Wie die Hunde bellen*), denn sie hoben sich schon durch die Fähigkeit der Bewegung von der unbelebten Natur ab, obwohl freilich gerade der primitive Mensch auch dieser von seinem eigenen Leben einhaucht. Die Natur andererseits mochte die Anschauung des Bleibenden, des einen Trägers mannigfaltiger Erscheinungen, gerade durch ihre Starrheit hervorrufen, während die Gebrauchsgegenstände, die sie dem Menschen für das tägliche Leben darbot, ihrerseits wieder zu substantivischen Benennungen reizten (*Die Peitschen knallen*). Am spätesten traten wohl die Abstracta ein, wie denn noch heute primitivere Menschen solche mit grosser Sparsamkeit verwenden, freilich in einer Weise, die uns zeigt, dass auch der früheste Sprachstand ihrer wohl nicht lange entbehren konnte. Auch die Gliederung der Nebenmenschen mittelst der Nomina agentis mag später erst eingetreten sein (*Die Jäger jauchzen*); sie bildet im Verein mit der

Substantivierung von Adjectivis (s. u.) das Hauptfeld der Namenkunde.

Wir haben in allen diesen Fällen den Gegensatz zwischen Substantiv und Verbum mit demjenigen von Subjekt und Prädikat parallel gehen sehen. In der That entspricht auch diese Parallele dem hauptsächlichen Verhältnisse, wenn auch nicht ganz dem primären. Denn gerade das Ueberspringen einer Verbalthätigkeit von einer Substanz zur anderen, vom Subjekt zum Objekt mag fast ebenso kräftig an der Entwicklung der Wortklasse des Substantivum mitgewirkt haben als die Wahrnehmung eines Urhebers der Verbalthätigkeit. Aber die Subjektfunktion als vorherrschende wird für das Substantiv noch heute in der Flexion festgehalten, insofern diese das Substantiv, wo es losgelöst von den Beziehungen zu anderen Wortklassen erscheint, in demjenigen Casus einführt, der dem Subjekte vorbehalten ist, dem Nominativ. Ausserdem werden wir das Substantiv in seiner Entwicklung nach der Seite des Objekts unter den Gebrauchsformen, den Casus, eingehender kennen lernen, so dass wir uns hier ganz auf den Gegensatz von Subjekt und Prädikat einschränken können.

a) Das Substantiv als Subjekt.

Subjekt und Prädikat sind Termini, deren Bedeutung leichter nachgefühlt als definiert werden kann. Die Etymologie lässt uns im Stiche, wenigstens für den Subjektbegriff, der sich nur im Verein mit dem Objektbegriff begreifen lässt. Es spiegeln sich ausserdem in

den beiden Termini zwei verschiedene Anschauungen der älteren Grammatik wieder. Das Prädikat entspringt der rein logischen Auffassung, die sich die Verbindung zweier Vorstellungen, aus der auch wir den Satz hervorgehen lassen, ganz nach dem Gesetze der Identität und des Widerspruches zurecht geschnitten hat (vgl. Götz 136, 13: *Ach! Schreiben ist geschäftiger Müssiggang*). Der Subjektbegriff dagegen hat sich aus dem Kausalgesetze heraus entwickelt (*Die Hunde bellen*), und um beide verschiedenen Auffassungen zu vereinigen, hat man dann den Satz als eine Aussage definiert, das Prädikat als den aussagenden Bestandteil vom Subjekte geschieden, das der Aussage zu Grunde liegt. Aussage ist nun ja eigentlich jede Anwendung der Sprache, und das Charakteristikum des Satzes, der Dualismus, die Verbindung zweier Vorstellungen in jenem Namen gar nicht ausgedrückt. Aber auch die neuere psychologische Richtung, wie sie z. B. von Paul (Prinzipien S. 100) vertreten wird, trifft den Kern nicht, wenn behauptet wird, „*dass es nur darauf ankommt, dass eine Vorstellung im Bewusstsein an die andere angeknüpft wird*", und wenn sie so für das Subjekt die Vorstellung in Anspruch nimmt, die zuerst im Bewusstsein vorherrscht für das Prädikat die angeknüpfte Vorstellung. Wenn Götz (S. 47, 11) ausruft: *Franken und Schwaben! Ihr seid nun verschwisterter als jemals,* so wird der ersterwähnte Ausruf nicht dadurch zum Satze, dass die Vorstellung *Schwaben* an die von *Franken* angeknüpft wird. *Schwaben* ist nicht das Prädikat zum Subjekte *Schwaben,* so wenig als weiter oben (S. 40, 15) in *Franken,*

Schwaben, der Oberrhein und die angrenzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. In beiden Fällen Anknüpfung zweier Vorstellungen; aber im letzteren Falle ist es einfach eine additionelle, blosse Häufung, im ersteren dagegen eine ausdrückliche Zusammenschweissung zweier als getrennt hervorgehobener Vorstellungen; der Prädikatsbegriff kommt in der Copula *und* zum Vorschein (*Franken eint sich mit Schwaben*) und enthält nicht bloss eine anknüpfende, sondern eine abschliessende Vorstellung, denn im Abschluss einer Vorstellungsreihe liegt das Charakteristikum des Prädikats.

Der Subjektbegriff andererseits ist recht eigentlich vom Kausalitätsgesetz herausgebildet worden, der nun auch auf andere Fügungen übertragen wurde (vgl. Belege wie unten auf S. 111) und in manchen Satzformen an der langsamen Einbürgerung des Subjektwortes noch lange den fremdartigen Charakter ausprägt. Wirkungen des Kausalitätsgesetzes, die alle auch beim Subjektbegriffe einsetzen, werden wir noch bei den Pronomina begegnen, so beim Indefinitum; wir werden auch sehen, wie das Gesetz beim unpersönlichen Verbum kein wirkendes Agens herausarbeiten konnte, weshalb die Neutralform des Personalpronomen die Lücke verhüllen musste, und wir sehen ausserdem im Fragesatze auf die Frage *wer* oder *was* eine ausgeprägte Spur dieser dem Menschen tief innenwohnenden Anschauungsweise.

Auf ihr beruhen Fügungen wie (Götz 94, 26) *Hörst Du! Pferde!* Der zur Interjektion gewordene Imperativ ist der unmittelbare Reflex der Wahrnehmung; das zweite Stadium, die Sonderung der thätigen Ursache, vollzog

sich auf Grund früherer Beobachtungen, in denen eine ähnliche Erscheinung sich als Ausfluss derselben Substantivvorstellung entpuppte. Wir haben hier das Substantiv als Subjekt ohne Prädikat, weil letzteres aus der Situation oder aus dem Zusammenhange ergänzt werden kann. Wenn das Kausalitätsgesetz mit dem Unterschied von Ursache und Wirkung für Subjekt und Prädikat im allgemeinen die Wortklassen des Substantivs und des Verbum herausgearbeitet hat, so mischen sich diese beiden wieder auf demjenigen Gebiete, auf dem der Prädikatsbegriff sich entwickelte.

b) Das Substantiv als Prädikat.

Das Subjekt wird zwar auch hier durch das Substantiv gestellt, wird aber doch auch stark von den Verbalnomina in Anspruch genommen (*O Gott, Königin!* [Don Carlos 4395) *das Leben ist doch schön! — Der Lebende hat recht*). Das Prädikat andererseits enthält nur farblose Verba, wie *sein, werden, haben* u. a., denen die eigentliche Farbe erst durch eine nominale Ergänzung gegeben wird. Jede Sprachbeobachtung wird zeigen, dass diese letztere Gruppe zunimmt, je weiter eine Sprache von ihrem Ausgangspunkt sich entfernt, je mehr sie lebendige Frische und schöpferische Kraft einbüsst. Darum überwiegt auch das Nominalprädikat in denjenigen Dichtungen, die in Schwulst und Form untergehen. Aehnliche Beobachtungen sind schon für die althochdeutsche Poesie festgestellt worden (vgl. Meyer Die altgerm. Poesie nach ihren formelhaften Elementen Berlin 1889 S. 151 u. a.), für die mittelhoch-

deutsche und neuhochdeutsche Dichtung liessen sie sich leicht erweisen (vgl. auch S. 19 die Belege aus Faust).

Das Nominalprädikat ist nun nicht in erster Linie Substantivum, sondern vermutlich Adjectivum. Denn das Adjectivum sondert nicht Substanzen, Körper, organische Einheiten als bleibendes Moment vom aktuellen, sondern es unterscheidet die Form, in der sich eine Substanz zeigt, als bleibende Eigenschaft von der aktuellen, in der sich das Verbum ausprägt. Das Adjektiv hat also mit dem Substantiv wohl gemeinsam, dass es der Zeitanschauung nicht unterworfen ist; aber mit dem Verbum berührt es sich doch noch viel weiter, weil es mit ihm die Form und nicht den Inhalt, die Substanz, kennzeichnet. Daher kennt auch die Formenlehre viel mehr Ableitungen, die vom Adjektiv zum Verbum führen und umgekehrt, als unmittelbaren Tauschverkehr zwischen Substantiv und Verbum. Und ebenso ist die Rolle des Prädikats, soweit sie nicht dem Verbum zugehört, viel eher dem Adjektiv erreichbar als dem Substantiv (s. u.).

Das Substantiv wird jedoch heutzutage sehr viel in dieser Rolle verwandt und ist hier auch fähig, mit Unterdrückung des Subjektes satzbildend aufzutreten (Götz 18, 14: *Ach, ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätte;* 70, 24; *das Volk murmelte: „ein schönes Paar“*). Als Prädikat hat das Substantiv auch zahlreiche Uebergänge in die Wortklasse der Adjectiva vollzogen; hieher gehören vielleicht: *leid* und *sêr*, die aber schon althochdeutsch auch adjektivisch verwendet wurden (Erdmann S. 24); *bunt*, das im Mittelhochdeutschen neben der Bedeutung eines Bündels von zweifarbigem Pelz-

werk unsere neuere Bedeutung dazubekam; *fromm* (aus *frume = Nutzen*); *schade, nôt,* sie alle schon aus dem Mittelhochdeutschen; in späterer Zeit dann *ernst, schuld; feind, freund.* Das Verzeichnis bei Erdmann liesse sich ergänzen, so ist z. B. *gram* schon im Altsächsischen auch als Adjektiv belegt, und *lieht,* das im Neuhochdeutschen adjektivische Bedeutung verloren haben soll, ist noch heutzutage als Adjektiv gebräuchlich (*lichter Tag*). Ausserdem natürlich erzeugt die Sprache täglich Neubildungen, die teilweise nur lokal durchgedrungen sind (vgl. das schweizerische *sturm* = betrunken; oder das oberdeutsche *and* [*ande* = Kränkung]), oder solche, die bis jetzt die Grenzlinie zwischen Substantiv und Adjektiv noch nicht überschritten haben (vgl. z. B. *ich bin ganz Ohr*).

c) Das annominative Substantiv.

Das Substantiv in den verschiedenen Entwicklungsformen soll uns bei den Casus beschäftigen (vgl. Faust 9: *Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage;* (22) *Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang;* (24) *Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreut*). Während das Substantivum in allen diesen Fällen als Ergänzung des Verbum angesehen werden kann, giebt es auch nominale Ergänzungen des Nomen selbst. Hierin berühren sich aufs neue Adjektiv und Substantiv so enge, dass man hier meist den Boden erblickt hat, auf dem sich das Adjektiv vom Substantiv abgezweigt habe.

Während das Adjektiv hauptsächlich den Zwecken des Attributs dient, vermag auch das Substantiv

attributiv neben ein anderes Substantiv zu treten. Wir finden es als Kompositionsteil (*Landrecht*), als Apposition (*dieses Recht, eine Eigentümlichkeit des Landes*), als Genitiv (*das Recht des Landes*) und endlich als adverbiale Bestimmung (*das Recht im Lande*).

In der Komposition ist heutzutage die blosse Anfügung von Nomen an Nomen ziemlich eingeschränkt, Neubildungen zeigen den ersten Bestandteil meist in Genitivform (*Landsmann* neben *Landmann, Aschenbecher* u. a.); aber es ist falsch, wenn Wustmann (S. 84) diesen Genitiv für alle Neubildungen verlangt [1]).

Die Apposition unterscheidet sich, je nachdem sie vor oder hinter das Nomen tritt. Voran steht nur das Appellativum vor Eigennamen, das sich damit dem attributiven Adjektive nähert. Diese Stellung des Appellativum ist wie die ganze Verwendung desselben unserer Sprache wohl nicht eigen gewesen. Wir finden sie bei den althochdeutschen Uebersetzern mit Widerstreben der lateinischen Vorlage entnommen, während Otfrid nur einmal *ther kuning Hêrod* (I 21, 1) aufweist, und die deutsche wie die altsächsische Alliterationsdichtung auch Appellativa als Apposition nachstellen [2]). Jener älteren Zeit war eben auch das Appellativum neben dem Eigenamen eine blosse Ergänzung des Hauptbegriffs, die wie ein Nachtrag gegeben wurde, während unserer

---

[1]) Vgl. auch Erbe Randbemerkungen zu Wustmanns Sprachdummheiten Stuttgart 1892 S. 33 ff.

[2]) Vgl. die Formelverzeichnisse in der Heliandausgabe von Sievers (S. 466). Vgl. Hildebrandslied Z. 45: *Hiltibrandi gimahalta, Heribrantes suno.*

Zeit mit ihrem erweiterten Personenkreis und ihrer veränderten Bedeutung der Eigennamen im Appellativum ein wesentliches Moment der Kennzeichnung liegt: *der Doktor Müller* und *der Kaufmann Müller.*

Solche Standes- und Berufstitel haben sich übrigens in unserer deutschen Sprache mit ihrer Entwicklung zum Appellativum frühzeitig von der eigentlichen Grundlage ganz abgelöst; so ist schon der Tatianübersetzer z. B. nicht mehr im stande, dem Terminus *Graf* einen objektiven Genitiv unterzuordnen (5, 11: *facta est a praeside Syriae Cyrino* = *uuard gitân in Syria fon demo grâuen Cyrine*). Ebenso weicht dieser sonst so ängstliche Uebersetzer jeder Vorsetzung eines nichtappellativischen Substantivs aus (5, 12: *de domo et familia David* = *fon hûse inti fon hîuuiske Dâuîdes*), während in unserer Zeit Fügungen wie *Haus Starke, Hotel Hauffe, Sammlung Göschen* weiten Spielraum gewonnen haben (vgl. Wustmann S. 208).

Gleichartige Substantive werden nicht leicht nebeneinander gestellt. Die von Erdmann (S. 63) angeführten Belege machen einen fremdartigen Eindruck. *Papst-König* ist historisch zu erklären wie *König-Grossherzog* und geht in Komposition über wie *Dichterkomponist.* Dagegen gehören *Herr Gott* und *Gott Vater* nicht hieher, weil *Herr* entschieden Appellativum ist und in *Gott Vater* das *Vater* ein notwendiges Merkmal ist, um diese Fassung des Gottesbegriffes von anderen zu unterscheiden (der Sohn, der heilige Geist). Aehnlich ist zu beurteilen die Anfügung des Geburtsortes (*Schultze-Delitzsch*) oder die mehr schweizerische des Namens der Frau (*Frey-Herzog,*

Meyer-Lübcke). Keine von beiden Fügungen ist deutschem Sprachgebrauch entsprungen, sie sind beide Notbehelfe und gehören dem Inschriftenstile an.

Die einfache Anfügung des Geburtsortes hat ausserdem ihre soziale Seite. Die frühere Kennzeichnung eines Menschen durch seinen Geburtsort hat in Namen wie *Ulmer, Ettlinger* zu Geschlechtsnamen geführt und ist dafür heutzutage nur noch auf dem platten Lande lebendig, sonst auch für Gebrauchsgegenstände (*Berliner Weissbier*). Die präpositionale Bezeichnung mit *von* (*Hoffmann von Fallersleben*) hat aber den bedenklichen Beigeschmack, dass sie als Mittel gilt und ausgeübt wurde, um das Adelsprädikat zu erschleichen. Deshalb ist es dem selbstbewussten Bürger nicht zu verdenken, dass er seinen Geburtsort nur mit dem Bindestrich an seinen Namen klebt. Ganz hinfällig ist der Einwurf, dass man den Bindestrich nicht sprechen könne. Der Ton, der zwei Worte zusammenrückt, ist ein kräftigeres Ausdrucksmittel als alle Bindestriche.

Nur scheinbar ist eine andere einfache Anschweissung, die uns in Fügungen begegnet wie *eine Maass Wein*, *ein Stück Brot* u. a. Sie beruhen auf altem partitiven Genitiv, der noch bei Luther lebendig ist (s. Vernaleken II S. 130; vgl. 1. Mos. 18, 5, *ein bissen Brots* u. a.). Der Abfall der Genitivflexion ging von den vielen Formen aus, die den Genitiv nicht von anderen Casus abheben können, so dem Feminium und der schwachen Deklination im Singular und Plural, der starken Deklination des Substantivum im Plural. Auf diese Weise sind ja auch manche Substantiva geradezu Adjectiva geworden, so

das alte Neutrum *vil,* das wir noch bei Luther mit abhängigem Genitiv finden (Werke VI 243, 1: *die vil eygener gutter werck thun*). Andere Verbindungen haben sich präpositional umgestaltet; so finden wir neben *waz lands* bei Steinhöwel schon *was für ein* (*was für ein mann* [1]).

Die eigentliche urwüchsige deutsche Apposition ist ihrer Anlage gemäss ein Nachtrag; sie entspricht dem Bedürfnisse, eine Kennzeichnung, die ihrem Zweck noch nicht genügt hat, durch weitere Mittel, durch Häufungen zu verstärken. Und von dieser natürlichen Grundlage aus ist sie dann in der Dichtung zu einem Kunstmittel ausgebildet worden, das auch in unserer älteren deutschen Poesie eine Rolle spielt [2]) (man vgl. Heliand Z. 72 ff.:

Than uuas thar ên gigamalod man,
that uuas fruod gomo habda ferehtan hugi,
uuas fan them liudeon Levias cunnes,
Jacobas suneas guodero thiedo
Zacharias uuas hie hêtan.)

Das natürliche Verhältniss ist schon hier eigentlich umgedreht (vgl. Luk. 1, 5 Fuit . . . quidam sacerdos nomine Zacharias de vice Abia), indem die Appositionen der Namensnennung vorausgehen, obwohl sie alle nur dazu bestimmt sind, die Form, die mit der Namensnennung eingeführt wird, nun mit Inhalt zu erfüllen. Aehnlich wird auch in neuerer Dichtersprache die Appo-

[1]) Vgl. St. I, S. 189.
[2]) Belege aus Otfrid u. a. bei Erdmann S. 63.

sition ganz nach den Bedürfnissen des Stils verwendet, so dass auch sie gelegentlich den Hauptinhalt einführen kann (vgl. bei Erdmann [S. 64] aus Gellert:
Der Mensch ein Leib, den deine Hand so wunderbar bereitet,
Der Mensch ein Geist, den sein Verstand Dich zu erkennen leitet,
Der Mensch der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von Deiner Güt und Grösse.)

In allen Erscheinungen aber, den primären und sekundären, zeichnet sich die substantivische Apposition im Gegensatze zu dem adjektivischen Attribut durch die Selbständigkeit aus, mit der sie dem zu bestimmenden Substantiv gegenübertritt, und es ist grundfalsch, auch für sie dieselbe Kongruenz in Anspruch zu nehmen wie für das Adjektiv. Einen Beleg aus dem jungen Goethe wie (III 240) *traf ich einen jungen V . . . an, ein offener Junge, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung* vermögen wir daher nicht mit Erdmann (S. 64) zu beanstanden; er ist uns nur ein Beweis dafür, dass die Apposition hier gänzlich eigener Satzbildung zustrebt. Man darf sich nicht von der lateinischen Sprache irreführen lassen, die in allen solchen Verhältnissen durch die flexivischen Mittel der Kongruenz die Satzteile in Beziehung zu setzen pflegt; unsere Sprache liebt diese flexivischen Mittel ein und für allemale nicht, sie entledigt sich ihrer, wo sie kann, und ersetzt sie durch andere.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich auch

eine Erscheinung rechtfertigen, bei deren Verdammung Wustmann ausnahmsweise auch die Zustimmung der Fachgenossen zu teil wurde (vgl. Sprachdummheiten S. 219 [1]). Noch kürzlich in dem Kabinettsbefehl betreffs des Welfenfonds konnte man lesen von *dem Herzog v. Cumberland, königliche Hoheit,* ein neuer Beweis dafür, dass die Flektierung der Apposition in gewissen Fällen dem Redenden oder Schreibenden zuwider ist. Titel, Berufsbezeichnungen oder, wie es Wustmann nennt, die Visitenkarte, sind eben in unflektierter Form so sehr zu einem Merkmal, man kann sagen einem unzertrennlichen Begleiter des Gekennzeichneten geworden, dass man sich unwillkürlich scheut, der schulmässigen Deklination zuliebe an der gewohnten Verbindung zu rütteln. Und wenn man dies vom Standpunkt der Grammatik rechtfertigen soll, kann man sich unbedenklich auf den verkürzten Satz berufen, man gelangt dann durch Ergänzungen zu Relativsätzen, mit denen diese Apposition das meiste gemein hat, wobei der Buchtitel noch die besondere Eigentümlichkeit zeigt, dass die Apposition hier schon an und für sich eine eigene Linie verlangt, also der Nötigung zur Kongruenz erst recht entrückt wird. Ausserdem zu welchen Konsequenzen die Tyrannisierung unseres Sprachgebrauchs durch deklinierende und konjugierende Schulmeisterei führt, das sehen wir am besten aus den Forderungen Wustmanns (S. 221); ein Bräutigam soll danach *seine Verlobung mit Fräulein H., einer Tochter des Herrn H.,* anzeigen, wenn dieser H. mehrere Töchter hat. Und

[1]) Vgl. Beilage z. Allg. Zeitung 1891 Nr. 167.

diese mathematische Prosa der Verlobungsanzeige bloss darum, dass jedermann sehe, dass der Bräutigam in der Schule einmal deklinieren gelernt hat.

d) Das Substantiv als Ausdrucksmittel.

1. Im Allgemeinen.

Substantiva, die an und für sich einer Ergänzung nicht mehr bedürfen, werden absolute genannt und umfassen die verschiedensten Sachbezeichnungen, wie *Haus, Gold, Hut;* auch Abstracta wie *Gesundheit, Kraft, Besitz* u. a.

Ihnen stehen die ergänzungsbedürftigen als relative gegenüber; sie gliedern sich in drei Klassen: 1. Maassbestimmungen (*Elle Tuch*); 2. Verhältnisbestimmungen (*Sohn, Verwandte;* 3. Nomina agentis und actionis) (*Heizer, Heizung*). Auch hier wieder begegnen Uebergänge aller Art; die absoluten können naturgemäss Ergänzungen zu sich nehmen, namentlich possessiven Verhältnisses (*mein Haus, das Haus des Freundes*); die relativen aber können durch Bedeutungswandel, indem eine bestimmte Art der Ergänzung traditionell mitgedacht wird, absolut werden (*Stück* für *Theaterstück; Schwester* für *barmherzige Schwester, Diener* als Standesbezeichung, wie andere Nomina agentis auch: *Schneider, Gerber* u. a., ebenso *Bedienung* = *service*). Auch hier würde die Erforschung der Mundarten mancherlei Ausbeute gewähren, wie man schon an den Untersuchungen von

Binz [1]) erkennen kann; ausserdem aber müsste auch die Sprache gewisser Berufskreise (*Studentensprache, Offiziersjargon, Jägerdeutsch*) und gewisser Gesellschaftsklassen hier interessante Ausblicke in das Entstehen des Bedeutungswandels eröffnen.

Wir haben absolute und relative Substantiva eben einander gegenübergestellt; in unserer heutigen Sprache ist aber im Grunde kein Substantiv ganz absolut, an und für sich schon als Ausdrucksmittel ausreichend; unsere heutige Sprache hat das Bedürfnis, jedem Substantiv durch ein äusseres Kennzeichen auch noch ein grammatisches Geschlecht aufzuprägen: *der Diener, die Bedienung, das Dienen.*

2. Der Artikel als Mittel, das grammatische Geschlecht zu kennzeichnen.

Unser heutiger Artikel ist an und für sich nichts als das Demonstrativpronomen, und eben diese demonstrative Grundlage, die Funktion des pronominalen Hinweises, werden wir in der folgenden Darstellung immer wieder hervorheben müssen, weil aus ihr allein alle die Ausnahmen und scheinbaren Unregelmässigkeiten unseres Artikelgebrauches sich erklären, die uns die Schulgrammatik so ungeniessbar und geistlos nach einander auftischt. Wenn wir trotzdem den Artikel beim Substantiv und nicht beim Pronomen behandeln, so erklärt

[1]) Zur Syntax der Baselstädtischen Mundart Stuttgart 1888 S. 9 und 10.



sich dies daraus, dass eben unter dem Sammelnamen Artikel gerade diejenigen Gebrauchsformen des Pronomen vereinigt sind, in denen der pronominale Inhalt geschwunden ist und die leere Form sich zu einem Werkzeug im Dienste des Substantivum herausgebildet hat, ganz wie die flexivischen Mittel, die uns in der sogenannten Deklination, in den Casusendungen, vor Augen treten.

Schon Schottelius (S. 224) sieht in diesen Gebrauchsformen des Pronomen bloss noch den Artikel, wenn er sagt: *Das Geschlechtwort (Artikulus) ist ein Wörtlein, welches in Teutscher Sprache muss vorn gefüget, und daraus das Geschlecht des Nennwortes, oder Mittelwortes erkant werden.* Wir werden sehen, dass die Geschlechtsbezeichnung heutzutage nicht mehr die einzige Aufgabe des Artikels ist, dass wir ihn vielmehr heute auch geradezu zu einem Surrogat der Deklination ausgebildet haben, indem er vor Casus tritt, die flexivisch nicht mehr erkennbar sind (*der Hut Carls,* aber *der Hut der Bertha;* vgl. Goethe IV 4, 312, 22). Für beide Aufgaben ist der Artikel fähig nur dadurch geworden, dass er als pronominales Adjektiv bereits gesteigerte Verwendung vor dem Substantivum erhalten hatte, und auf den Gang dieser Entwicklung müssen wir den Blick werfen, ehe wir die letzten Ziele ins Auge fassen, denen sie zustrebt.

Die gotische Sprache bei Ulfilas verwendet im Gegensatze zum griechischen Originale noch keinen eigentlichen Artikel; dagegen fühlt sie ganz anders als die lateinische Sprache das Bedürfnis, bei Sub-

stantiven, die im Zusammenhange schon erwähnt waren, die Wiederholung durch das demonstrative Pronomen zu kennzeichnen [1]). Wenn diese Kennzeichnung nun nicht immer ohne Ausnahme (Erdmann S. 15) eintritt, so ist dies noch durchaus nicht als Gegenbeweis oder zur Erschütterung der Regel zu verwerten. Einmal tritt der Ausfall sehr selten auf und beruht vermutlich darauf, dass das wiederholte Substantiv eben nicht mehr so lebhaft dem Bewusstsein innewohnte, und andererseits finden wir Belege für den Ausfall gerade in poetischen Denkmälern in Fällen, wo das Pronomen metrisch gestört hätte.

Wie hier das Pronomen auf vorhergehendes zurückweist, also anaphorischer Natur ist, so vermag es auch unmittelbar auf die Situation hinzudeuten; der Artikel entsteht auch aus der deiktischen Funktion, die wir in dieser Weise schon bei Ulfilas ausgeprägt finden (vgl. Mark. 2, 11: *urreis nimuh þata badi þein jah gagg du garda þeinamma = tolle grabatum tuum et ambula*). Wenn der Redende nun mit dem deiktischen Pronomen in erster Linie auf Gegenstände hinweist, die er mit den Sinnen wahrnimmt, so kann ihm ja doch auch sein Vorstellungs-

---

[1]) Grimm IV 383—394 hebt diese Eigenart des Gotischen nicht klar hervor, auch bei Erdmann S. 15 ff. ist die Darstellung nicht ganz glücklich. Belege für Ulfilas gibt uns seine Uebersetzung allerorten; vgl. z. B. Mark. 1, 12: το πνεῦμα αὐτὸν ἐκβάλλει εἰς τὴν ἔρημον καὶ ἦν ἐν τῇ ἐρήμῳ = *Et continuo spiritus illum expellit in desertum et erat illic in deserto = ahma ina ustauh in auþida jah vas in þizai auþidai.* Ebenso auch aus Otfrid, vgl. I 4, 2: *was ein êwarto* . . . (4, 23) *hintarquam* . . . *ther gotes êwarto.*

vermögen die sinnliche Gegenwart ersetzen, und so finden wir entschieden deiktisches Pronomen vor Substantivis, deren Bedeutungsinhalt dem Redenden besonders lebhaft vorschwebt, so schon bei Ulfilas vor Kollektivbegriffen, wie *Welt, Menschheit, irdisches Leben*[1]) u. a. Während die althochdeutsche Uebersetzungslitteratur uns nach dieser Seite hin im Stiche lässt, können wir doch in den kleineren poetischen Denkmälern verfolgen, wie diejenigen Substantiva, deren Bedeutungsinhalt als ein dem religiösen Gesichtskreise entnommener oder in kriegerischen und geselligen Institutionen begründeter besonders hervorsticht, auch vom Pronomen begleitet werden[2]).

Auf dieser lebhaften Anschaulichkeit beruht wohl auch die Thatsache, dass Substantiva, deren Bedeutungsgehalt durch Attribute gehoben wird, das Pronomen ebenfalls schon früh an sich gezogen haben, das namentlich vor Relativsätzen dem Substantiv fast nie fehlte. Man wird hier übrigens Vorsicht üben müssen, um nicht Ursache und Wirkung zu verwischen. Denn nicht das Attribut erhöhte die Anschaulichkeit des Substantivinhaltes, sondern nur anschauliche Inhalte pflegen in Attributen breiter sich zu entfalten.

Wir haben zwei Grundwurzeln beobachten können, aus denen heraus das Pronomen mit dem Substantiv

---

[1]) Joh. 12, 31 *Nu staua ist þizai manasedai, nu sa reiks þis fairhvaus usvairpada ut,* wofür Luther setzt: *Jtzt gehet das Gerichte uber die Welt, nu wird der Fürst dieser welt ausgestossen.*

[2]) Vgl. Muspilli Z. 31: *daz mahal*; Z. 40: *diu kôsa;* Z. 33: *den pan*; Z. 46: *in deru uuîcsteti*; Z. 38: *der antichristo* vgl. Z. 45.

innigere Verbindung einging, anaphorische und deiktische Funktionen. Die vollere Entwicklung wurde dann vor allem durch die poetische Kunstform begünstigt, in der unsere ältere Sprache ja eigentlich ihre Schulung erhielt. Die Substantiva haben den Ton meist auf der ersten Silbe; in allen Fällen also, in denen jambischer Rhythmus erzielt werden sollte, empfahl sich die Artikelform, in der das Demonstrativpronomen überdies zusehends der Einsilbigkeit zustrebte.

Ein zweiter Hebel für die Artikelentwicklung des Demonstrativpronomen war die von entgegengesetzter Bedeutung ausgehende Umgestaltung des Zahlworts und indefiniten Pronomen *ein* [1]) zum sogenannten unbestimmten Artikel. Für das Gotische wollte man dem Zahlpronomen keinerlei indefinite Geltung zugestehen, sie findet sich aber auch dort [2]). Ebenso wie dann im Vulgärlatein aus dem numeralen *unus* allmählich ein indefinites Pronomen wurde, so zeigen auch die althochdeutschen Uebersetzer grosse Vorliebe dafür, bis das eigentliche Indefinitum *sums* ganz verdrängt wurde [3]). Unserer Sprache wohnt ja überdies eine besondere Neigung inne, an Stelle bestimmter, klar präzisierender Fügungen unbestimmte, unausgesprochene zu bevorzugen, und von dieser Neigung hat vor allem auch diese Form Nutzen gezogen. Schon die älteste

---

[1]) Vgl. Erdmann S. 11—15.

[2]) Vgl. Markus 5, 22.

[3]) Vgl. Tat. 47, 1: accessit ad eum centurio = gieng zi imo ein centenâri.

Markbeschreibung[1]) führt gewisse Oertlichkeiten nebeneinander bald in scharf umrissener Bestimmtheit (Z. 19: *in thaz steinîna houg, inde in then lintînon sêo*), bald in nebelhafter Unbestimmtheit ein (Z. 20: *inde in ein sol, inde in ein steinînaz hôg*). Ja zu verschiedenen Zeiten ist das Indefinitum geradezu zu einer Form geworden, in der sich bekannte und lebhaft gekennzeichnete Vorstellungen wie hinter einer Maske verbergen[2]).

Die Entwicklung des unbestimmten Artikels liegt in unserer Schriftsprache nicht mehr in ihrer vollen Blüte vor. Schon der mittelhochdeutsche Plural (*ze einen pfingesten*) ist uns ausgestorben, und vor Stoffnamen bewahren uns heute nur die Dialekte noch das alte *ein* (vgl. Parzival 228, 1: *ein wazzer iesch der iunge man* mit dem dialektischen *ein Wein, ein Wasser*[3]). Aber auch noch aus dem heutigen Stand des Artikelgebrauches von *ein* lässt sich ermessen, wie sehr allmählich der Kreis der Substantiva, die ohne Pronomen eingeführt wurden, zusammenschmelzen musste, wenn von der einen Seite her das Demonstrativ, von der anderen das Indefinitum seine Grenzen vorschob. So hat sich frühzeitig für das Substantivum das Bedürfnis eines pronominalen Begleiters herausgebildet, indem das Demonstrativum fast überall in die Stellen einrückte, die dem Indefinitum unerreichbar waren; und es waren nur vereinzelte Faktoren, die diesem Prozesse entgegenwirkten:

---

[1]) Braune Ahd. Lesebuch S. 6 Nr. 5.
[2]) Vgl. P. B. B. XI S. 518.
[3]) Vgl. Tomanetz Anz. f. d. A. XIV 14. Vgl. Binz S. 35.

Eigennamen werden in der Schriftsprache ohne Artikel eingeführt, und Erdmann (S. 18) bezeichnet diese Sprödigkeit gerade der Eigennamen als deutsches Charakteristikum vom Gotischen bis auf heute. Sehen wir jedoch zu, so sind es in der älteren Sprache vor allem die Ehrfurcht gebietenden göttlichen Namen, und halten wir in der Umgangssprache vor allem des Südens Umschau, ist es eine gewisse Respekt- oder Zeremonienform, die vom Eigennamen den Artikel fernhält, während der weniger Zeremonielle ruhig mit dem Artikel auch Höherstehende in seine eigene Sphäre hineinzieht. Dass der Artikel den Eigennamen nie so prinzipiell ferngeblieben ist, wie man meist annimmt, zeigt sich auch darin, dass er im 17. und 18. Jahrhundert geradezu verwendet wird, um an Personennamen die Flexion zu kennzeichnen (vgl. S. 122 vgl. Erdmann S. 19). Die Sprache beutet ja doch nur Fügungen für bestimmte Zwecke aus, sie erfindet sie ja doch nicht eigens zu irgend einem Zwecke. Und so dürfen wir auch annehmen, dass das Verhältnis des Trägers eines Eigennamens zu dem Redenden den Artikelgebrauch je nachdem begünstigte oder erschwerte.

Von ähnlichem Gesichtspunkte aus belebt sich auch die trockene Lehre der Schulgrammatik, dass Länder- und Städtenamen ohne Artikel, Berg-, Wald- und Flurnamen mit Artikel gebraucht werden. Abgesehen davon, dass Berg, Wald und Flüsse vom Volk benannt werden, Städte- und Ländernamen aber von Anfang an auf den Pergamenten der Kanzlei und in lateinischen Formen ihr Leben fristen, giebt die eine Kategorie die Möglichkeit, mit Fingern auf sie zu weisen, mit dem

Pronomen auf sie zu deuten, die andere nicht. Man müsste das ganze Kapitel der Orts- und Flurnamenkunde darstellen, um im einzelnen zu zeigen, wie sich nach der einen Seite lebhafte Anschaulichkeit an die Namen knüpft, nach der anderen Seite hin kühle Geschäftsmässigkeit von einer Form Gebrauch macht; hier mag es genügen, an die Hammelburger Markbeschreibung (s. o. S. 125) zu erinnern, wo mitten neben Fügungen wie (Z. 9) *primum de Salu iuxta Teitenbah in caput suum de capite Teitenbah in Scaranvirst* die Anschaulichkeit durchbricht mit (Z. 17) *inde in then Matten uueg, inde in thie teofûn clingûn . . . unzi themo brunnen.* Die pronominale Grundlage des Artikels lässt sich gerade auch bei der Unterscheidung von Städtenamen und Ortsnamen, die an einzelne Höfe anknüpfen, verfolgen und beim Unterricht wäre es eine anregende Art, den Artikelgebrauch darzustellen, wenn der Lehrer die Namen der Umgegend einmal von diesem Gesichtspunkte aus mit den Schülern durchmustern würde.

Aus der pronominalen Natur des Artikels erklären sich auch die grammatischen Beschränkungen, die Erdmann für ihn S. 21 ff. zusammengestellt hat.

So ist es natürlich, dass der Vokativ den Artikel nicht zu sich nehmen kann, da man unter dem Vokativ denjenigen Casus versteht, der der Rede die unmittelbare Richtung gegen den Hörenden giebt, während das Demonstrativ ja gerade auf eine vom Angeredeten unterschiedene Person hinweist. Deshalb kann man auch in dem aus dem französischen *monsieur* entlehnten *der herr* (Simplicissimus S. 268: *Ist der Herr in Hanau erzogen,*

und nicht anders im Christenthum unterrichtet worden?) natürlich keinen Vokativ sehen; die ganze Form entspringt ja der Abneigung, im förmlicheren Verkehr das Wort unmittelbar an seine Adresse zu richten. — Das Indefinitum hat natürlich mit dem Vokativ noch weniger zu schaffen, und angebliche mittelhochdeutsche Ausnahmen, wie Walther 118, 29: *genade, ein küneginne* zeigen uns das Pronomen nur in der Apposition zum unterdrückten Vokativ, nicht aber im Vokativ selbst (vgl. Nib. 1479, 2: *ich wil dich warnen, Hagene, daz Aldrîânes kint*).

Auch dass neben dem Possessivpronomen ein älterer Artikel heutzutage erstorben sei, ist nur scheinbar. In dem oben (S. 123) erwähnten Belege aus Ulfilas hiesse *þata badi þein* in unserer Sprache *dieses dein Bett.* Der Unterschied gegen früher ist im Grunde nur der, dass das Demonstrativpronomen für adjektivische Funktionen jetzt stärkere Formen braucht, weil die alte einfache Form ganz als Artikel gefühlt wird.

Anders, dass wir nicht sagen *die des Königs Soldaten,* sondern entweder *des Königs Soldaten* oder *Königs Soldaten.* Hier allerdings hat die Artikelentwicklung eine mehr grammatikalische Schranke gefunden. Unsere Sprache unterscheidet sich von der lateinischen vor allem durch eine ausgesprochene Abneigung gegen jede Art von Tmesis, d. h. gegen jede Trennung irgendwelcher Bestimmungswörter von dem Träger der Bestimmungen. Zwischen *Königs* und *Soldaten* konnte demgemäss nicht noch ein Artikel durchschlüpfen, und vor dem Genitiv konnte er sich nur da festsetzen, wo der Genitiv durch

Komposition schon ein Teil des Hauptsubstantivs geworden war (*die Königsgrenadiere*). Im übrigen ist die Voranstellung des Genitivs überhaupt mehr auf die poetische Sprache beschränkt.

Auch kopulative Verbindung bildet heutzutage für den Artikel ein Hindernis (Erdmann S. 23: vgl. *Vater und Mutter* u. a.). Hier scheint doch in formelhaften Verwendungen ein Rest älterer Sparsamkeit im Gebrauch des Pronomen bis in unsere Zeit herein bewahrt worden zu sein, der dann seinerseits wieder zum Ausgangspunkt für Neubildungen geworden ist (*Brot und Wein* gegenüber von *Haus und Hof*).

Aus dem formelhaften Gebrauch, also aus Archaismus sowohl als auch aus der Abwesenheit jeder individuellen Beziehung, erklärt sich auch das Fernbleiben des Artikels von adverbial verwendeten Substantiven, das Erdmann S. 14 flüchtig unter *ein* streift (*Nachts*, aber *des Tages, eines Tages* und *des Nachts; Abends, Morgens, über Land, über Feld, nach Haus, zu Tische*).

Wir haben die Entwicklung des Artikels betrachtet und die Hemmungen, die er erfahren hat; fassen wir nun auch die Funktionen ins Auge, die er sich neu hinzuerworben hat.

Seine hauptsächlichste ist die Genusbezeichnung. Unsere Sprache hebt sich gerade dadurch von anderen modernen Sprachen für Fremde so unliebsam ab, dass sie nicht bloss einfach den natürlichen Sexus der Lebewesen flexivisch kennzeichnet (*Mann, Frau; Dieb, Diebin; Hirsch, Hirschkuh*), sondern dass sie über alle Möglichkeit sexueller Differenzierung hinaus ein jedes Substantiv

in einem bestimmten Genus aufweist. Ueber diesen unseren Unterschied von Genus und Sexus ist neben den vielen Versuchen, ihn zu ergründen, poetisch aufzuputzen oder nüchtern zu beseitigen, unendlich oft auch gewitzelt worden, und die Engländer kommen nicht darüber hinweg, dass wir *das Weib, das Mädchen, das Fräulein* des natürlichen Sexus berauben, indes wir Handwerkszeuge wie *den Nagel, die Schraube* unter die Geschlechter verteilen.

Man muss sich hier jedoch hüten, das scheinbar Einfache für das Ursprüngliche zu halten. Die sprachliche Scheidung nach sexuellen Kennzeichen lag nur für einen bestimmten Kreis von Substantiven nahe, in einen anderen konnte sie leicht übergreifen. Dagegen ist die Ausbildung des Neutrum als einer Flexionsform für alle Substantiva, die keinen Sexus hervortreten liessen, jedenfalls erst das Ergebnis langer Entwicklung; und unter den neueren Sprachen haben wir das interessante Schauspiel, wie die eine, die englische, in einer schärferen Unterordnung der Phantasie durch den Verstand allmählich alles Unbelebte in der Kategorie des Neutrum unterbrachte, während umgekehrt das Französische auf rein lautgesetzlichem Wege das ganze Neutrum einbüsste.

Lautform, Phantasie und Verstandesthätigkeit, drei Faktoren, haben wir hier kennen gelernt; und alle drei sind auch zu Rate zu ziehen, wenn man der Entstehung des grammatischen Geschlechtes nachforscht; nur über das Mass sollte man sich füglich streiten, das dem einen und anderen auf verschiedenen Stufen der Entwicklung zuzuschieben ist.

Grimm hat hier vielleicht der Phantasie gar zu viel Spielraum gelassen, ein Irrtum übrigens, der in unserer Wissenschaft anregender gewirkt hat, als die platte Wahrheit es oft vermag. Allerdings lässt sich nicht leugnen, dass die sexuelle Differenzierung auch belebter Wesen durchaus nicht immer so im Vordergrunde des Interesses steht, wie es für die Grimmsche Auffassung anzunehmen wäre, dass nämlich die ganze Genusübertragung auf einer Art von Personifikation des Unbelebten beruhe [1]). Da scheint es viel wahrscheinlicher, dass in einer Gruppe von Substantiven, die irgend ein Suffix an sich zog, ein hervorstechender Zug sich entwickelte, wie z. B. für das „s"-Suffix des Singularis Masculini der Begriff des Thätigen, Wirkenden, und dass erst von hieraus die Brücke zu einer sexuellen Differenzierung geschlagen wurde.

Jedenfalls hat in späterer Zeit das Suffix und die äussere Form eine grössere Rolle gespielt, als Grimm zugestehen möchte; aber nicht bloss die lautliche Anlehnung, sondern auch die begriffliche hat sich geltend gemacht, wie z. B. das italienische carne vale, das als *das carneval* bei Goethe auftaucht, sein bayrisches Femininum vielleicht *der Fasten* (Fastenzeit) entlehnt hat, während das Masculinum an *den Fasching* erinnert.

Wie hier dialektische und schriftdeutsche Verschiebungen des Genus zu beobachten waren, so ist überhaupt das Genus vielfach ein Kennzeichen dialektischer

---

[1]) Vgl. Brugmann P. B. B. XV S. 522 ff. gegen Roethe Vorwort zu Grimm III und Anz. f. d. A. XVII S. 181; vgl. Michels Germania XXXVI S. 121 ff.



Abweichungen. Abgesehen davon, dass namentlich Fremdwörter der einen Gegend in anderer Gestalt zugeflossen sind als der anderen, wie noch heute das oberdeutsche *der Butter* im Gegensatz zum schriftdeutschen *die Butter* an *il butirro* anklingt, so haben sich namentlich auch die Analogiewirkungen gerade dialektisch verschieden ausgeprägt. Hier in der statistischen Durchforschung der Mundarten und der Schwankungen in der Schriftsprache, liegt gerade ein Gebiet vor, wo alle die Einflüsse im Verein zu belauschen wären, denen man auf dem indogermanischen Boden nur sehr unsicher nachspüren kann. Hier haben auch die Grammatiker schon manches nützliche Material aufgespeichert, man muss es nur zu beleben wissen.

Soviel über den Artikel als Mittel, das Genus zu kennzeichnen. Wie sehr er sich auch als Deklinationsersatz eingebürgert hat, zeigte erst kürzlich wieder die längere Debatte, die sich beim Welfenfonds im preussischen Abgeordnetenhaus über die Frage entspann, ob man sagen müsse *das Vermögen König Georgs* oder *des Königs Georg*. Die Kommission hat sich viel auf die letztere Abänderung zu gute gethan, während die Regierung mit Recht beide Fassungen für erlaubt erklärte. In beiden offenbart sich nur ein verschiedenes Verhältnis des Appellativum zum Eigennamen. In *das Vermögen König Georgs* sind beide zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen, einer Art von Compositum, das deshalb die Abhängigkeit, den Genitiv, am zweiten Bestandteil ausprägt, in *des Königs Georg* werden beide auseinander gehalten, Georg mehr von anderen Trägern der könig-

lichen Würde unterschieden, während eben diese im ersten Beispiele nur als ein Teil seines Wesens mit angeführt war.

2. Die Gebrauchsformen des Substantivum.

a) Allgemeines (Genus, Numerus).

Auch beim Substantivum begegnen uns Gebrauchsformen, die wir schon beim Verbum kennen gelernt haben: Genus und Numerus, wenn auch freilich das Genus nur für die wenigsten Substantivstämme den Umlauf durch alle Formen ermöglicht (*Dieb, Diebin, Diebstum*). Ausserdem haben wir gesehen, dass das Genus nicht aus eigenen Mitteln des Substantivs zum Ausdruck gebracht werden kann, sondern dazu des Artikels bedarf.

Der Numerus (vgl. Erdmann Syntax Otfrids II § 1—55) dagegen wird mittels eigener Mittel, der Suffixe, dargestellt und zeigt uns Formen, in denen fast alle Substantiva gleicher Weise wechseln können. Der Dualis, der beim Verbum zwischen Einzahl und Mehrzahl die Zweizahl ausprägte, hat beim Substantivum nie Raum gewonnen: so haben wir es hier von Anfang an mit Singular und Plural zu thun.

Wir haben auch im Deutschen, wie in anderen Sprachen, sogenannte Pluraliatanta, d. h. Substantiva, die nur im Plural erscheinen, worunter schon Schottelius (S. 293) *Ahnen, Eltern, Leute, Trümmer* rechnet; andere scheinbare Singulare sind wenigstens der Herkunft nach Pluralformen, wie *Weihnachten, Ostern, Pfingsten.*

Nur im Singular dagegen erscheinen die Metalle, deren Namen alle Kollektivbegriffe darstellen: *Gold, Eisen* u. a., auch *Sand* u. a., die also zur Pluralbildung Kompositionsteile brauchen (vgl. *Goldstücke, Sandkörner*). Auch Tugenden, Laster und überhaupt Abstracta widerstreben in unserer Sprache der Pluralbildung und finden sich im Plural nur bei undeutschen Uebersetzern oder Schriftstellern, die unter lateinischem Banne stehen. Andere setzen einfach in den Singular um, so schon der Uebersetzer des Matthäusevangeliums (Braune 19, 6: *huueo magut ir guot sprehhan* = bona), während der Tatianübersetzer den Plural pflichtschuldigst beibehält (*guotu*). Ebenso wird das lateinische *haec* und *quae*, wo es nur angängig ist, in *daz* und *waz* aufgelöst u. a. Unter den Substantiven, die Schottelius (S. 296) als Singularia tanta aufführt, finden wir Vorstellungen, die in sich schon eine Vereinzelung bedingen, wie *Tod* und *Hölle;* dann *Schlaf, Hunger, Durst, Scham* als Erscheinungen am einzelnen Menschen; Abstracta wie *Raub, Friede, Zank, Nutz, Schutz* und Kollektivbegriffe wie *Wild, Sand, Schleim, Most, Rost, Schimmel, Moos* [1]), während wir zu *Anfang, Gefahr, Gift, Macht* und *Los* die von Schottelius verpönten Plurale heute unbedenklich bilden.

---

[1]) Ebenso die Bildungen mit *ge* vgl. *Geläuf, Gewirr*; aber *die Gewebe.*

b) Die Kasusformen.

Kein Gebiet unserer Syntax ist so reich bearbeitet worden, wie gerade das Casussystem, denn hier waren zwei günstige Erscheinungen vereinigt: erstens hatte schon die formelle Grammatik hier stets syntaktische Probleme mit ins Auge fassen müssen, und zweitens drängten sich einzelne Ergebnisse so sinnfällig auf, dass sie dem blossen Statistiker schon reiche Ernte versprachen. Daher denn auch die zahlreichen Monographieen über den Genitiv in diesem, den Dativ in jenem Denkmal, die freilich zum grossen Teil mehr zur Diskreditierung als zur Vertiefung unserer jungen Wissenschaft beigetragen haben.

Die vergleichende Grammatik hat uns ein System von acht Casus erschlossen, das als Grundlage aller indogermanischen Casusrektion mit in Rechnung zu ziehen ist; es sind: Nominativ, Akkusativ, Vokativ, Dativ, Instrumentalis, Lokativ, Ablativ und endlich der Genitiv. Das Kennzeichen aller dieser Casus untereinander ist die Verschiedenheit der Suffixe, die sie dem Substantivum anfügen; jede Erklärung also muss diese Suffixe in Gegensatz stellen zu anderen Mitteln, Casusbeziehungen auszudrücken. Mit Erdmann und anderen Forschern müssen wir auch die Casusbeziehungen wie alle anderen Beziehungen als ursprünglich aus der blossen Zusammenstellung hervorgegangen auffassen. Wir haben ja schon mehrmals hervorgehoben, wie aus der blossen Zusammenstellung allerlei Beziehungen sich entwickeln können, wie manchmal die Sonderart dieser Beziehungen durch den Ton noch besonders hervorgehoben wird, manch-

mal aber nur aus dem Zusammenhang erraten werden muss. Wir haben dann weiter gesehen, wie diese Beziehungen nun allmählich gewohnheitsmässig an bestimmten Formen zum Ausdrucke kommen, wie diese Formen sich endlich gar zu Trägern dieser Beziehungen entwickeln, in denen die ganze frühere Freiheit und Mannigfaltigkeit bis auf einige isolierte Restbestände aufgesogen wird. Ganz ähnliches lässt sich nun auch bei der Deklination feststellen, und hier sind die alten Restbestände zugleich noch ziemlich zahlreich beisammen und machen fast jeden Versuch, die Casusfunktionen unter einem Sammelbegriffe unterzubringen, unmöglich.

Wir haben oben das Substantivum nur im Verhältnisse des Subjekts zum Verbum ins Auge gefasst, haben aber schon oben bemerkt, wie das Kausalitätsgesetz den Begriff des Subjekts nicht bloss im Kontraste zum Verbum, sondern ebenso in solchem zum Objekte ausgebildet habe. Hieraus müssen wir auch den ersten Anstoss zur Casusbildung hervorgehen lassen. Wenn Franz im Götz ausruft (161, 17): *Gift! Gift! Von eurem Weibe — Ich! Ich!* so zeigt uns dies, dass auch die neuere Sprache gelegentlich noch Subjekt und Objekt und Verbalgehalt durch blosse Zusammenstellung zweier Substantiva zum Ausdrucke zu bringen vermag, gerade wie das Kind mit: *Papa Hut* je nach der Betonung oder dem Zusammenhange die verschiedensten Formen zum Ausdrucke bringen kann, in denen die beiden Substantivinhalte zueinander in Beziehung treten. Dass nun gerade Suffixe zu Trägern bestimmter Arten solcher Beziehungen werden, erklärt man gewöhnlich aus der

Bedeutung der einzelnen Suffixe. Das „s"-Suffix, mit dem sich der Nominativ Singularis Masculini in den indogermanischen Sprachen von anderen abhebt, soll in erster Linie einer Gruppe von Substantiven zugetreten sein, die alle eine kräftige Thätigkeit zum Ausdruck brachten. So habe sich das „s"-Suffix zugleich zum Kennzeichen des Masculinum gegen das Femininum wie auch des Subjektes gegen das Objekt herausgebildet. Damit war dann der Stein ins Rollen gekommen: vom Akkusativ hoben sich andere Suffixe mit vorwiegend lokalen Beziehungen ab, und die neuen Formen wurden ihrerseits wieder zu Stützpunkten für Analogiewirkungen aller Art, während nach der anderen Seite die Restbestände alter Fügungen dazu beitrugen, das Bild mannigfaltig, für manchen verwirrend zu gestalten. Wir wollen uns mit bloss allgemeinen Bemerkungen hier nicht zu lange aufhalten, die Entwirrung vollzieht sich besser am einzelnen Casus.

1. Der Nominativ.

In unserer Sprache sind Nominativ und Vokativ zusammengefallen, da schon unsere ältesten Denkmäler eine flexivische Unterscheidung nicht mehr kennen (Erdmann zu Otfrid II §§ 81, 82), während das Gotische immerhin noch im Vokativ Singularis den Stamm in der kürzesten Form zeigt, wie ja auch im Indischen der Substantivstamm und der Vokativ nur durch den Accent differenziert erscheint. Von seiner alten Natur hat übrigens auch im Deutschen, wie auch im Sanskrit und

Griechischen[1]), der Vokativ das zurückbehalten, dass er im Satzgefüge nicht wie andere Nominative Abhängigkeitsmerkmale annimmt, sondern dass er mitten im Satze selbst sich als eigenen Satz ausweist (vgl. Erdmann O. II § 92; Grimm S. 592; vgl. auch Parzival 13, 21: *daz man in hiez der*[2]) *bâruc*).

Dass das „s"-Suffix, das hauptsächlichste des Nominativs, nicht an und für sich den Subjektbegriff zum Ausdruck brachte, zeigt sich schon daraus, dass der Nominativ auch noch andere Suffixe aufweist. Dagegen ist früh zu bemerken, dass das Suffix ein Substantiv lebendig wirksam erscheinen lässt, weshalb ihm Scherer das Verbum substantivum (*vas*) zu Grunde legt, während Hübschmann an den Demonstrativstamm *sa* denkt. Einige Substantiva konnten überhaupt die Vorstellung einer lebendigen Wirksamkeit nicht erzeugen: Neutra, abstrakte Feminina, während andere gar nicht erst eines solchen Suffixes bedurften (*tar* bei Verwandtschaftsnamen; *hana;* Nomina agentis). Allmählich ging das Suffix jedoch mit der Ausbildung des Subjektbegriffs auch auf Substantiva über, die nicht mehr als wirksames Agens in einer Thätigkeit erfasst wurden, sondern mehr allgemein als Mittelpunkt einer Aussage, ja sogar einer Passivkonstruktion (*der Knecht spaltet Holz; der Knecht schläft; der Knecht wird geweckt*).

Dieser Subjektbegriff beherrscht unseren neuhochdeutschen Nominativ fast vollständig, denn auch fast alle

[1]) Vgl. Delbrück Die Grundlagen der griech. Syntax 1879 S. 28.

[2]) Nach Handschrift D.

seine übrigen Verwendungen entspringen dem Bedürfnis, eine flexivische Uebereinstimmung mit dem Subjekt zu erzielen. Hieher gehören die Fälle, die wir bei der Apposition besprochen haben; ausserdem gehört hieher der Prädikatsnominativ.

Manchmal ist es sogar streitig, was Subjekts- und was Prädikatsnominativ ist. In dem Satze *es entsprang Streit* könnte man rein formell das *es* nur als Vorläufer des Subjekts auffassen, in *Streit* aber das eigentliche Subjekt sehen, ähnlich wie in dem Satze: *es war dieser Streit ein altes Erbstück der älteren Generation;* aber mit Grimm (S. 589) ist in dem Substantiv des ersten Beleges nur ein Prädikat zu sehen, denn wie wir oben wahrgenommen, dass in der Verbindung von Subjekt und Prädikat sich zwei Vorstellungen zusammenfügen, so ist das Substantivprädikat neben dem Verb immer nur ein Teil der zweiten Vorstellung, während das Subjekt die erste Vorstellung ganz in sich verkörpert. Das Verb *entspringt* hat als absolutes Verb rein sinnliche Bedeutung, in übertragener Verwendung ist es relativ und bedarf einer weiteren prädikativen Ergänzung (*es entspringt Streit* wie *es wird Nacht,* aber *es entspann sich ein Streit*).

Wie wir hier sahen, dass einem sinnlichen Vollverbum neben dem Prädikatssubstantiv der eigentliche Bedeutungsinhalt verloren geht, geradeso ist die Ausbildung der Hilfsverba *sein, werden* u. a. zu erklären. Die Vergleichung mit der älteren Sprache zeigt uns, dass noch andere Verba auf diesem Wege weit vorgeschritten waren, die heutzutage dem Substantiv wieder

selbständiger gegenüberstehen (vgl. M.S.F. 10, 9: *aller wîbe wünne din gêt noch megetîn* [Grimm IV S. 593], oder aus Stricker: *swelich kristen stirbet maget;* ähnliche Fügungen bei *ligen, stehen, faren* u. a.). Die Lockerung der Verbindung zwischen Verb und Prädikatssubstantiv ist hier dem Eindringen der Vergleichspartikel *als* zu danken, die seit dem 15. Jahrhundert gerade für annominative Fügungen das Bindeglied abgibt[1]).

Dieses Bindemittel wird volle Beleuchtung und den richtigen Hintergrund erst beim Akkusativ erhalten, wenn wir dort sehen, wie nach faktitiven Verbis (vgl. Luther Br. 18 S. 36, 15: *sich widderumb williglich eynen diener machen* = *formam servi accipere* gegen Luther I 187, 38: *der wil got zu eym lugener machen*) und nach Verbis wie *halten* u. a. (Luther E. 32, 226, 9: *Sölch vnsinnige verfluchte Gojim halten sie vns* gegen E. 31. 150, 12: *halten fur* vgl. S. 146) die deutsche Sprache das, was die lateinische durch die Uebereinstimmung in der Flexion ausdrückt, durch besondere äussere Mittel auszudrücken bestrebt ist. Gerade bei Luther liesse sich erweisen, wie die Präpositionen *für, zu* mit *als* in allen Verwendungen konkurrieren, bis in unserer heutigen Sprache das *als* mit Vorliebe die annominativen Fügungen in Besitz genommen hat, die dem Verbum selbständiger gegenüberstehen.

Die Uebergangspunkte von der Grundbedeutung der Partikel bis zur blossen Funktion eines Bindegliedes zwischen zwei Casus liegen bei Luther in einigen Be-

---

[1]) Vgl. St. I S. 190 ff.

legen klar vor (I 159, 31: *szo bittet er nu hie, nit das er gantz ungestrafft sein wolt, dan das wehr nit ein gut tzeichen, sunder alsz ein kind vom vater gestrafft wirdt.* VI 442, 26: *hab ich nit gewalt als einn Bapst, szo hab ich doch gewalt als einn Christen*).

Der Entwicklungsprozess wurde nun dadurch noch gefördert, dass für die eigentlichen Vergleichsfunktionen die Partikel *als* allmählich durch das neue *wie* verdrängt wurde, das sich nun aber ganz auf Fügungen beschränkt wie (Luther Br. 18. 31, 10) *Soll man die werck eynis Christen menschen ... nit anders achten, den wie die werck Adam vnd Eue ym paradisz geweszen weren.* Dadurch ist die Partikel *als* noch rascher von ihrer ursprünglichen Grundlage abgedrängt worden als durch die vielfältige Verwendung in übertragenen Funktionen.

Dass aber auch heute noch die ursprüngliche konjunktionelle Grundlage durchschimmert, sehen wir an den Abneigungen selbst der modernsten Sprache, die mit *als* angefügten Substantive in oblique Casus zu setzen, wenn das regierende Substantiv in solchem steht. Erst neuerdings ist von Erbe (S. 9) getadelt worden *das Disciplinarverfahren gegen den als preussischer Gesandter zur Disposition gestellten Grafen Limburg-Stirum.* Wir sehen hier, wo sich die historische Grundlage so deutlich noch in einer scheinbaren Unregelmässigkeit des Sprachgebrauches ausprägt, wieder klar, wie die Schulmeisterei, die solche Fälle verdammt, haltlos zwischen historischem und statistischem Standpunkte schwankt, um dann am Ende irgend einer Sprachdummheit zuzusteuern.

2. Der Akkusativ.

Um die Grundlage zu gewinnen, von der aus unsere verschiedenen Akkusativkonstruktionen Erklärung finden, darf man nicht irgend einen willkürlichen Sammelbegriff konstruieren, sondern man muss negativ von dem Rest von Substantivfügungen ausgehen, denen das Nominativsuffix als Kennzeichen des Subjekts sich gegenübergestellt hat. Wie von diesem Rest andere, vorwiegend lokale Suffixe sich mit neuen begrenzten Funktionen wieder abhoben, werden wir nachher beim Dativ sehen, für uns hier steht im Vordergrunde der Objektbegriff, der gerade im Gegensatze zum Subjektbegriff sich allmählich als Angelpunkt aller Akkusativkonstruktionen herausbildete, so dass er unseren neuhochdeutschen Akkusativ ganz in Beschlag genommen hat und die vereinzelten Reste der übrigen Funktionen sich daneben wie verwitterte Trümmer ausnehmen.

α) Der Objektsakkusativ.

Auch das Objekt steht dem Subjekt zunächst in der engeren Verbindung mit dem Verbum gegenüber, es ist eine Ergänzungsbestimmung der Verbalbedeutung. Die Art dieser Ergänzung lässt sich dem Subjekt gegenüber zunächst dahin begrenzen, dass nicht der Ausgangspunkt der Verbalthätigkeit gekennzeichnet wird, sondern eher der Zielpunkt, in den sie einmündet, der Gegenstand, die Vorstellung, die von ihr erfasst wird. Freilich die Nüancen, in denen sich gerade der letztere

Vorgang vollzieht, sind zu mannigfaltig, um von einem Begriffe wiedergespiegelt zu werden: wir müssen sie in ihren einzelnen Spielarten ins Auge fassen.

Gleich die Substantiva sinnlicher Bedeutung mögen das veranschaulichen. Wenn wir sagen: *Er zieht das Seil; er hebt den Hammer; er schlägt den Hund,* so steht das Verbum mitten zwischen zwei Substantivvorstellungen, die durch das Kausalitätsgesetz klar geschieden sind: Ausgangspunkt, Zielpunkt der Verbalthätigkeit. Sagen wir aber: *Ich höre Pferde, ich sehe Männer,* so liegen im Grunde zwei Ausgangspunkte der Verbalthätigkeit vor, ein objektiver: *Pferd, Männer,* und ein subjektiver: *Ich,* und die Wirkungen des Kausalgesetzes sind höchstens in sekundärer Form zu spüren[1]. Andererseits haben wir in Verbindungen wie *sie bäckt Kuchen; er schneidet Pfeifen* oder in *Karl isst Kuchen; er zerschneidet die Pfeife* Objekte vor uns, die durch die Verbalthätigkeit überhaupt erst entstehen, resp. vergehen. Von einem Zielpunkt kann man hier kaum mehr sprechen, denn das Ziel ist etwas ausserhalb der Thätigkeit Liegendes, während das Objekt sich uns hier als die Verbalthätigkeit in ihrer Vollendung darstellt.

Trotz aller dieser Mannigfaltigkeit ist es doch unverkennbar, dass sich der Objektsbegriff frühzeitig zu einer Kategorie ausgestaltete, die sich nach der Objektseite hin ganz deutlich auf Grund des Kausalgesetzes

[1]) Unpersönliche Ausdrücke wie *mich friert* u. a. sind deutlicher Beweis dafür, dass nicht bloss der subjektive, sondern auch der objektive Ausgangspunkt dem Subjektbegriffe nahe lag.

abhob, während sie gegen die Dativ- und Genitivfügungen, wie wir nachher noch im einzelnen sehen werden, darin sich abgrenzt, dass sie das Substantiv ganz anders von der Verbalthätigkeit erfasst und in deren Sphäre einbezogen aufweist als beim Dativ oder Genitiv, die diese Sphäre mehr nur streifen (vgl. *Dein Besuch würde mich freuen; gern möchte ich mich deines Besuches freuen; mache mir die Freude deines Besuches*).

Unter den Objekten sind persönliche und unpersönliche zu unterscheiden. Die ersteren stehen der Verbalthätigkeit ganz selbständig gegenüber, in der Art, dass sie diese von einem Ausgangspunkt auf einen Zielpunkt leiten (*er schlägt sein Weib*); unter den unpersönlichen überwiegen die Objekte, die von der Verbalbedeutung ganz absorbiert werden; manche gehen, wie wir oben sahen, bis zur völligen Komposition über (*Stunde geben, wahrnehmen*).

β) Der prädikative Akkusativ.

Neben dem Objektsakkusativ finden wir nun analog dem Nominativprädikate auch einen prädikativen Akkusativ. Unsere neuhochdeutsche Sprache hat jedoch auf diesem Gebiete nur Einbussen zu verzeichnen. Höchstens der Uebergang des alten Vokativ-Nominativs nach heissen, nennen wäre als Gewinn anzuführen, doch ist dieser schon dem frühesten Neuhochdeutsch eigentümlich.

Dagegen sind Fügungen wie *Als ich mich einen*

Fremdling sah in diesem Kreise; wo ich einen Gott mich fühlte nur noch in der Sprache der Dichter erlaubt, während sich Luther noch unbedenklich solche Freiheiten gestatten konnte (VI 121, 3: *Darnach wollen wir all deutsche Bischoff Cardinel machenn;* E. 31. 233, 31: *er wollt sich denn selbs einen teufel deuten und schelten*). Allerdings überwiegen auch bei Luther Partikeln und Präpositionen als Bindemittel; so *als,* das er gerade hier viel häufiger verwendet als unsere Sprache (VI 427, 7: *Was sie mit ablas . . . gestolen, noch stelen unnd erschinden acht ich als Flickwerck* u. a.; VI 424, 7: *das er solcher lehen viel zusammen koppelt als ein bund holtz*). Daneben finden wir *für* (E. 31. 150, 12: *sehen sie es an fur eine menschliche ordnung* u. a.) und bei Factitivis *zu* (I 187, 38: *darumb wer do nyme will ein sunder sich halten und gehalten werden, der wil got zu eym lugener machen und sich zur warheit* u. a.).

Eine scheinbare Ausnahme gewährt uns das Verbum *lehren,* wenn wir sagen: *er will mich Deutsch lehren;* hier ist entschieden ein Infinitiv (*deutsch sprechen lehren*) zu ergänzen, der dann auch weiteren Analogiebildungen zu Grunde liegt. Dieser Infinitiv wird gewöhnlich als Akkusativ aufgefasst; es liegt aber gar kein Grund vor, diesem Verbalnomen, wenn es prädikativ zu einem Transitivum tritt, ein Abhängigkeitsverhältnis zuzuweisen. Auf diesem prädikativen Infinitiv neben einem Transitivum beruhen diejenigen Fügungen, in denen die deutsche Sprache von Anfang an dem lateinischen Acc. c. Inf. entgegen kam (*Ich habe ihn gehen sehen, gehen heissen, gehen lassen*). Von hier aus haben sich vereinzelt

auch bei selbständigeren Stilisten Fügungen entwickelt, wie z. B. aus Steinhöwel (Appol. 101, 21): *des spiles kennest du dich meister sin*[1]); aber darüber hinaus zu Bildungen wie (Wyle 15, 4): *mir loblicher sin ... Mich disz ... vollbracht han* sind nur ganz sklavische Uebersetzer gelangt, wie Niklas Wyle, dem sehr mit Unrecht aus einer Litteraturgeschichte in die andere ein gutes Deutsch nachgerühmt wird.

Zu Verschiebungen giebt der prädikative Infinitiv in Fällen Anlass, wie *Wenn wir den Strauss den ersten und letzten sein liessen* (Lessing), *Lass das Büchlein deinen Freund sein* (Goethe) gegen *Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein*[2]). Das Substantiv ist hier eigentlich Prädikat zu dem Infinitiv, der seinerseits wieder als Prädikatsbestimmung neben dem Verbum finitum steht, hat also mit dem Objektsakkusativ an und für sich wenig zu thun, wohl aber steht es in begrifflichem Zusammenhang mit dem Objekt, und dieser hat wohl auch die äussere Uebereinstimmung erzielt, schon um damit die unklaren grammatischen Beziehungen zu überschleiern.

γ) Der Akkusativ in isolierten Resten früherer Gebrauchsfreiheit.

Auch hier lassen sich bestimmte Gebrauchstypen herausgreifen, die wir hier um so unbedenklicher aufstellen dürfen, als sie in der That wieder als Kristal-

[1]) Vgl. St. II S. 277, 278.

[2]) Vgl. Andresen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit Heilbronn 1887 S. 234.

lisationspunkte von Analogiewirkungen aller Art gedient haben.

Wir finden den Akkusativ bei Mass- und Verhältnisbestimmungen (*fünf Pfund schwer, einen Fuss lang, einen Zoll hoch*). Man pflegt diesen Akkusativ allgemeiner aus dem modalen Akkusativ zu erklären, während er doch neben diesem für sich eine besondere Gruppe bildet, die heutzutage noch Neubildungen veranlassen kann, während der modale Akkusativ nur noch aus Adverbialformen erschlossen werden kann (*sehr* [*viel* im bayrischen Dialekte: *die ist viel sauber*] *mehr* u. a. [1]).

Zwei weitere Gruppen reihen sich hier an, von denen hier wie auch sonst die eine aus der anderen durch Uebertragung hervorgeht, der Akkusativ des Raumes und der Zeit.

Den Akkusativ des Raumes darf man nicht vom Objektsakkusativ bei Transitivis ableiten, obwohl er in Verbindungen wie *einen guten Weg gehen* dem Objekte nahesteht und in anderen wie *Gehen Sie die Hauptstrasse oder die Friedrichstrasse?* aus Analogiewirkung eines Transitivum sich erklären liesse (*Nehmen Sie? Wählen Sie?*). Der Akkusativ ist auch hier zunächst einfach freie Ergänzung eines Verbalbegriffs. Dass er sich hier allmählich so scharf zum Ausdrucksmittel des Zielpunktes der Bewegung herausgebildet hat (*ich gehe in das Haus, ich gehe die Strasse hinab* gegen *ich gehe im Haus umher, ich gehe auf der linken Seite die Strasse hinab*),

[1]) Vgl. Braune Ahd. Gramm. § 269, wo wir sehen, dass die Akkusativformen unter allen Gebrauchsformen der Substantiva die meisten Adverbien geliefert haben.



beruht wieder auf einem Gegensatz zu einem speziellen Suffix, dem des Lokativs, der die Ruhe an einem Orte verkörperte und allmählich in den Dativ überging.

Die Raumanschauung ist die Form, in der wir den uns angeborenen Zeitbegriff allein zum Ausdruck bringen können. Noch heute im deutschen Afrika drückt die Gebärdensprache den Begriff der Vergangenheit *gestern* durch ein Rückwärtsdeuten, den der Zukunft durch Vorwärtsstrecken aus, und so beruhen auch in unserer Sprache alle unsere Zeitpartikeln, Zeitpräpositionen auf räumlicher Grundlage. Darum lässt sich auch für den Akkusativ der Zeit die räumliche Grundlage verwerten. Diese führt uns aber in eine Periode zurück, in der die Zielrichtung noch nicht als Hauptfunktion des Akkusativs herausgebildet war; unser heutiges *weil* = *die weile* ist aus zeitlich räumlicher Ruhe zu erklären. Wir finden noch bei Goethe (IV 4. 326, 2): *Knebel ist allein weg, weil mein alter Beruf mich hält.* Bewegung, zeitliches Durchmessen liegt uns allerdings nahe in Fügungen wie *ein Jahr dienen,* in denen wir durch Neubildung das Intransitivum mittels einer Zeitangabe transitivieren.

Akkusative der Zeit sind schon unseren ältesten Uebersetzern an Stelle anderer lateinischer Casus leicht zur Hand gewesen [1]), freilich unter steter Konkurrenz des adverbialen Genitivs. Wir können noch heute sagen *Donnerstag Abend* und *Donnerstag abends.* Beide Fügungen hat der Differenzierungstrieb unserer Sprache in der

---

[1]) Vgl. Matthäus -und Tatian-Uebersetzer (Braune 19, Z. 17): *uuas drî tagâ* für *fuit in ventre ceti tribus diebus.*

Bedeutung nüanciert, aber die Nüancen sind nicht ganz scharf zu fassen und in keiner Weise von den Ursachen bedingt, die Wustmann (S. 269) so selbstgefällig hineingelegt hat. Man kann sagen, der Zeitbegriff im Akkusativ umspannt mehr den ganzen Umfang, im Genitiv weniger, weshalb dort das Anfangsmoment mehr in den Vordergrund rückte. Dieser Umstand machte den Genitiv gerade für periodische Zeitangaben beliebter, weil in diesen das Anfangsmoment von grösserem Gewicht ist, während bei der Darstellung eines Einzelfalles mehr die Zeitdauer in den Vordergrund rückt.

3. Der Dativ.

Gewöhnlich wird der Dativ nach dem Genitiv dargestellt, so auch bei Grimm und Erdmann. Da aber der Dativ mit dem Akkusativ das gemein hat, dass er in erster Linie das Verbum ergänzt, während der Genitiv zunächst neben Substantiva tritt, lassen wir den Dativ doch besser gleich hier folgen und rücken damit auch den vorhergehenden Akkusativ in neue Beleuchtung.

Beim Dativ ist die Darstellung stets gern von den alten indogermanischen Casus, die im Dativ zusammengefallen sind, ausgegangen, und auch Erdmann hat für Otfrid versucht, den Instrumentalis, Lokativ, Ablativ und alten Dativ noch aus bestimmten Gebrauchsformen herauszuschälen. Wenn hier aber schon für die älteste Zeit nur unsichere Ergebnisse zu gewinnen waren, so wäre dies natürlich für unsere neue Sprache völlig aus-

sichtslos. Wohl aber sind für unseren neueren Dativ zwei dieser alten Casus als die Grundpfeiler noch zu erkennen, von denen alle Dativfügungen unserer Sprache getragen werden: der alte Dativ, der im einfachen Casus neben dem Verbum rein zum Ausdrucke kommt (*er bringt dir Blumen*), und der alte Lokativ, der neben Präpositionen unserem sonst die Richtung nach einem Ziele verkörpernden Casus allmählich die Funktion aufgedrückt hat, die Ruhe an einem Orte zum Ausdruck zu bringen (*er bringt die Blumen in der Hand*). Dass hiezu auch instrumentale Fügungen mitgeholfen haben (*er bricht die Blumen mit der Hand*), und dass in anderen der alte Ablativ noch durchbricht (*sie nimmt die Blumen aus seiner Hand*), ist ja leicht ersichtlich, da diese Casus aber in ihrer Differenzierung nicht mehr beim Casus selbst, sondern bei den Präpositionen zu behandeln sind, dürfen wir hier mit obiger kurzer Andeutung über sie hinweggehen [1]).

Neben dem Verbum [2]), wo wir den alten Dativ am reinsten vorfinden, muss uns vor allem die Abgrenzung vom Akkusativ beschäftigen. Die innere Grenzlinie zwischen beiden Casus haben wir hier schon oben dahin festgesetzt, dass der Akkusativ das Objekt voller in die Verbalsphäre eingliedert, der Dativ dagegen sie damit mehr nur streift. Auf diesem in der Anschauung begründeten Unterschied beruhen alle die scheinbaren Schwankungen und Ausnahmen, mit denen

---

[1]) Alten Ablativ haben wir vielleicht noch im Dativ bei *nehmen* u. a. ***Er nahm ihr die Blumen weg.***

[2]) Grimm IV S. 684 ff.

frühere Sprachperioden unser Erstaunen erregen, und die in unserer Zeit vor allem ein Schrecken der Schulmeister sind. Auch hier liegt ein kostbares Gut unserer Sprache vor, eine ungemeine Schmiegsamkeit gegenüber den feinsten Nüancierungen des Vorstellungsinhaltes, die freilich dem rohen, täppischen Pedanten als Regellosigkeit erscheint.

Wenn der Gote, entgegen unserem *küssen, kukjan* mit dem Dativ konstruiert, so bringt uns dieser Casus den Vorgang sinnlich viel näher als der spätere Akkusativ, und in dem mittelhochdeutschen Dativ neben *schirmen* glauben wir den Beschirmten noch vor uns zu sehen, wie er hinter dem vorgestreckten Schilde Schutz sucht.

Namentlich als geschmeidiges Mittel, Verbalbedeutungen zu differenzieren, tritt der Dativ in Konkurrenz mit dem Akkusativ. Wir *sagen eine Einladung ab;* wenn wir aber *einem Freunde absagen,* tritt eine ganz andere Art von Absage in den Vordergrund; ebenso *ahmt* man einem *ausgezeichneten Menschen* nach, während es mehr komische Figuren sind, *die* man *nachahmt.*

Aus der Verschiedenheit der Auffassung resultieren auch Unterschiede in der Analogiewirkung. Wenn neben die Frage: *Wer hilft mir?* eine zweite tritt, *was hilft es mich?* so wirkt hier die Analogie von *fördern, vorwärts bringen, nützen* u. a. mit. Aehnlich auch in *das kostet mich zwei Mark Silbers* (aus lateinischem *constat mihi*), während der Dativ die Analogie von *das kommt mir zu stehen* zur Seite hat.

Wenn also schon durch Aenderungen der Verbalbedeutung, durch Verblassen des sinnlichen Gehaltes

oder durch Ausbildung speziellerer Nüancen Schwankungen im Gebrauche des Dativs und Akkusativs entstehen, so wirken auch noch weitere Faktoren mit. Wir haben in der älteren Sprache vielfache Verbindungen des Verbum mit einem Akkusativ der Person und einem Genitiv der Sache (*Ich versichere dich meiner Freundschaft*). Nun hat auf sächliche Objekte der Akkusativ, auf persönliche der Dativ von jeher besondere Anziehungskraft ausgeübt, schon weil die einen der Verbalsphäre gegenüber weniger, die letzteren mehr Selbständigkeit bewahren, und so entstanden Bildungen wie *ich versichere dir meine Freundschaft*. So lässt z. B. Grimmelshausen im Simplicissimus in einem Satze (S. 125) den Demosthenes *des Landes verweisen* und darauf dem Solon *das Land verweisen*.

Der Dativ führt also mit Vorliebe Personen ein, auf die die Verbalthätigkeit gerichtet ist, weil Personen von solch einer Thätigkeit nicht so voll absorbiert werden wie sächliche Objekte. In solcher Weise tritt er zu *danken, trauen, vertrauen* u. a., ohne dass ein Akkusativobjekt hier nötig wäre, während beide Objekte nötig sind neben Verbis wie *gönnen, zeigen, verargen, verdenken, zumuten*.

Eine Erscheinung für sich bietet dieser persönliche Dativ als Form für eine Zielrichtung der Verbalthätigkeit, die, an sich zu deren Ergänzung nicht notwendig hervorgehoben werden muss, die sich aber okkasionell bei einzelnen Verbis festgesetzt hat, der sogenannte ethische Dativ.

Dieser Dativ begegnet zunächst in Reflexivkonstruk-

tionen: er hebt dann hervor, dass die Verbalthätigkeit am Ausgangspunkte wieder einmündet. Wie in der altsächsischen Dichtung so häufig, begegnet er auch in der freieren deutschen Poesie frühzeitig (vgl. Hildebrandslied Z. 12: *ibu dû mî ênan sagês, ik mî dê ôdre uuêt* = *wenn du mir einen sagst, weiss ich mir die andern*). In unserer neueren Sprache finden wir diesen Dativ bald in allgemein gültigen Redensarten wie *sich etwas herausnehmen; sich des Guten zuviel thun; sich einen Scherz verbitten*, bald in vereinzelter Anwendung bestimmter Stilisten (vgl. Luther VIII S. 367, 18, s. Vernaleken [II S. 83 ff.]: *Das du dir selber nit must leben*, 1. Kor. 7, 21: *Sorge dir nicht;* Goethe IV 4. 118, 8: *Dass man bey den Franzosen auch von meinem Werther bezaubert ist hätt ich mir nicht vermuthet*).

Ausserdem bezeichnet dieser Dativ den Anteil, den der Redende an der Verbalthätigkeit nimmt, oder den der Angeredete daran nehmen soll (Faust 1764: *Nur greift mir zu und seid nicht blöde;* Picc. 2131: *Der führt dir gar wundersame Reden*).

Hierauf beruht auch der Dativ, den wir im Dialekte neben dem Possessivpronomen finden. Selbst der Herzog Karl August von Weimar (Goethe IV 4. 61, 18) schreibt gelegentlich: *Lassen Sie doch Wedeln seinen drey Pferden dass Futter geben, was Sie derweil, auf 3 von meinen Pferden ersparen.* Bei der Erklärung dieser Fügung hat man mit Unrecht gerade den Dativ herausgegriffen als die auffallende und pleonastische Erscheinung, während in Wirklichkeit das Possessivpronomen diese Rolle spielt. Wir sagen unbedenklich: *Er sah*

ihm in das Gesicht; der Arzt fühlt dem Kranken den Puls; er klopft ihm auf die Schulter, weil uns die Persönlichkeit hier in erster Linie als Zielpunkt der Verbalthätigkeit vorschwebt und das Possessivverhältnis zwischen dem *Kranken* und dem *Puls* unser Interesse nicht erregt. Die lebhaftere Sprache aber, vor allem die Umgangssprache, die nicht müde wird, mit pronominalen Mitteln Beziehungen auszuprägen, bringt auch das Possessivverhältnis [1]) zu besonderem Ausdruck (*Man hat dem Bauer das Haus verkauft* und *man hat dem Bauer sein Haus verkauft*). Aehnlich liegen die Verhältnisse noch in den ältesten Belegen, die unsere Sprache für diese Fügung aufzuweisen hat (die Prosa von Tristan S. 12: *heftete sein schif an und stiez herr Tristanen seines ferr hindan* und auch im Parzival 297, 12: *noch scherpfer dan der bîn ir zagel* [2])). Wenn dann allmählich der Schwerpunkt vom persönlichen Dativ hinüber zum Possessivverhältnis rückte und der erste in übertragener Verwendung ganz zur leeren Form erstarrte, so giebt dieser Umstand doch noch keinen Grund an die Hand, die Ableitung überhaupt abzuweisen, wie Tobler in der deutschen Litteraturzeitung jüngst gegen Reis versuchte.

Die ganze Fügung ist ungemein beliebt; wir finden sie nicht nur im Oberdeutschen, wofür sie Jakob Grimm belegt, sondern auch in mittel- und niederdeutschen

---

[1]) Interessant sind hier Fügungen, über die schon Grammatiker des 18. Jahrh. klagen: *meines Bruders sein Haus.* Vgl. Bayr. Gramm. S. 539.

[2]) Vgl. Grimm IV S. 351, 352.

Mundarten, auch bei Reuter[1]) und im Westfälischen. Die romanischen Belege, die Grimm (S. 746) beibringt, und auf die Tobler sich stützt, z. B. *la femme au prestre,* sind mit Vorsicht aufzufassen, weil hier Präpositionen zwischen beide Substantiva treten, wie der schwäbische Dialekt sie auch kennt (*er ist ein Bruder zu mir*).

Zu Substantiven tritt der Dativ als Ergänzung (vgl. Grimm S. 746 ff.) erst in sekundären Weiterbildungen; ausserdem ist in vielen Fällen die einfache Anfügung nur scheinbar, denn bei mittelhochdeutschen Substantiven wie *nahgebur, vorlaufe, widerstrîte* u. a. sind es die Präpositionen, die den Dativ an das Substantiv knüpfen (s. u.). Wenn aber der Gote schreiben konnte (Mark. 2, 28): *frauja ist sa sunus mans jah thamma sabbato* (Luther: *So ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbaths*), so hat hier das Substantiv mit dem Verbum eine Verbindung eingegangen, zu der als einer Einheit der Dativ tritt.

Und aus ähnlicher Verbindung von Adjektiven mit dem Verb entsprangen Dativfügungen, die auch — aber nicht in allen Fällen — auf die attributive Funktion dieser Adjectiva mit übergingen (*Er ist mir lieb, ein mir lieber Freund*), wobei ausserdem die nahe Berührung der Participa und der Adjectiva mitwirkte: (*ein mir befreundeter Offizier,* oder gar *ein mir bekannter Journalist*). Die Adjectiva, die in dieser Weise den Dativ zu sich nehmen, sind zahlreich; Grimm hat sie in zehn Gruppen eingeteilt, die sich aber auf wenige

---

[1]) Vgl. Binz S. 51, 52.

Hauptgrundlagen zurückführen lassen: 1. lokative: *Nähe, Ferne* (3 bei Grimm); *Haft* (6 bei Grimm); Angemessenheit (5); 2. soziativ instrumentale: Gemeinschaft (7), Kunde (8); 3. rein dativische: Liebe und Hass (1); Güte, Milde etc. (2); Gleichheit (4).

Neben Präpositionen hat sich für den Dativ nun vor allem die Ruhe am Orte gegenüber dem Akkusativ, der die Bewegung nach einem Ziele kennzeichnet, festgesetzt, so dass die alte Dativbedeutung nur noch neben der Präposition *zu* Ausdruck erhält (*ich gehe zu dem Hause*). Die verschiedenen Spielarten, denen räumliche Ruhe zu Grunde liegen kann, prägen sich heute alle in Präpositionen aus, während sie früher an den Lokativ, Ablativ und Instrumentalsuffixen zum Ausdruck kamen. Auch neben den Präpositionen hat das Schwanken zwischen Dativ und Akkusativ vielfach zu Klagen Anlass gegeben. Allerdings haben wir in unserer jetzigen Sprache viele Fügungen, deren sinnliche, räumliche Grundbedeutung verblasst ist, so dass es schwer hält, zwischen dem Casus, der das Ziel einer Bewegung festhält, und demjenigen, der die Ruhe an einem Orte verkörpert, die Wahl zu treffen. Immerhin aber schimmert gerade mit der Möglichkeit, bald den einen, bald den anderen Casus zu verwenden, ein Rest sinnlicher Bedeutung durch, und unsere Sprache hat in dieser Mannigfaltigkeit ein geschmeidiges Mittel für Nüancierungen aller Art; so prägt sich in Wilhelm Tells *auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen* ein ganz anderes *Setzen* aus, als wenn hier der allgemein erwartete Akku-

sativ stünde: *auf diese Bank* (vgl. *auch mir stehst du geschrieben ins Herz gleich einer Braut*).

Zum Adverbium erstarrt, haben sich vom Dativ nur wenige Substantive in unsere Sprache herübergerettet, obwohl sie in der älteren ziemlich häufig waren (vgl. z. Bo. S. 46). Die überbliebenen kennen wir ausserdem nicht gleich wieder, so schon *wegen* und noch mehr die Formen, die unorganische Erweiterung erhalten haben: *einzeln* (aus *einzên*); *weilant* (aus *wîlôn*) u. a.

Bekannt ist aber, dass viele isolierte Dative als Nominative gefasst und von da aus in die Flexion übernommen wurden, so *Weihnachten* (*ze den wîhên nahtôn*) sodann die Länder- und einzelne Städtenamen: *Schwaben, Bayern, Preussen; — Reutlingen, Tübingen.*

4. Der Genitiv.

Der Genitiv prägt im Gegensatz zu den übrigen Casus ein Abhängigkeitsverhältnis aus, das das Substantiv nicht dem Verbum, sondern einem anderen Substantiv unterordnet. Man hat auch die Genitivsuffixe gern mit den adjektivischen zusammen betrachtet und unseren Casus den adjektivierenden genannt.

Das Abhängigkeitsverhältnis zu einem Substantive nun kann für den Genitiv verschiedenster Art sein, und es hält schwer, allgemeinere Gesichtspunkte dafür zu gewinnen. Man hat zwischen individuell gedachten Genitiven unterschieden [1]) (*der Sohn Gottes; die Schlüssel*

[1]) Vgl. Erdmann O. II § 173 ff.

des Himmels) und generell gedachten (*Mannesmuth* u. a.); andererseits hat man wieder darauf verzichtet, prinzipielle Gliederungen vorzunehmen, und vorgezogen, einfach die Hauptgruppen vorzuführen: possessiven, partitiven Genitiv und einen Genitiv, der *„anzeigt, dass das regierende Substantiv das, was es ist, in Bezug auf das abhängige ist“* [1]). Wir folgen hier am besten einer Einteilung, die wir schon oben beim Substantiv gemacht haben, und betrachten den Genitiv bei relativen und den Genitiv bei absoluten Substantiven.

α) Der Genitiv bei relativen Substantiven.

Hieher gehört das Verwandtschaftsverhältnis (*Sohn eines Kaufmanns*), das Herrschafts- und Dienstverhältnis (*Herr der Welt; Jünger des Herrn*), und endlich gehören hieher die Genitive bei Nomina agentis und actionis (*Diener des Grafen, die Einrichtung des Zimmers* und *die neue Einrichtung der Frau S.*) Wie wir sehen, handelt es sich bei diesen von einem Verbum abgeleiteten Nomina darum, ob der Genitiv das Subjekt oder das Objekt der Verbalbedeutung festhält (*König Wilhelm regierte Preussen zum Heil seiner Unterthanen* können wir umwandeln in *König Wilhelms Regierung über Preussen* und *Preussens Regierung unter König Wilhelm*).

Der objektive Genitiv bereitet manche Schwierigkeiten [2]). Eigentlich kann er nur zu Substantiven, die

[1]) Paul a. a. O. S. 126.
[2]) Vgl. Andresen S. 248—250.

von Transitivis abgeleitet sind, treten, die Analogiewirkung schiebt hier aber immer mehr Nomina actionis vor. Schon *geniessen* war ursprünglich nicht mit dem Akkusativ verbunden, wir finden aber frühzeitig: *Genuss des Weins*, ebenso *Entbehrung, Bedürfnis* u. a. Auch bei Ableitungen von Verbis, die Dativ erforderten, sehen wir Ansätze zum objektiven Genitiv, so der *Gottesdienst*, auch *Abhilfe des dringendsten Bedürfnisses*, dagegen konnten bei *Entsagung, Teilnahme* die von unseren Klassikern gebrauchten Genitive sich nicht einbürgern, und *eine Beiwohnung des Manövers* klingt feineren Ohren doch unschön. Noch schlimmer freilich sind hier Dative wie z. B. *Gehorsam dem Gesetze ist eine Pflicht* oder gar, was Andresen dem berühmten Kunsthistoriker Springer entnimmt: *nach ihrer Einverleibung dem britischen Museum*. Eine andere Analogiewirkung hat sich mehr nur bei latinisierenden Uebersetzern harausgebildet, nämlich der objektive Genitiv bei Substantiven, die nicht von Verbis abgeleitet sind; die *Liebe Gottes* ist für uns nur die Liebe, die Gott zu den Menschen hegt, nicht aber *unsere Liebe zu Gott*; wohl aber kennen wir *die Furcht des Herrn*, zu der schon O. I 1, 80: *iro forhta* [= *die Furcht vor ihnen*] ein Analogon bildet (vgl. auch *wînes durst*).

Die Ergänzung von Mass- und Verhältnisbestimmungen fügt sich im partitiven Genitive an. Wir haben aber schon oben gesehen, wie sehr dieser Genitiv heute zusammengeschrumpft ist. Wenn Goethe sagt: *Ein Glas des echten Weines*, so berührt uns das wie ein poetischer Archaismus; am häufigsten finden wir den

Genitiv noch im Plural = *eine Menge kleinerer Fahrzeuge; ein Dutzend guter Freunde.* Aber *viel, wenig, genug* u. a. wonach Schottelius noch den Genitiv fordert (S. 715) behandeln wir wie Adjektiva; sogar *nichts* wird in *zu nichts gutem* einfach attributiv gesetzt, und nur in Fügungen wie *Jemand anders* bricht der Genitiv noch durch, woneben freilich schon Schiller sagt: *ehe ich mich vor jemand anderem sehen liesse.*

β) Der Genitiv bei absoluten Substantivis.

Was bei den relativen Substantiven Verwandtschaftsverhältnis war, ist hier Abstammung, von der unser Casus auch seinen Namen hat (*der Schwabenmaier, der Steyrer Hans,* auch *die Gothaer Würstchen*). Sodann eng damit sich berührend der possessive Genitiv: *des Vaters Garten, mein Haus;* in Analogie hiezu die *Vögel des Waldes.*

Aus Analogiewirkung erklären sich auch abstrakte Verbindungen, die ein ursprüngliches sinnliches Verhältnis geradezu umzukehren scheinen; statt *langer Weg, kühler Regen,* wie die Umgangssprache allein sagen würde (Reis S. 41), finden wir die *Länge des Weges,* die *Kühle des Regens.*

Entschwunden ist der qualitative Genitiv, d. h. er ist mehr in Komposition übergegangen (*Königsschloss, Mannesmut*), denn wenn man auch sagen kann: *Schloss eines Königs, Mut eines Mannes,* so sind solche Fügungen doch seltener und mehr nach Analogie des possessiven Genitivs gebildet. Der alte Genitiv, den wir z. B. in

Gudr. 272, 2: *boten guotes willen* finden, hat sich nur in beschränkten Verbindungen erhalten (*er ist ein Schuster seines Handwerks, ein Schneider seines Zeichens,* während *er ist seiner Geburt ein Teutscher* (Schottelius S. 716) durch Präpositionalia verdrängt worden ist.

γ) Der Genitiv bei Adjektiven.

Da die Trennungslinie zwischen Substantiv und Adjektiv weniger im Bedeutungsgehalt dieser Nomina liegt als in der syntaktischen Funktion, die beide im Zusammenhange des Satzes ausüben (s. S. 167), kann die genitivische Ergänzung auch eines Adjektivs nicht überraschen. Unter den relativen Adjectivis haben sich aber immerhin bestimmte Gruppen herausgebildet, die beim Substantiv nur sekundär hervortreten; so lässt sich ein Genitiv der Anteilnahme feststellen, der schon die althochdeutschen Uebersetzer bestimmt, ein lateinisches plenus mit Ablativ in foll mit Genitiv zu verwandeln (*die Wiese ist voll wilder blumen*). Dem gegenüber kennzeichnet sich eine andere Gruppe durch das Streben nach einer Anteilnahme (*gierig, fähig, wert* u. a.), während die Befreiung von der Anteilnahme eine andere Gruppe zusammenfasst (*ledig aller Pflicht hört der Bursch die Vesper schlagen*).

Ausserdem tritt auch das Objekt eines Verbum, wenn dieses durch die Partizipialform hindurch in die Kategorie der Adjectiva übergeht, stets im Genitiv an (vgl. bei *bewusst, gewiss, kundig, mächtig* u. a.).

Neben absoluten Adjectivis haben sich keine so

deutlich abgegrenzte Kategorien des Genitivs herausbilden können, darum sind die älteren Fügungen, wie wir sie noch im mittelhochdeutschen *grâ des hâres*, *goldes rôt*, *halmes breit* u. a. vorfinden, untergegangen, resp. sie können einer vermittelnden Präposition nicht mehr entbehren. Auch Verbindungen, die in der Substantiv- und Verbalklasse Analogien zur Seite hatte, sind dadurch nicht gestützt worden; so können wir auch *frô* nicht eigentlich mehr mit dem Genitiv verbinden.

δ) Der frei bestimmende Genitiv.

Dagegen ist der frei bestimmende Genitiv, der all diesen Fügungen zu Grunde liegt, in Adverbialbildungen aller Art noch zu fassen. Lebendig wirksam und der Neubildungen fähig ist allerdings der Genitiv nur noch für Zeitbestimmungen „abends", *morgens*[1]) u. a. aber allerdings nicht mehr *dieses Nachmittags*.

In Isolierung liegt nun aber die Genitivform der verschiedensten Bestimmungen vor: von Substantiven: *flugs*, *rings* (Schottelius S. 663), *schlechterdings* aus *schlechter Dinge, der Art, jenseits, diesseits, aller Orten* u. a.; von Adjektiven: *rechts*, *links*, *anders*, *langs und breits*, *weiters*, *stets*, *einst* (mit unorganischem *t*); von Pronominalformen: *des*, das in der älteren Sprache sehr beliebt, in der neueren dagegen nur noch in Zusammensetzungen erscheint: *desto, deshalb, desgleichen*.

Auch Verbalnomina werden im Genitiv zu Ad-

[1]) Vgl. *nachts*.

verbien umgebildet: 1. In Infinitivform: *fangerles* (*fangens spielen*) u. a. Hier wird das Adverbium noch wie ein flektierter Casus des Substantivum aufgefasst, wie auch in unserem *nichts* der adverbiale Charakter verwischt ist. 2. In Partizipialform: *anfangends, anhebends* ist ausgestorben, und Verbindungen wie *währendes Tages, währender Arbeit*, die noch Goethe gebrauchte [1]), haben ein Adverbium *während* losgelöst.

Neben Präpositionen kennt unsere Sprache den Genitiv nicht; alle scheinbaren Ausnahmen zeigen uns den Genitiv abhängig von einem Nomen, wie *jenseits der Brücke, infolge eines Schlagflusses, trotz* seiner Versicherung u. a. Manche dieser aus Nominibus gebildeten Adverbia werden aber so sehr als Präpositionen gefühlt, dass sie anfangen, den Dativ zu sich zu nehmen, so *wegen, trotz* u. a.

Der Genitiv bei Verbis ist eine sekundäre Erscheinung, zu der aber mehr Uebergänge hinleiten, als man gewöhnlich annehmen will. Wenn wir gerade in den eben besprochenen adverbialen Isolierungen einen Genitiv gefunden haben, der mehr zum ganzen Satze als zu einem Nomen bestimmend hinzutritt, so ist schon von hieraus eine engere Verbindung auch mit dem Verbum gegeben (vgl. *eines Todes sterben, eines Kindes genesen*). Ausserdem finden wir gerade unter den Verbis soviel Ableitungen aus Nominalstämmen, und vielen Verbis ist mit einem Sub-

[1]) IV 4, 169, 7: *bitte Sie währender Arbeit mir immer manchmal was zu melden.*



stantiv oder Adjektiv wenigstens dieselbe Wurzel gemein. Auch diese Beziehungen mussten zu Uebertragungen aller Art führen. Wenn Grimm (s. S. 646) bemerkt, dass der Genitiv mehr bei intransitiven Verben, der Akkusativ bei Transitivis stehe, so müssen wir damit zusammenhalten, dass die Intransitiva eine besonders stattliche Reihe von Nominalableitungen enthalten (vgl. *ermangeln eines Dings, entraten, begehren*). Und wo wir bei einem Transitivum den Genitiv finden, steht dieser neben einem persönlichen Akkusativsobjekt und weist ebenfalls auf eine Nominalableitung zurück (*jemanden keines Blickes würdigen;* vgl. *anklagen, berichten, beschuldigen, berauben, entledigen, sich befleissigen*).

Und auch andere Verba gehören Bedeutungskategorien an, die wir oben angetroffen hatten; so führen Verba wie *des Besitzes walten* (vgl. *pflegen, harren, warten*) auf Anteilnahme und Besitz zurück, *entbehren, brauchen, genesen* (einer Krankheit), *sich begeben, sich enthalten* auf die Entbindung von der Anteilnahme. Gerade bei der letzteren Gruppe hatte sich ausserdem ein Parallelverhältnis von Genitiv und Akkusativ, sächlicher und persönlicher Ergänzung der Verbalthätigkeit herausgebildet, das wiederum zu Neubildungen anlockte und namentlich die sächlichen Objekte neben persönlichem Dativ in den Genitiv herüberzog: *jemandem etwas berichten* wird somit zu *jemanden einer Sache berichten.* Neben dieser Verschiebung kommt aber auch die umgekehrte vor, wie wir bei unpersönlichen Fügungen (Luther: Matth. 15, 32: *Es jammert mich des volkes*) das Genitivobjekt in den Nominativ übergehen sehen (Götz

181: *Wie jammert mich das edle Herz*[1]); vgl. dagegen bayr. Gramm. S. 579: *mich dauert seiner;* S. 583: *mich jammert des volkes*).

Im übrigen hat der Genitiv von allen Casus am meisten an Terrain verloren. In den Dialekten wird er, ausser in Isolierung, fast gar nicht mehr verwandt, die Schriftsprache hat den partitiven zum Akkusativ abgeschliffen, den possessiven durch die Präposition „von" eingeengt, die auch die Abstammung gern kennzeichnet (*der Herr vom Hause, ein Bote von Karl, Moden von* oder *aus* Frankreich). Auch der objektive Genitiv ist durch Präpositionen stark bedrängt, die denn auch neben Verbis eine Reihe der beliebtesten Genitivfügungen allmählich aufgezehrt haben (*sich erinnern an, gedenken an, harren auf, begierig auf* [dialektisch *vergessen auf*], *lachen über, spotten über*).

Am sinnfälligsten hat die Gruppe, in der eine Lösung der Teilnahme vorbricht, am Genitiv festgehalten.

---

[1]) Vgl. Vernaleken II, S. 59—60.

III. Das Adjectivum.

Wir haben oben bemerkt, dass das Adjectivum vom Substantivum weniger durch den Bedeutungsgehalt als durch die syntaktische Funktion sich abhebe; wir werden diese Andeutung hier im einzelnen auszuführen haben. Schon die überraschend zahlreichen Uebergänge der einen Kategorie in die andere spricht für diese Annahme; ausserdem aber ist die ganze Konstruktion des Genitivs mit ihren meisten Funktionen nur eine Form, um den Bedeutungsgehalt des Substantivum für bestimmte syntaktische Zwecke zu differenzieren. Das Substantivum verkörpert, das Adjectivum kann nur kennzeichnen; das eine umfasst gewissermassen drei Dimensionen, das andere nur zwei. Der *König* ist eine Vorstellung, die in unserem Bewusstsein greifbare Gestalt annimmt; in *Königsschloss* verflüchtigt sich alles, was substantiell am Begriffe *König* ist. Statt der Substanz bleibt ein Symbol übrig, das dazu dient, das Substantivum *Schloss* zu kennzeichnen, gerade wie das von König abgeleitete Adjektiv königlich.

Umgekehrt aber kann auch das Symbol für die Sache selbst, das Kennzeichen für den Träger der Kenn-

zeichnung, gesetzt werden, und hierauf beruht in erster Linie die ungemein häufige Substantivierung des Adjektivs. Vor allem lebende Wesen, die mittels eines hervorstechenden Zugs ihrer Gestalt, ihres Gebarens im Bewusstsein festgehalten werden, pflegen mittels dieser Eigenschaft auch gekennzeichnet, benannt zu werden; hierauf beruht der grössere Teil der Ruf- und Geschlechtsnamen (*Bertha* [die *Glänzende*] u. a., *Roth* in Norddeutschland *Rothe* u. a.).

I. Das attributive Adjektiv.

Wir haben gesehen, wie in der engen Verbindung mit einem Substantiv der eigentliche Adjektivcharakter sich herausgebildet hat, und neben dem Substantiv müssen wir das Adjektiv auch in erster Linie aufsuchen. Man nennt das die attributive Funktion des Adjektivs. Hier hat es auch die im Deutschen sonst so sehr verkümmerte Kongruenz (flexivische Ausgleichung derjenigen Satzteile, die in bestimmten Beziehungen stehen) zu voller Blüte gebracht. Das Adjektiv nimmt in allen Fällen, wo es attributiv neben einem Substantiv steht, die Suffixe an, mit denen das Substantiv Genus, Numerus, Casus differenziert. Die Formenlehre zeigt uns allerdings, dass einige dieser Suffixe gerade beim adjektivischen Attribut nicht dem Substantiv, sondern dem Pronomen entlehnt sind (zu grosser Freude = der Freude, zu grossem Leide = dem Leide), aber trotzdem ist in der sogenannten regelmässigen Dekli-

nation des Adjektivs das Substantivsuffix das Ausschlaggebende.

Unsere Sprache hat aber neben der ersteren, der starken Deklination noch eine zweite sogenannte schwache, die unter ganz bestimmten Bedingungen an Stelle der ersteren tritt (*grosser Mann, grosse Thaten; der grosse Mann, der alle diese grossen Thaten vollbracht hat*). Die Formenlehre zeigt uns, dass es eigentlich nur ein weiteres Suffix ist, das, zwischen Nominalstamm und Flexionssuffix tretend, diese Endungen der schwachen Deklination entwickelt hat, und die vergleichende Sprachwissenschaft hat uns gelehrt, dieses Suffix als ein Mittel der Substantivierung aufzufassen [1]).

Daraus erklärt sich auch, warum die schwache Flexion des Adjektivs regelmässig neben dem Artikel eintritt, denn gerade die lebhafte Kennzeichnung eines Individuums durch eine hervorstechende Eigenschaft hat die Substantivierung von Adjektiven in erster Linie zur Folge, und solch lebhafte Kennzeichnung wird sich auch in den seltensten Fällen ohne Zuhilfenahme pronominaler Mittel vollzogen haben.

Allerdings zeigt uns schon die älteste Stufe unserer Sprache die Verhältnisse nicht mehr ganz rein, und wenn auch gerade Formen wie *blinda sums* [2]) (Ulf. Luk. 18, 35) oder *sô man einigen skal* (für *einigem* O. IV 29, 34) begegnen, so finden wir doch schon bei Ulfilas auch

---

[1]) Reste sind in all den Eigennamen auf „e" erhalten: *Schwarze, Kahle* u. a., vgl. Osthoff Forschungen II S. 119 ff. 138 ff. und im Feuilleton der Frankfurter Zeitung 23. Oktober 1891.

[2]) Vgl. Erdmann S. 41.



einen Beleg wie Luk. 6, 39: *ibai mag blinds blindana tiuhan*[1]). Aber die schwache Flexion hat sich gerade in der Mehrzahl von isolierten Substantivierungen erhalten, und unsere Geschlechtsnamen weisen mit *Braun, Schwarz, Roth* gerade so gut auf sie hin als mit *Braune, Schwarze, Rothe;* ebenso liegt sie in Titeln wie *Herr* (*hêrre*), *Fürst* (*vuriste*), in Redensarten wie *selbdritt* u. a. vor.

Ob die Kategorien, denen die ältere Sprache die schwache Flexion ganz eingeräumt hat, der Komparativ, Superlativ (hier schon im Gotischen Ausnahmen), die Ordinalzahlen, das Participium Praesentis (hier schon im Gotischen der Nominativ Singularis stark flektiert), diese Ausnahmestellung nicht auch einer grossen Annäherung an das Substantiv zu danken hatten, ist so sicher nicht mehr zu entscheiden; jedenfalls aber ist das Festkleben der schwachen Form am Vokativ aus diesem Gesichtspunkt zu beurteilen. Ein Rest liegt hievon noch in unserem *lieben Leute* vor, gegen das Wustmann S. 48 so unverständig loszieht. Sonst ging die Entwicklung unserer Sprache dahin, die beiden Flexionsformen ganz unabhängig von Bedeutungsgruppen bei allen Adjectivis nach mehr äusseren Bedingungen zu regeln.

Die vielfachen Schwankungen, die der Doppelgebrauch zweier Flexionsformen durchmachte, bis sich die eine neben dem Artikel, die andere ohne Artikel vor dem Substantiv festsetzte, gehört der älteren Syntax an[2]);

---

[1]) Vgl. Erdmann S. 34.

[2]) Vgl. z. Bo. S. 12—18.

wir werden daraus mit Nutzen namentlich die Thatsache entnehmen, dass die einzelnen Casus bestimmter Adjectiva und ebenso ganze Casus überhaupt sich verschieden verhalten. Sonst ist für die neuhochdeutsche Syntax hervorzuheben, dass sie den Doppelgebrauch im wesentlichen nach der Auffassung regelte, die schon Schottelius (S. 325) aussprach: *„Ein guter Mann ... der gute Mann ... Die Uhrsache dieser Regel ist, weil man das Geschlechte des Nennwortes stracks anfanges aus dem Geschlechtworte der, die, das, abnehmen kann. Zum anderen, weil durch die oftmalige Wiederholung des „r“ und „s“ die Wörter scheinen etwas hartlautend zu werden“*, und S. 701 zu *Gutes Mutes sein ... Guter Dinge sein: „Es wird das Geschlechtswort oftermals also übergangen, dass die Endung, oder letzter Buchstab desselben, hinten an sein folgendes Haubtwort gesetzt werde, und wird also das Nennwort, oder Mittelwort verändert in die Endung des ausgelassenen Geschlechtswortes.“*

Von dieser Auffassung aus hat die neuhochdeutsche Grammatik den Flexionsgebrauch des Adjektivs so ziemlich geregelt, nur der Genitiv Singularis hat die Endung *es* allmählich zu gunsten des *en* vertauscht und die *Schauer körniges Eises* im Faust berühren uns heute fremdartig. Im vorigen Jahrhundert standen beide Formen noch nebeneinander, ja Adelung hatte die schwache Form in der Vorrede zu seinem Lehrgebäude (S. XXXV) gegen einen Rezensenten zu verteidigen, dem er es aber aus dessen eigener Sprache nachweist. Ausserdem besteht in zwei Fällen auch heutzutage noch starke Verwirrung.

Der erste betrifft das substantivierte Adjektiv neben dem Personalpronomen. Die ältere Sprache hielt hier an der schwachen Flexion fest, die neuere flektiert verschieden: *Ich Armer, mir Armen, uns Arme* (Akkusativ), *uns Armen* (Dativ). Also im Nominativ Singularis und im Accusativus Pluralis starke, in den übrigen Casus schwache Flexion. Der Grund ist leicht einzusehen: *Ich Arme* hätte in unserer neueren Sprache die Vorstellung eines Femininum hervorgerufen, *uns Armen* die des Dativs. Also das Bedürfnis, das Genus hervorzuheben, Akkusativ und Dativ zu differenzieren, hat beide Ausnahmen entwickelt, und es ist nur natürlich, wenn diese wieder weitere Neubildungen hervorrufen und zu einem: *Ich Deutscher, uns Deutsche* auch ein Nominativ Pluralis von der starken Form gebildet wird: *Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt,* was Wustmann S. 49 unter dem Jubel der Schmutzpresse zu den Sprachdummheiten rechnete.

Der zweite Fall betrifft die Häufung mehrerer Adjektiva [1]). Wir können sagen: *Mit gutem altem Wein* und *mit gutem französischen Weine.* Die Schwankungen sind ganz entschieden zunächst aus der Abneigung vor dem Gleichklang entstanden, die ja auch Schottelius gefühlt hat. Der Gleichklang mag ausserdem besonders da gestört haben, wo beide Adjectiva nicht gleichwertig sind, nicht in gleichem Verhältnis zum Substantiv stehen, daher z. B. *aller guten Dinge sind drei,* woraus Wustmann irrtümlich die Regel ableitet, dass die Zahlworte

---

[1]) Vgl. Erdmann S. 45.

schwache Flexion nach sich ziehen. Die Verschiedenwertigkeit der Adjektiva als Grund für die Verschiedenheit der Flexion ist von der Theorie oftmals ausgesprochen worden, in der Praxis aber nicht immer befolgt worden.

2. Das Adjektiv als Prädikat.

Die prädikative Verwendung des Adjektivs ist wohl erst eine sekundäre, sie hat aber, wie wir oben schon beim Substantivum sahen, eine ungemeine Verbreitung gewonnen und vielen Verbalbedeutungen das Mark ausgesogen, so dass die Verba zur blossen Form herabsanken. Neben dem Adjektivprädikat ist ja der Kreis der Verba lange kein so beschränkter als neben dem Substantiv, wobei freilich die Grenze zwischen Adjektiv und Adverbium neuhochdeutsch schwer mehr zu ziehen wäre.

Denn das prädikative Adjektiv strebt im Deutschen keine formelle Uebereinstimmung mit dem Subjekt an, wie das attributive. Die ältere Sprache hat auch hier Ansätze gezeitigt, die sich aber nicht halten konnten; nur wenn wir sagen: *Der Baum steht voller Blüten; die Wiese liegt voller Blumen,* machen wir von einem Rest alter Prädikatsflexion[1]) Gebrauch, die, als ihre Grundbedeutung verblasst war, ebenso leicht auf das

[1]) Noch im 18. Jahrh. hatten die oberdeutschen Sprachlehren solche Prädikatsflexion zu tadeln, so auch die kurbayrische S. 495: *in diesem Falle flicken einige die Syllbe er an das Adjectiv: sie sprechen z. E. ich bin unbekleideter aus dem Zimmer gelaufen.*

Femininum überging, als man in gewissen Dialekten ein *über sich, für sich* (*übersche, fürsche*) auf die erste und zweite Person übertrug. Die Uebertragung ging um so leichter vor sich, als man bald einen Komparativ, bald eine Assimilation an den Genitiv Pluralis in diesem *er* erblickte.

Das prädikative Adjektiv tritt nicht bloss zum Subjekt, sondern auch zu Objekten, wo die prädizierenden Substantiva ganz ausgestorben sind (*den Krug voll machen; den Kranken gesund heilen* u. a.[1]).

Es giebt Adjectiva, die nur prädikativ gebraucht werden können; sie sind meist frühere Substantiva (s. S. 112, aber *mit heiler Haut; einen wehen Finger*) oder frühere Participia (*zugethan, unterthan, getrost* [aber *getrosten Mutes*], *bereit*) oder Adverbia (*die Thür ist zu;* daneben im Dialekt eine *zuene Thür, ein abber Finger, ein hinener Stuhl* [*der Stuhl ist hin*]). Auch Zusammensetzungen widerstreben dem attributiven Gebrauch (*gewahr, abhold, ansichtig, ausfindig, anheischig, habhaft, teilhaft, handgemein, verlustig*). Endlich gehören hieher von einfachen Adjectivis: *brach, kund, nütze, quitt;* schwankend *gar, irre, quer, flügge.*

3. Die Adjectiva als Ausdrucksmittel.

Auch die Adjectiva zerfallen in absolute (Stoffbezeichnungen: *steinig, eisern;* Formbezeichnungen: *rund;* negative Ausdrücke: *unfähig*) und in relative (*fähig, begierig* u. a.).

---

[5]) Erdmann S. 28—30.

Die Ergänzungen des Adjektivs haben wir bei den Gebrauchsformen des Substantivs kennen gelernt, den Dativ für persönliche Ergänzungen (*mir lieb*), den Akkusativ für Massbestimmungen (*einen Fuss breit*), während der Genitiv stark eingeschrumpft ist, und dem Akkusativ (vgl. Paul Princ. S. 242, 243) oder Präpositionalbestimmungen Platz gemacht hat. Auch Adverbia treten zum Adjektiv, meist gradbestimmender Art: *sehr schwer,* selten rein modal: *so stark,* aber nicht leicht *ähnlich stark.*

Uebergänge der absoluten Adjectiva in relative finden durch Komparativ und Superlativ statt [1]), obwohl die poetische Sprache auch diese Steigerungsformen absolut verwendet, so vor allem Klopstock (vgl. Erdmann S. 46: *Gleich dem beseelteren, schnelleren Jauchzen des Jünglings*). Auch die Superlative erhalten im Verkehr absoluten Wert: *Verehrtester,* vgl. *liebste Zeit.*

Nicht alle Adjectiva können Steigerung erfahren; so führt schon Schottelius hier auf (S. 249): *link, tot, eiseren, höltzeren, steineren, gülden, fichten, kupfferen,* also vorwiegend Stoffbezeichnungen, denen auch noch Farbebezeichnungen wie *blau* etc. und ein Begriff wie *wahr* an die Seite zu stellen wären. Wenn hier Komparation eintritt, so geschieht dies unter Veränderung des Inhaltes (*blauer als grün*), oder sie ist nicht ernst gemeint (*wahrer als wahr kann nichts sein*).

Relative Adjectiva werden zu absoluten: *fähig, begabt;* vor allem durch Negierung: *unpassend.*

---

[1]) Vgl. Erdmann S. 45 ff.

4. Die Adverbialformen des Adjektivs.

Schon bei den Casus des Substantivum hatten wir auch Adjectiva und pronominale Formen in adverbialer Isolierung gesehen; daneben hat aber das Adjectivum eine eigene Form, in der es jedes Wort zwischen Flexionsformen und Adverbialform wechseln lassen kann. Die Adverbialform kann alle syntaktischen Funktionen im Satze ausüben, nur die attributive nicht; sie kann das Substantiv nicht ergänzen (*Hans geh gerade!* oder *gerade Hans!* wie auch in *gerade Hans ist der schlimme* nicht eine Ergänzung des Substantivs, sondern ein Satzbindemittel liegt). Wustmann kämpft daher mit Recht gegen die *teilweise Erneuerung* (S. 212).

Die Adverbialform des Adjektivs ist syntaktisch nicht von grosser Bedeutung, während die adverbialen Isolierungen als Präpositionen, Pronominal- und sonstige Bindepartikeln uns noch weiter fesseln werden. Zuerst aber müssen wir die Stellvertreter des Substantivs und Adjektivs, die Pronomina, ins Auge fassen.

IV. Das Pronomen.

I. Allgemeines.

Die Pronomina sind schon in den vorigen Abschnitten teilweise mit herangezogen worden; wir hatten das Personalpronomen in seinen Hauptfunktionen beim Verbum (s. S. 13—17) kennen gelernt, wo auch das Pronomen reflexivum abschliessend dargestellt wurde (s. S. 31 bis 33), die Personenverschiebung hatten wir in ihrer hauptsächlichsten Form bei der Oratio obliqua (S. 78 ff.) beobachtet, während andere Erscheinungen, wie die Uebertragungen einzelner Formen in Fügungen, denen verwandte zugehören, an anderer Stelle gelegentlich mit einbezogen wurden. Auch das Substantivum gab uns Gelegenheit mit dem Artikel dem Pronomen Demonstrativum näher zu treten, so können wir denn hier beim Pronomen selbst über die oben berührten Erscheinungen kurz hinweggehen. Auch die Abgrenzung von anderen Wortklassen beansprucht für systematische Darstellungen wie diese weniger Raum. Während es bei stilistischen Beobachtungen eines einzelnen Schriftstellers grossen Reiz gewährt, zu verfolgen, wo er auf Substantiva mit Wieder-

holung oder Variation des Substantivums zurückdeutet [1]), lässt sich hier nur sagen, dass die Volkssprache und die Umgangssprache einen ganzen Ballast von Substantiven, namentlich Appellativis und Geschlechtsnamen mit herumschleppen, den der gewähltere Stil mittels einfachen Pronomens über Bord wirft. Allerdings sind diese Substantiva nicht immer bloss Ballast, sondern sehr oft auch der Ausfluss der lebhaften Anschaulichkeit mit der sich die betreffenden Vorstellungen dem Bewusstsein des Redenden aufdrängen. Darum nimmt auch die poetische Sprache von alters her an dieser Neigung teil: für das altgermanische Epos vgl. Heinzel Quellen und Forschungen X S. 4; für die altertümlichen Bestandteile des Nibelungenliedes vgl. Henning Quell. Forsch. XXXI S. 132.

Numerus und Genus verlangen auch beim Pronomen ein paar Worte.

Der Plural spielt in der Höflichkeitsform eine grosse Rolle, er hat zuerst das Pronomen der zweiten Person in dieser Weise ergriffen (alt- und mittelhochdeutsch [2]) und später vom 17. Jahrhundert ab auch von der neu aufgetauchten dritten Person Besitz genommen. Ausserdem erhält im Plural selbst das Personalpronomen

---

[1]) Vgl. St. I S. 174. Vgl. Luther Pr. S. 21. Vgl. Rannow zu Isidor S. 124.

[2]) Vgl. Grimm IV S. 298 ff. Er hält sich aber auch noch später, so gelegentlich im Simplicissimus, obwohl dort das *er* überwiegt, ja vereinzelt auch schon in den Plural gesetzt wird: 196, 10 *so hätte ich nicht Ursache gehabt, E. Wohl. Ehrw. ihren Speck zu stelen, worebey sie vermuthlich sehr erschröckt worden.*

eine indefinite Nüancierung, wie schon die althochdeutschen Uebersetzer dicitur gelegentlich mit *sie sagent* übersetzen.

Unter den Genera hat das Neutrum im Deutschen ganz besondere Verwendungen ausgebildet. Als die allgemeinste und wenigst bestimmte Form pronominalen Hinweises entspricht es so ganz einer früh hervortretenden Neigung unserer Sprache für das Halbdunkel. Wo der Lateiner nicht müde wird, alle Beziehungen durch sorgfältige Uebereinstimmung der Flexion klar und scharf hervortreten zu lassen, begnügt sich unsere Sprache mit möglichst unbestimmten Andeutungen, die wie ein Schleier die Formen verhüllen, um sie ahnen zu lassen. Gleich im Hildebrandsliede sind die Worte (Z. 24. 25) charakteristisch: *sîd Dêtrihhe darbâ gistuontun fateres mînes. dat uuas sô friuntlaos man,* und noch bezeichnender ist es, wenn selbst der Tatianübersetzer (3, 8) einem lateinischen *hic mensis est sextus* ausweicht mit *thiz ist thie sehsto mânôd* vgl. auch Isidor 21, 31: *Huuer ist dhanne dhese man dher dhâr scoldi chiboran uuerdan! chiuuisso ist izs dher hôhisto endi druhtin* = *Quis est iste vir scilicet excelsus et dominus.*

So war unser Neutralpronomen befähigt, neben Verbalformen, für die kein Subjekt zu erkennen war, dieses zu vertreten, so bei den unpersönlichen Verbis [1]) und ebenso seit der mittelhochdeutschen Zeit dem Subjekt vorauslaufend Verba einzuleiten, die den Satz

[1]) Vgl. Otfrid III 20, 60: *sô iz gizam* neben III 17, 55: *sô zam.*



eröffneten: Nib. 2, 1: *ez wuohs in Burgonden ein schoene magedîn* u. a.

Diese nur dem Deutschen eigene Verwendung unseres Pronomens erhält ihre Beleuchtung aus zwei anderen Fügungen. Einmal werden Substantivsätze aller Art, wenn ihr Inhalt dem Bewusstsein des Redenden als abgeschlossene Einheit eingeprägt ist, ohne dass er das Bedürfnis fühlt, ihn dem Hörenden besonders nachdrücklich ans Herz zu legen, mit vorlaufendem Personalpronomen eingeführt (vgl. *Ich will ihm sagen, dass er schweigen soll; ich wills ihm sagen, dass er schweigen soll* und *das will ich ihm sagen, dass*). Wenn nun solches *es* vor Subjektsätze trat, war der Anstoss zu einem Vorläufer des Subjektes gegeben, vor allem in Sätzen wie *es ist unrichtig, dass; es ist ein Gerücht, dass; es geht ein Gerücht, dass.* Ausserdem hat das Neutralpronomen neben Verbis aller Art, die Grimm D.W.B. III 1118 bis 1125 aufzählt die sinnliche Bedeutung verloren und ist zur blossen Form geworden (vgl. M.S.Fr. 25, 8: *der guote gruoz der vreut den gast, swenn er in gât. vil wol dem wirte, daz in sînem hûse stât, daz er mit zühten wese frô und bietez sîme gaste sô, daz in der wille dünke guot*). Wir verstehen in allen diesen Fügungen das Pronomen *ez* erst recht, wenn wir an die relativen Verba und Nomina zurückdenken, die mit bestimmten Worten so enge Verbindungen eingehen, dass diese immer stillschweigend zu ihnen gedacht werden auch ohne ausdrückliche Ausprägung (Uebergang von relativen Worten zu absoluten). Das Pronomen vertritt hier eine Art von Mittelstufe, zeigt aber gerade dadurch die vollkommene Austrock-

nung seines Bedeutungsgehaltes, weshalb es sich als Subjektvorläufer vor allem vor solchen Verbalformen empfahl, die in anderem Falle fälschlich den Eindruck der Inversion gemacht hätten.

Die Ellipsen des Pronomens, die in der älteren Sprache so ungemein häufig waren und mit denen, wie wir sahen, die Erklärung verschiedener syntaktischer Erscheinungen zu rechnen hat, spielen für die neuere Syntax keine Rolle mehr, so breiten Raum sie auch noch bei Luther einnehmen (vgl. Luther Pr. S. 11—21. S. 31). Vor allem für diejenigen Ellipsen, die wir oben nicht gestreift haben, die Ergänzung in neuem Casus, hat unsere Sprache gar keine Neigung mehr, und frühzeitig hat sich in die Bibeldrucke an Stelle der Lutherschen Ellipse das Pronomen eingeschoben, so für 2. Timoth. 4, 18: *wird mich erlösen von allem Vbel vnd aushelffen,* jetzt *und mir aushelfen,* ebenso 1. Sam. 28, 17, Jes. 65, 17 u. a.[1]).

Andererseits ist die pleonastische Verwendung des Pronomens, vor allem des persönlichen Pronomens mehr ein Notbehelf der poetischen Sprache, um den Wechsel von Hebung und Senkung herzustellen (*die Kinder sie hören es gerne,* vgl. Erdmann S. 48), während andere Belege wie Schillers *die Treue, sie ist kein leerer Wahn,* einem ganz anderen Gebiete angehören, den Stilmitteln der Poesie, die einzelnen Begriffe dadurch hervorhebt, dass sie sie ganz ausserhalb des Rahmens des Satzes stellt.

---

[1]) Vgl. Wetzel Die Sprache Luthers, Stuttgart 1859 S. 108.

Was für unsere Darstellung an den Pronomina besonders interessiert, ist ausser der Bindefähigkeit, die die Pronomina überhaupt und im einzelnen für das Satzgefüge entwickelt haben, das Verhältnis der einzelnen Formen untereinander.

2. Personal- und Demonstrativpronomen.

In erster Linie kommt hier der Gegensatz zwischen Personalpronomen und dem Demonstrativum in Betracht. Dieser Gegensatz kommt nur bei der dritten Person, d. h. den Personen und Vorstellungen, die der Redende sich selbst und dem Hörenden als etwas Drittes gegenüberstellt, zum Vorschein. Für die eigene Person und für den Angeredeten dagegen gebraucht der Redende oder Schreibende immer die gleichen pronominalen Bezeichnungen, die deshalb zu syntaktischen Anmerkungen, wenigstens durch die Mannigfaltigkeit der Formen, keinen Anlass geben.

Anders die dritte Person, die den beiden anderen schon dadurch gegenübersteht, dass sie auch unpersönliche Vorstellungen in den Kreis ihrer Vertretung zieht. Das Personalpronomen ist hier stark bedingt durch eine Konkurrenz der mannigfaltigsten Formen, die im Entwicklungsgange unserer Sprache immer mehr Terrain gewonnen haben.

Während unsere althochdeutschen Uebersetzer nicht nur den einfachen lateinischen Verbalformen der dritten Person gegenüber im Deutschen das Personalpronomen als Subjekt voranstellen, sondern auch die verschiedenen

Casus von *is, ipse, ille* damit wiedergeben, würde ein neuerer Uebersetzer in den verschiedensten derartigen Belegen das Demonstrativpronomen einsetzen. Die ersten Ansätze allerdings zu diesen Uebergriffen des Demonstrativum waren schon in der älteren Sprache vorhanden und im wesentlichen sind es drei Uebergangspunkte, von denen aus die Verschiebung sich vollzog.

Persönliche und unpersönliche Vorstellungen, wenn sie auch als Subjekt gemeinsame Wege gehen, weil der ganze Subjektbegriff auf einer Art von Personifikation beruht, haben doch in den obliquen Casus allerlei Ansätze gezeitigt, um eine innere Verschiedenheit auch äusserlich zum Ausdrucke zu bringen, und hiezu werden mit Vorliebe Demonstrativformen benutzt.

Vor allem der Dativ, der Hauptträger persönlicher Beziehungen, liess das Personalpronomen als ungeeignet für die Vertretung sächlicher Substantiva erscheinen und hier war es besonders die Form *imo,* die sich schon bei den althochdeutschen Uebersetzern dagegen sträubte. Freilich solche wie der des Tatian liessen sich auch hier von der lateinischen Vorlage leiten [1]), aber wo die Vorlage nicht hindernd in den Weg trat, zeigen auch sie, wohin die deutsche Sprache hier zielt. Wenn der Tatianübersetzer vom Samariter berichtet (128, 9) *bant sînâ vvuntûn, gôz thara ana oli inti uuîn* (*alligavit vulnera ejus infundens oleum et vinum*) so führt eben auch er jene Präpositionalverbindungen der Partikel *da* (*thara*) ein, die freiere Uebersetzer auch gegen lateinische Per-

1) Vgl. 121, 1; 124, 1; 135, 23; 141, 16 u. a.

sonalpronomina verwenden[1]). Diese Präpositionalverbindungen, die im allgemeinen nur für unpersönliche Beziehungen verwendet werden, haben sich für diese auch bis in unsere Zeit herein erhalten, wo sie allerdings durch umständliche Verbindungen mit *derselbe* stark bedrängt werden (*in demselben* für *darin*). Wenn Wustmann diese Neigung tadelt (S. 232) so thut er das mit Recht, folgt aber nur den Spuren Otto Schröders.

Nicht immer reichen diese Präpositionalverbindungen aus; manchmal wird auch einfacher Dativ in unpersönlicher Beziehung gefordert. Freilich beruhen solche Verbindungen im Grunde doch auf einer Personifikation, aber das Personalpronomen würde doch stören; man verwendet daher besser das Demonstrativpronomen, noch häufiger aber kann man überhaupt die pronominale Beziehung weglassen, so in dem Beleg, den Wustmann S. 229 anführt: *Für die lokale Feier sind entsprechende Festlichkeiten in Aussicht genommen; denselben werden geistliche Festlichkeiten vorausgehen.* Wustmann will zwar in Fällen wie *durch Höhe der Gebäude suchte man zu ersetzen, was denselben an Breite und Tiefe abging* oder *Versuche, den Verein zu verfolgen, werden demselben nur neues Wachstum verleihen* durch das Personalpronomen *ihnen, ihm* an Stelle von *denselben, demselben* alles gut und lebendig gemacht haben; uns scheint erstens in beiden Fällen die ganze Phrase ledern und

[1]) Vgl. im Matthäusevang. (Braune S. 22 Nr. 5): *Enti der suerit bî demo temple, suerit in demo ioh in demo dârinne artôt* = *in illo et in eo qui habitat in ipso* = Tat. (141, 16) *suerit in imo inti in themo thie dâr artôt in imo.*

verstaubt und zweitens verstösst das Personalpronomen hier entschieden gegen eine ganz deutliche Regung unseres Sprachgefühls, der Adelung nur einen schiefen Ausdruck gegeben hat, wenn er (S. 344) statt *nimm das Messer und brich ihm die Spitze ab* fordert *brich demselben die Spitze ab*, am besten wäre *brich die Spitze dran ab* oder *davon ab.*

Im Genitiv Singularis hat dann ein mehr formelles Moment Verschiebungen begünstigt. Die Form *es*, die dem Masculinum und Neutrum gemeinsam war, ist bald als zu dünnleibig empfunden worden, so dass schon im Althochdeutschen wenigstens für das Masculinum eine Form vom Reflexivum entlehnt wurde[1]) (Isidor 23, 11: *huuedhar ir iu quhâmi odho uuir noh sculîm siin quhemandes biiden = utrum jam advenerit an venturus adhuc exspectetur*), die dann im Mittelhochdeutschen auch in das Neutrum eindrang: Iwein 2138 (nach A.B.d.) *sag im, er hât sîn iemer danc, und daz ez im lange vrumt, ob er morgen wider kumt.*

Andererseits ging vom Neutrum die Demonstrativform aus, die heute in der unorganischen Verstärkung *dessen*[2]) auch das Masculinum beherrscht. Wir finden jene vor allem bei Wolfram[3]) (Parz. 598, 15: *wer lougent des* u. a.) und von da aus breitet sie sich immer mehr aus auf Kosten der beiden Formen, deren eine, das Reflexivum, ganz unterging.

---

[1]) Vgl. Grimm IV S. 327, 328.

[2]) Sie ist noch bei Luther nicht gebräuchlich; aber im Simplic. vgl. 270 Z. 5.

[3]) Vgl. Grimm IV, S. 443.

Von den anderen Formen sind wohl auch Ansätze zu belegen, die für unpersönliche Beziehungen das Demonstrativ bevorzugte (vgl. St. I S. 176), aber bei diesen Ansätzen ist es auch geblieben.

Das letzte Moment, das die Demonstrativform gegen das Personolpronomen in den Vordergrund drängte, ist das Bestreben, jeder Zweideutigkeit auszuweichen. Wo von zwei Personen die Rede war, mutete die ältere Sprache im allgemeinen dem Leser oder Hörer die Fähigkeit zu, aus dem Zusammenhange zu erraten, wer in dem einen *er* gemeint sei, und wer in einem darauffolgenden *im* diesem gegenübergestellt werde. Manchmal ist die Zweideutigkeit sogar irreführend; jedenfalls liebt unsere neuere Sprache hier kräftige Hervorhebung der Verschiedenheit der Personen durch Wechsel zwischen Personal- und Demonstrativpronomen.

Schon hier und überhaupt steht das Demonstrativpronomen in allen Fällen, in denen die Aufmerksamkeit des Hörers auf einen Gegenstand gelenkt werden soll, während das Personalpronomen in den meisten Fällen ohne jedes Geräusch arbeitet. Dieses Charakteristikum des Demonstrativs hat schon Luther empfunden, wenn er sagt: *und wer es höret, dem ist als stehe ein finger dabey, der drauff zeyge.*

Ausser dem Nachdruck, der auf ihm ruht, zeichnet sich das Demonstrativ auch durch seine vielseitigere Verwendungsfähigkeit aus. Das Personalpronomen kann nur substantivisch verwendet werden, und die verschiedenen Fälle, in denen ein Substantiv unmittelbar antritt (vgl. Erdmann S. 47) lassen sich als Apposition

bezeichnen, wenn auch Verbindungen wie Simpl. 222, 24. 25: *und liesz ihn Leutenant binden und als einen Unsinnigen verwahren; Versprach auch, ihn Leutenant ... mit meinen eigenen Pferden und Gewehr ... ausz-zustaffiren,* so enge sind, dass sie uns an den Uebergang der Substantiva in adjektivische Funktion erinnern.

Ehe wir zu den Formen des Demonstrativpronomens übergehen, müssen wir auf das Reflexivpronomen und das Possessivum einen kurzen Blick werfen.

Das Reflexivum als Mittel die Rückbeziehung auf das Subjekt hervorzuheben, haben wir beim Verbum besprochen; wir sahen ebendort, dass vor allem Dativ und Akkusativ in Frage kommen, der Genitiv hat uns mehr beim Possessivum zu beschäftigen. Die ältere Sprache hatte den Dativ an Stelle des gotischen *sis* dem Personalpronomen entlehnt [1]) und dieses *ihm* etc. hatte sich bis Luther hinaus erhalten [2]), wonach es ganz durch das akkusativische *sich* verdrängt wurde (Simpl. 196, 34: *hätte er sich nicht so offt gewünscht den Land-beruffenen Jäger auch zu sehen*). Wenn hier bei den Casus die Neigung sich breit macht, eine Form auf Kosten der anderen zu entwickeln, so drängt sich dieses begünstigte *sich* andererseits nun auch an die Personen heran, die für die Rückbeziehung kein eigenes Pronomen haben. Das ist nicht bloss in einzelnen Verbindungen der Fall, wie in Simpl. 310, 26: *Da fing ich erst an*

---

[1]) Vgl. Is. V 3 (Braune S. 15 Z. 24). Vgl. Braune S. 24 Z. 21. Braune S. 36 Z. 4.

[2]) Vgl. Luther VI 435, 27: *das ein armer, sundiger mensch yhm lessit seine fusz kussen.*

hintersich zu gedenken, sondern ganz allgemein im Simplicissimus hat die erste Pluralis wenigstens das Reflexivum der dritten Person bei sich, 219, 26: *weil wir sich still halten musten* u. a. Und ebenso finden wir es in oberdeutschen Dialekten sehr häufig, vgl. Anzengruber (II S. 290) *nach welchen wir sich zu richten und an wen wir sich z' halten haben.*

Das Possessivum entspricht in allen drei Personen einem Genitiv des ungeschlechtigen Pronomens, so noch rein im Gotischen. Man hat auch schon die Frage aufgeworfen, ob das Pronomen wirklich vom Genitiv abgeleitet sei und nicht umgekehrt der Genitiv aus dem Possessiv herübergenommen. Wie dem auch sei, in unserer älteren deutschen Sprache erscheint das Possessivum mit Vorliebe unflektiert[1]) und bewahrt dadurch den Anschein eines Genitivs bis in die späteste Zeit. Namentlich für das Femininum und den Plural der dritten Person tritt das hervor, die den Genitiv beim Personalpronomen entlehnt haben[2]). In unserer neueren Sprache ist diese Ausnahmestellung des Possessivs unter den Adjektiven fast ganz aufgehoben, sie schimmert höchstens noch in der häufigeren Rückstellung hinter das Substantiv durch, die ja mit Flexionslosigkeit verbunden ist (*der vater mein*).

Bezeichnend für unsere deutsche Sprache ist vor allem die gesteigerte Verwendung der Possessivpronomina

[1]) Braune 19 Z. 4: *siin obaz = fructum ejus,* aber Tat.: *sînan unahsmon.*

[2]) Braune 4 Nr. 3 Z. 18: *par chindh ira eristporanaz = peperit filium suum primogenitum.*

im Gegensatz gerade zum Lateinischen. Selbst die sklavischsten Uebersetzer können hier einem Zuge unserer Sprache nicht widerstehen [1], der in enger Beziehung steht zu anderen Erscheinungen, in denen die Gefühlswärme und grössere Lebhaftigkeit der Sprache gerade mittels pronominaler Formen zum Ausdrucke kommt. Zu erinnern wäre hiebei auch an das, was oben (S. 155) bemerkt worden ist.

3. Die Formen des Demonstrativpronomens.

Der und *dieser* werden von Grimm (IV S. 440) dadurch auseinandergehalten, dass dem einen die allgemeine und unbestimmtere Hindeutung zugeschoben wird, während *dieser* in nähere Beziehung zu *jener* gebracht wird und mit diesem in die spezielleren Funktionen des *hier* und *dort* sich teilen soll [2]. Nun leidet namentlich die letztere Parallele daran, dass *jener* erst mit dem Ende des 15. Jahrhunderts in unserer Sprache richtiges Bürgerrecht gewinnt, also lange nachdem *dieser* seine meisten Verwendungen entwickelt hatte [3]. Wir werden überhaupt den Gegensatz zwischen *der* und *dieser* viel richtiger fassen, wenn wir von der formellen Grundlage ausgehen und *dieser* als eine Verstärkung des einfachen

---

[1]) Vgl. Braune 25 Z. 13: *in sînera cahucti hapên* = *in memoria retinere* u. a.

[2]) Bei den althochdeutschen Uebersetzern tritt *dieser* sowohl für *hic* als für *iste* ein.

[3]) Vereinzelt begegnet uns auch schon in früheren Denkmälern Gegenüberstellung von *jener* und *dieser*: Kindheit Jesu 49: *swer jenez erwirbt der hât diz wol.*



der mit anderen Verstärkungen der Demonstrativform zusammenhalten. An und für sich schon tritt die vollere Form da ein, wo kräftigerer Ton vorliegt; ausserdem je mehr das adjektivische Pronomen zum Artikel herabgesunken war, um so weniger erschien es mehr geeignet pronominales Adjectivum zu vertreten. Hier trat in erster Linie das vollere *dieser* ein; mehr in zweiter Linie für die substantivische Funktion einzelner Casus.

Schon bei Luther lässt sich z. B. gegenüber von Hutten bemessen, wie ihm das einfache Pronomen für adjektivische Funktion nicht mehr genügt (vgl. Luther Pr. S. 42). Er verwendet es zwar noch gelegentlich (vgl. I 271, 29), namentlich um auf etwas Folgendes hinzuweisen (VI 424, 22: *Es hat auch der liebe Romische geytz denn prauch erdacht, das man die pfreund und lehen vorkeufft*); aber überwiegend hat er dem pronominalen Adjektiv die vollere Form gegeben: 2. Mos. 11, 8: *denn werden zu mir eräb komen alle diese deine knechte.*

In substantivischer Funktion gebraucht auch Luther das zusammengesetzte *dieser* selten; wie die früheren Stilisten am ehesten für das Neutrum: *disz* für *das* (vgl. VI 451, 29: *Doch ditz ist vielleicht noch zu frisch unnd ungehoret ding*). Sonst verwendet Luther unser Pronomen hier allerdings, um gegenwärtige Personen etc. zu kennzeichnen (vgl. 1. Mos. 33, 5: *wer sind diese bey dir?*) oder um sie entfernteren gegenüberzustellen (2. Mos. 14, 20: *das sie die gantze nacht, diese vnd jene, nicht zusamen komen kundten*).

Auch die späteren Schriftsteller halten sich in ähn-

lichen Linien; gelegentlich greift für gewisse Casus des substantivischen Pronomens, für die sich ja unorganische Verstärkungen vorbereitet haben (*derer* und *deren*[1]) *das Schicksal derer welche; Wir haben Männer nötig, deren Mut sich bewährt hat; leider gibt es deren wenige,* vgl. Andresen S. 64, 65; über *dessen* s. o.), die Form *dieser* über, namentlich in den Dativ *den,* für welchen schon Luther die Form *denen* aufweist (s. Dietz Wörterbuch zu Luthers Schriften S. 425).

Andere Schriftsteller und namentlich die Umgangssprache vermeiden das Pronomen *dieser* für unmittelbar gegenwärtige Personen; viel lebhafter und natürlicher klingt *der da* als *dieser.*

Das Bedürfnis nach volleren Formen, das in jeder Sprachentwicklung Hand in Hand geht mit einer Abschwächung des Bedeutungsgehaltes gewisser Formen und einer Häufung der bedeutungsleer gewordenen Mittel hat auch das Pronomen *der selbe* zu der Ausdehnung entwickelt, die Otto Schröder Gelegenheit gegeben hat, seine anziehenden Studien über den papiernen Stil zu schreiben. Wenn wir hier nicht umhin können, auch die Form *derselbe* in Schutz zu nehmen, so fällt es uns doch nicht ein, die Verschwendung begünstigen zu wollen, die mit dem Pronomen getrieben wird. Aber dem papiernen Stile ist sie durchaus nicht entsprungen, wie Schröder behauptet und Wustmann diesem nachbetet, sondern aus der lebendigen Volks-

[1]) Auch *deren* schon bei Luther, was gegen Dietz S. 424 hervorzuheben ist. Vgl. E. 53: 34, 29; 11, 29; 12, 25; 37, 36 u. a.

und Umgangssprache ist sie in die Schriftsprache eingedrungen und hier erst nimmt sie sich mit ihren Formen, denen die wechselnde Betonung nichts von ihrer Schwere nimmt, gar so ungeschlacht aus. Der schwäbische Dialekt verwendet kein Pronomen so gern als das abgeschliffene *der sell* und *die sell,* bei dem man durchaus nicht an das französische *celui, cela* zu denken hat, sondern deren natürliche Grundlage man bei den schwäbischen Uebersetzern des 15. Jahrhunderts deutlich ausgeprägt vorfindet (vgl. St. I S. 177 ff.) und für den bayrisch-österreichischen Dialekt braucht man nur einen Dialektdichter aufzuschlagen, um zu sehen, dass hier, wo überhaupt gewisse Konsonanten besser gewahrt bleiben, die Form noch klar und scharf vorliegt (vgl. Anzengruber II 288, 8: *Und rat' ich weit um, wenn ich sag', dass 's 'n selben Bauern ihr'n Kaspar nennt* u. a. 255, 1: *'s selb hat's auch gar nit not, dass d'es weisst* u. a.

In der Schriftsprache hat sich dieses *derselbe* adjektivisch und substantivisch schon früh so weit von aller Identitätsbezeichnung entfernt, dass es Wyle schon 1478 als eine vlämische Neuerung beklagen kann, dass statt *dejenen* (*diejenigen*) *die selben* in die Kanzleisprache eindringe [1]. Man sieht, mit ihren Klagen haben die Herren Grammatiker auch schon früher Böcke geschossen. Luther ist ein grosser Freund dieser Vollform *der selb,* die er in allen den von Wustmann so streng gerügten Fällen in der Septemberbibel

[1]) Vgl. Socin S. 178.

ausbreitet: Joh. 13, 6: *kam er zu Simon Petro. Vnd derselbige sprach* u. a. und bei Schottelius (S. 537) wird *derselbe* nicht nur als Ersatz des lateinischen *ipse*, sondern auch des lateinischen *ille* hervorgehoben.

Von anderen Formen wären für bestimmte Zeiträume einige Uebergriffe hervorzuheben; so hat das mehr vergleichende *solch* vielfach Anläufe gemacht, um unter Abstreifung der comparativen Grundlage einfaches Demonstrativum zu werden (vgl. Luther Pr. S. 43; ebenso auch noch im Simpl. vgl. 327, 2: *Wan meinem Hochg. Herrn beliebte, denjenigen, den er hiebevor ... bey Wittstock ausz Eisen und Banden errettet, auch anjetzo durch sein vortrefflich Ansehen ausz dem aller armseeligsten Stand von der Welt zu erlösen ... So würde Ihm solches nicht allein nicht schwer fallen, sondern* u. a.).

Auch das Indefinitum haben wir ja als eine Art von Maske kennen gelernt, in der bekannte Personen etc. vorgeführt werden (s. S. 126), so begegnet z. B. in der Hamburger Hschr. der Vorlutherischen Bibel (Walther S. 158) *Bistu eyn könig der iuden* für Luc. 23, 37: *Si tu es ille rex.* In unsere Sprache ragt diese ganze Erscheinung nur noch in einzelnen Fügungen, wie *Einem hohen Kommando; eine weise Obrigkeit*, welch letzteren Beleg Adelung (Auszug S. 179) tadelt.

4. Das Demonstrativpronomen und der Relativsatz.

Auf keinem Gebiet wird uns das, was oben über die Wortstellung als hauptsächlichstes Mittel, Haupt- und Nebensatz zu scheiden, gesagt wurde, so deutlich

und klar, wie auf dem Gebiete des Relativsatzes. Wenn wir sagen: *Was ist denn das? der hat die Steigbügel verloren* oder *Wer ist denn das, der die Steigbügel verloren hat?* so kennzeichnet uns die Wortstellung allein den einen Satz als Hauptsatz mit einleitendem Demonstrativpronomen, den anderen als Nebensatz mit Relativpronomen. Und sehen wir uns den Inhalt beider Sätze genauer an, so ist dieser allerdings in beiden Fällen derselbe, aber das Verhältnis zum ersten Satze ist ein verschiedenes: Der Hauptsatz führt den ersten Satz sekundär näher aus, der zweite fügt ihm ein bestimmendes, kennzeichnendes Moment ein. Um dies zu ermöglichen, muss er im Bewusstsein des Redenden schon abgeschlossen vorgelegen haben, ehe er sprachlichen Ausdruck gewann, während derselbe Inhalt sich in der Hauptsatzform erst mit dem sprachlichen Ausdruck zur Einheit aufbaut. Dies ist die Grundlage, auf der die Verschiedenheit beider Satzformen sich ausgestaltet hat, wir können sie natürlich heutzutage nur künstlich und nicht in allen Haupt- und Nebensätzen wieder zurückgewinnen; namentlich in der Schriftsprache, in der überhaupt die Vorstellungen meist vorher im Kopfe des Schreibenden ihren Abschluss gefunden haben, ehe sie zu Papier kommen, und in der auch der Nebensatz und der Hauptsatz nur Formen sind, mit denen bald bewusst, bald unbewusst das Stilgefühl schaltet.

Das Relativpronomen *der* ist also nichts anderes als das Demonstrativpronomen *der*. Wenn Luther (Braune 18. 37, 22) Christus zu Petrus sagen lässt: *szo gang hyn, den ersten fisch du fehist, den nym vnd*

yn seynem maull wirstu finden eynen pfennig, was er in seiner lateinischen Ausgabe mit *piscem qui* wiedergiebt, so haben wir noch einen Rest alter Fügungen vor uns, aus denen heraus das Demonstrativ zum Relativ geworden ist, und ebenso nach der anderen Seite in VI 420, 17: *zum ersten, szo, der ein frey pfrund hat, zu Rom odder auff dem wege stirbt, dieselb musz ewig eygen bleyben des Romischen 'reubischen' stuls.* In beiden Fällen weist das Pronomen demonstrativ (*den ersten fisch; szo der*) auf eine im Bewusstsein des Redenden vorschwebende Vorstellung hin, die sich unmittelbar anschliesst (vgl. Chronik Thoman Lirers c, 5: *Do was zu Rom ain priester hiesz Eusebius, der sagt*) und die für unser modernes Empfinden nur deshalb unverständlich geworden ist, weil wir seit dem Schwinden der freien Pronomalellipsen immer Mittelglieder zwischen hinein denken müssen. Im Belege aus Luther VI 420 leuchtet klar ein, wie in solch enger Verbindung das Demonstrativ allmählich nicht mehr als Bestandteil des Hauptsatzes, sondern als Glied des Einschiebsels empfunden wurde, sogar in einer Zeit, in der in Fügungen wie Notker Boeth. 213 b, 24 (vgl. z. Bo. S. 32) *Ih uuirdo aber nû geuuár dés tû fóre châde = Sed experior re quod tu dudum dixisti* am Casus noch sichtbar war, zu welchem Satze das Pronomen eigentlich gehört hatte. Schon bei Notker überwog übrigens hier Doppelpronomen oder gar das Pronomen, das der Nebensatz forderte, aber ganz ist das Doppelpronomen doch erst nach Luther eingedrungen (vgl. Luther Pr. S. 45 ff.). Dem ersten der obigen Belege *den ersten fisch du fehist den* müssen wir zum

Verständnis andere an die Seite stellen, in denen das Demonstrativpronomen nach dem Nomen wieder einsetzt, so finden wir z. B. bei Notker (Boeth. 208a, 11) *Er áhtôt sia chád íh. álles tés man uuízen mág tia uuírsestûn* = *omnium ... quae* oder (37a, 22) *Unde daz chórn, dáz man zu hérbeste sáhet ... ze sumere rîfee* = *Et semina quae arcturus vidit. urat syrius.* Hier gerade in diesem Zwischenschub des Pronomens hat jedenfalls auch der lateinische Stil mit seinen Pronominibus grossen Einfluss ausgeübt, der auch die Verschiebung des Demonstrativum aus dem Hauptsatz in den Nebensatz ungemein begünstigt. Diese Verschiebung liegt im allgemeinen schon bei den althochdeutschen Uebersetzern vor, nur dass dort die isolierten Reste der alten grundlegenden Verhältnisse noch ungemein häufig sind. Diese werden seltener mit jedem Schritt, den wir in der Sprache vorwärts thun, in unserer heutigen sind höchstens noch unsere Partikeln *indem, nachdem* u. a. Reste alter unvermittelter Bindefähigkeit des Pronomens, sie sind aber auch jederzeit von Mittelgliedern bedrängt worden: in der älteren Sprache wuchern Bildungen wie *indem so* (vgl. St. II S. 244), in der neueren namentlich dialektisch solche wie *indem dass.*

Bei Luther sind zwei besonders wichtige Schritte zu beobachten, die jene Entwicklung vorwärts gemacht hat, erstens das Eindringen des Pronomens hinter denjenigen der ersten und zweiten Person und zweitens die Verdrängung des Demonstrativum durch das Indefinitum *welcher.*

Noch die ersten drei vorlutherischen Bibeldrucke

(vgl. Walther S. 78) haben Joh. 6, 51: *ich bin das lebentig brot: ich do nidersteige vom himel = ego sum panis vivus. qui de coelo descendi.* Schon die vierte hat hier aber *der ich von hymel bin abgestiegen.* Die ältere Bibel steht damit noch auf dem alten Standpunkt, dass das Personalpronomen ebensogut Nebensätze unterordnen konnte, als die Demonstrativform [1]), was neues Licht auf unsere oben stehenden Ausführungen wirft.

Luther nun kann hier das Demonstrativpronomen nicht entbehren; dass ihm aber die Fügungen nicht so gelenk sind, zeigen die Schwankungen, mit denen er von Belegen wie I 214, 31: *Ich aber der diszer ding gantz arm bynn* zu solchen übergeht wie I 173, 29 *überhebt euch all die yr eins rechten hertzen seyt,* wo die Ausgabe von 1525 (E. 37. 368, 15) dem Demonstrativ zu Liebe in die dritte Person überspringt (vgl. Luther Pr. S. 48. 49).

Das Indefinitum, über dessen Einwucherung in unsere Schriftsprache Schröder mit Recht klagt, ist bei Luther fast nur in Anlehnung an Nomina verbreitet (vgl. Luther Pr. S. 53. 54) vgl. E. 29. 282, 15: *Das fünft Stuck Frau Hulden gilt nu insonderheit dem Luther, welcher gelehret hat, dasz* . . . immerhin aber hebt sich bei diesen die Lutherische Sprache gegen frühere Schriftsteller durch reichlichen Gebrauch ab [2]). Die Umgangssprache kennt

[1]) Vgl. Erdmann S. O. I 126. Vgl. z. Bo. S. 20 ff.

[2]) Die Uebergangspunkte, von denen aus das Indef. in unseren Relativsatz einzieht, haben sich allerdings schon sehr früh in unserer Sprache festgesetzt, vgl. Erdmann S. O. S. 76 und

dieses Indefinitum auch noch heutigen Tages im Grunde nicht, die Schriftsprache aber kann die Doppelform, die ihr nun einmal mit Demonstrativ und Indefinitum zu Gebote stehen, wenigstens dazu ausnutzen, um störenden Gleichklang zu vermeiden (*die die die Aufgabe gelöst haben, können nach Hause gehen*) und einer Zweideutigkeit aus dem Wege zu gehen. Hieher gehören schon aus Luther manche Belege (vgl. VI 467, 9: *Folget noch der miszprauch fressens und sauffens, davon wir Deutschen, alsz einem szondern laster, nit ein gut geschrey haben, in frembden landen, wilchem mit predigen hyn furt nymmer zuratten ist, szo fast es eingerissen und uberhandt genommen hat*). Noch besser wäre es hier allerdings gewesen, überhaupt keine so lange Relativkonstruktion zu bauen.

5. Das Indefinitum

haben wir nun schon mehrmals gestreift, wir haben die Entwicklung von *ein* = *unus* zu *ullus* und zum Artikel verfolgt, und haben es dann in das Demonstrativgebiet übergreifen sehen; wir haben das Personalpronomen im Plural in indefiniter Bedeutung gefunden, im Singular gehören derartige Ansätze nur der älteren Sprache an; dagegen hat sich aus der älteren Sprache die Entwicklung des Substantivs *man* voll herüber gerettet, das wir

---

Vorrede XI; den Haupthebel aber bildeten jeweils die lateinischen Formen: qui, quod u. a., vor allem aber in Fällen wie Tat. 158, 7: *uuer iz uuâri fon in uuer sulîh tâti* = *quis esset ex eis qui hoc facturus esset.*

schon bei Otfrid vorfinden. Die Form welcher im Relativsatze führt uns nun auf diejenigen Formen des Indefinitum, die wir im Fragesatze wiederfinden.

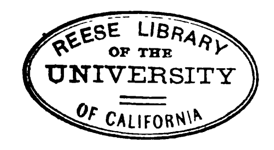
Nach substantivischer und adjektivischer Funktion sind *wer, was* und die Ableitungen *welcher, welche, welches* (*huuelih*) geschieden. Beide führen im Fragesatze einen Satzteil als unbestimmt ein; dass über diesen nähere Auskunft gewünscht wird, kommt nur durch die Betonung zum Ausdruck. Wenn der Tatianübersetzer das lateinische *num quid aliquis attulit ei manducare* (87, 8) mit *eno ni brâhta imo uuer zi ezzanna* wiedergiebt, so hätte er bei einer Frage, die auf das Subjekt zielte, dieses wohl mit Nachdruck vorangestellt *uuer brâhta imo zi ezzanna,* wozu dann die oratio obliqua gelautet hätte *frâgêta uuer imo zi ezzanna brâhti.*

Unsere heutige Schriftsprache hat den indefiniten Grundcharakter der Fragepronomina nur in gewissen Resten bewahrt. Zunächst führen alle hypothetischen Konstruktionen des Pronomens, wie sie in dem Satze *Wer Pech anregt, besudelt sich* vorliegen, auf das Indefinitum, namentlich auf das konzessiv erweiternde Indefinitum zurück. Dann liegt dem Gebrauch des adjektivischen *welcher* im Relativsatze teilweise indefinite, teilweise interrogative Bedeutung zu Grunde und endlich hat sich der Plural dieser Form zum Ersatz für den fehlenden Plural des Pronomens *ein* herausgebildet. Im Schriftdeutschen giebt man auf die Frage: *hast du ein paar Pfennige?* zur Antwort: *ich habe welche,* wofür gewisse Dialekte sagen: *ich hab' eine.*

Von *wer* haben nur Dialekte den indefiniten Ge-

brauch erhalten, man hört: *es hat wer geklopft*, vgl. Anzengruber II 287, 29: *Mein Je, wer der mich kennen will, und ich entsinn' mich nit, aber gar nit.*

Im Fragesatze haben die Indefinita auch die Uebergänge von der oratio recta in die oratio obliqua mitgemacht und sind somit auch nach dieser Seite hin zu Satzbindemitteln geworden, wie schon nach den konzessiv erweiternden und im Relativsatze. Eine besondere Rolle aber spielen sie für das Satzgefüge in den Partikelformen. *Warum, wozu* u. a. zwar haben sich nicht über den Fragesatz herausgehoben, wohl aber *wie*, das in der oratio obliqua weit hinein in die Entwicklung des Dasssatzes übergegriffen hat. *Wo* aber und *wenn* haben die ganze Entwicklung des Konditionalgefüges beeinflusst, indem Grund und Folge zur hypothetischen Einkleidung mit Vorliebe an unbestimmten Ort- und Zeitangaben gebunden werden (s. u.). Ausserdem war als allgemeine Erscheinung an verschiedenen Punkten unserer Darstellung hervorzuheben, wie die Demonstrativformen im Laufe der Zeit von den indefiniten verdrängt werden, so *der* von *welcher* und *wer, dann, denn* von *wann, wenn* (s. S. 223) *so* von *wo* (*die Leute, so da Wasser tranken wird zu die Leute, wo.*



V. Die Partikeln.

I. Bejahungs- und Verneinungspartikeln.

Fragepartikeln, Bejahungs- und Verneinungspartikeln haben in einer systematischen Darstellung unseres neueren Satzbaus keinen grossen Raum zu beanspruchen. Da die Frage in unserer Sprache durch die Wortstellung oder durch indefinite Formen getragen wird, so ist das Wesentliche hiefür bereits erörtert.

Bejahung und Verneinung sind Nomina, die von den Interjektionspartikeln *ja* und *nein* selbst abgeleitet sind, mit denen wir bestätigen oder ablehnen. Die lateinische Sprache hatte kein *jâ*, weshalb dieses auch bei den althochdeutschen Uebersetzern selten erscheint; wo es aber auftritt, zeigt es gleich solch eine Stufenfolge der Entwicklungen, dass es sich schon dadurch als altes Erbgut unserer Sprache ausweist. Die ganze Reihe dieser Entwicklungen gehört mehr in die Stilistik als in die Syntax selbst. So gewinnt es erst bei der Beobachtung des einzelnen Redners oder Schriftstellers Interesse, wie viel er den rein interjektionalen Gestaltungen der Partikel Raum in seiner Sprache vergönnt

(vgl. Götz 9, 22: *Schäm dich nicht, Junge. Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hannsens Kürass?*). Auch in wie weit die Partikel allein zur Bejahung genügt, inwieweit sie mit Häufungen überlastet wird, ist ein Charakteristikum individueller Art. Allgemeiner kann man nur sagen, dass die einfache Partikel für sich allein das seltenere ist, sagt ja doch schon die Bibel, wo sie die Sparsamkeit im Ausdruck gebietet: *Eure Rede sei ja, ja.*

Syntaktisch verwendbar hat sich unsere Partikel vor allem bei Beteuerungen aller Art gemacht und hier war sie in der mittelhochdeutschen Sprache sogar unter die Kausalpartikeln geraten (vgl. M.S. Fr. 8, 15: *des gehazze got den dînen lîp! jô*[1]) *enwas ich nicht ein ber wilde' sô sprach das wîp.* Unsere neuere Sprache hat diese Fügung durch die ganz analoge mit *doch* abgelöst: *war ich doch kein wilder Bär!*

Ausser der Begründung entwickelt sich aus Beteuerungen auch die Steigerung (vgl. Luther I 212, 38: *Auch heyst gottis warheit hie mit die wort allein, ja meer die werck und erfullung seyner wort.*

Die Verneinungspartikeln sind zahlreicher als die der Bejahung. Wir haben *nein,* das ganz dem interjektionalen *ja* entspricht (*neinâ herre*) und vor allem in Zusammensetzungen aller Art beliebt ist. Dem *nein* als einer Interjektion tritt nun für den Satz selbst als ein Mittel, Verbalthätigkeiten jeder Art zu negieren, die

[1]) Hier allerdings *jô* von *joch,* das aber in denselben Fällen eintritt wie *jâ.*

Partikel *nicht* zur Seite. Sie ist zusammengesetzt aus der alten Negationspartikel *ni* die proklitisch an das Verb gebunden war und dem Substantiv *wiht* = aliquod und hat in unserer neueren Sprache alle die alten Fügungen mit *ni* verdrängt.

Ueberhaupt ist in unserer neueren Sprache das ganze Gebiet der Negationsformen ungemein reizlos und gleichförmig geworden, während es in der älteren Sprache [1]) und teilweise noch in heutigen Dialekten die feinsten Feinheiten syntaktischer Forschung erschliesst. Seitdem die Grammatiker herausgefunden haben, dass die Häufung der Negationsformen bejahen sollen, sind auch Fügungen verschwunden, wie Steinhöwels (Aesop 42, 34) *So du dann nichcz nit machst* [2]), nur im Dialekt kann man fragen: *hat keiner kein Messer?*

Interessanter noch sind die Fälle, in denen bestimmte Formen, die mit Vorliebe in negativen Sätzen verwendet wurden, allmählich negative Bedeutung erlangt haben, auch wo sie ohne Negation stehen, in denen also die Verneinung dem Bewusstsein des Redenden vorschwebt und dem des Redenden sich eindrückt, ohne dass sie sprachliche Form gewinnt.

Und andererseits drängt sich eine Negationspartikel als Exponent von Stimmungen und Befürchtungen auch in Satzinhalte ein, in denen sie logisch gemessen gerade das Gegenteil zum Ausdruck bringt, was der Redende bezweckt. Auch solche Fügungen greifen

---

[1]) Vgl. St. I S. 192—197.

[2]) Vgl. Luther (Braune 18; 5, 15: *der widder deyne person nie nichts boszis habe fur genummen.*

vor allem von der Umgangssprache aus in die Schriftsprache über, wir sehen sie in der excipierenden Parataxe (s. S. 71) Raum gewinnen, sie treten in Sätzen hervor, wie im Tell (1535) *Verhüt es Gott, dass ich nicht Hülfe brauche.*

2. Die Präpositionen.

Die Präpositionen sind ihrer Entstehung nach Lokaladverbia, die neben dem Kasus eines Substantivs die schon im Kasussuffix ruhende Raumanschauung noch einmal, meist in speziellerer Nüance zum Ausdrucke brachten. Wir sehen eine ähnliche Erscheinung heute wiederum den Kreislauf eröffnen, denn *man geht durch das Thor hindurch, das Holz schwimmt auf dem Wasser oben auf; die Kugel bleibt im Körper mitten drin stecken.* Was unterscheidet nun die Präposition vom Adverb? Die enge Verbindung, die sie mit dem Substantiv eingeht, die ihr formell meist den Lautkörper einschrumpfen lässt (vgl. *er geht in's Haus, er geht ein*). Diese Verbindung macht aus dem Adverb eine Bindepartikel, die sich von den Satzbindemitteln dadurch unterscheidet, dass sie nur Substantiva anknüpft.

Die räumliche Grundlage ist allen Präpositionen gemein, auch in der von Erdmann (S. 70) ausgenommenen temporalen Präposition *êr* und *sîd* liegt sie wohl ursprünglich vor, in *sîd* ist es wenigstens gewiss. Mit der Raumanschauung ist dann meist die Form gewonnen, um den Zeitbegriff darzustellen, und aus der örtlichen und zeitlichen Gemeinsamkeit resp. Folge entwickelt

sich die logische, während sich aus den verschiedenen Arten körperlicher Berührung andere mehr instrumentale Bedeutungen entwickeln.

Ausser diesen Hauptgruppen bieten uns aber die Präpositionen ungemein interessante Erscheinungen in den zahllosen Verbindungen, die sie in einzelnen Redensarten eingegangen hat. Anschauungsweisen vergangener Zeiten, Analogiewirkungen aller Art liegen hier für den Forscher aufgespart wie die Versteinerungen für den Paläontologen.

Die systematische Syntax muss dieses Gebiet der Einzelbeobachtung und dem Lexikographen überlassen, wir müssen uns begnügen, kurz in den Gruppen: Raum- und Zeitanschauungen und in den Uebertragungen auf das Kausalgebiet, zu denen die instrumentalen Fügungen überführen, das Wesentliche zu erledigen. Die Eingriffe der Präposition in das Flexionssystem haben wir schon oben erörtert.

a) Raum- und Zeitanschauung.

Unsere deutsche Sprache hatte für Raumanschauungen, die die Lateinische mit der einzigen Präposition *in* zusammenfasste, zwei scharf getrennte Formen: *in* und *am*. Wir finden beide schon im gotischen Vaterunser einander gegenübergestellt *in himina jah ana airþai* (ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ τῆς γῆς), während durch alle die späteren Uebersetzer das Lateinische *in coelo et in terra* hindurchgeht, bis ein mittelhochdeutscher Dichter es wagt zu sagen: *in deme himmle unde an der erden*

(Hartmann *vom Gelouben*[1]). Schon aus diesem einzigen Beispiel können wir den ganzen Gang der Entwicklung erschliessen, den unsere Präpositionen genommen haben. Während die nordgermanischen Dialekte das *an* bis zur Alleinherrschaft im Gebrauche steigerten (vgl. englisches *on*) wurde es bei den althochdeutschen Uebersetzern, auch bei Otfrid[2]) unter lateinischem Einfluss fast ganz von *in* verdrängt, um mit Notker wieder in unserer Sprache aufzutauchen und von da ab ganz charakteristische Nüancen der Auffassung festzuhalten. Wenn Hartmann v. Aue (A. H. 2) *an den buochen las*, so stellt uns das klar den mittelalterlichen Apparat vor Augen, während es für unser kurzsichtiges Geschlecht bezeichnend ist, dass wir in den Büchern lesen. Auf diese grundverschiedene Raumanschauung, die sich in beiden Präpositionen ausprägt, führen übertragene Verwendungen aller Art zurück, man *findet in einem Andern einen Freund*, aber man *findet an einem andern etwas auszusetzen* u. a. Auch auf dem Zeitgebiet stehen sich scharf ausgeprägte Verwendungen gegenüber: *am selben Tage, in der gleichen Stunde;* man verspricht *am Abend* zu kommen, kann aber schon *in* ein paar Minuten weg.

Wenn somit überall durch *in* die Einschliessung verkörpert, und dagegen mit *an* die Aussenfläche hervorgekehrt wird, so lässt sich auch begreifen, dass von der einen Präposition höchstens graduelle Nüancierungen zu erwarten waren, während bei *an* acht Aussen-

---

[1]) Vgl. Grimm IV 772.

[2]) Bei Otfrid gelegentlich auch *an*, vgl. I 2, 3: ***Fingar thînan dua ana mund mînan, theni ouh hant thîna in thia zungun mîna.***

flächen eine verschiedene Art äusserlicher Berührung kennzeichnen konnten. Allerdings alle haben sich nicht zu besonderen Präpositionen verkörpert und *an* selbst rückt in seinen Belegen zunächst die *Oberfläche* in den Vordergrund, während sich der Begriff der Aussenfläche mehr im Gegensatze zu *in* entwickelte. Je mehr aber dieser allgemeinere Begriff durchdrang, um so mehr drängte der speziellere zu einer Neubildung; wir finden *ûf an* schon im Althochdeutschen, das über *ûfen* zu *auf* führte: *am Meere* und *auf dem Meer.*

Im Gegensatz hiezu haben sich *unter, vor* und *hinter* ganz ohne Verbindungen mit der Präposition *an* entwickelt; alle haben eine grosse Zahl übertragener Verwendungen ausgebildet, so *unter* in Anlehnung an das lateinische *inter* entsprechende Bedeutung: *da bin ich mitten unter euch. Vor* hat nach der einen Seite die in Vorzug liegenden Vorstellungen entwickelt, andererseits in *schützen vor* und *bersten vor Wut* die Vorderfläche als Schranke aufgefasst, die bald äusseren Widrigkeiten sich entgegenstellt, bald innere Regungen zurückhält, und damit aus der letzteren Auffassung heraus allerlei kausale Uebertragungen ausgebildet. Hinter dagegen ist fast ganz auf das räumliche Gebiet beschränkt geblieben. Die in dem entsprechenden älteren *after* ruhenden Uebertragungen sind alle auf *nach* übergegangen, das uns als Adverb noch heute in nahe vorliegt. So sagt man *einer nach dem andern,* wobei Raum und Zeit in einander übergehen; man sagt *nachahmen,* ja endlich erzählt man etwas nach einer Zeitungsnotiz.

So hat sich *nach* ganz von *nahe* isoliert, das sich

aufs engste mit *bei* und *mit* berührt, die wir bei den instrumentalen und kausalen Uebertragungen kennen lernen werden.

Allen diesen Präpositionen, die mehr dem alten Lokativ und Instrumentalis entsprechen, stehen nun die ablativischen entgegen, die eine Lösung, eine räumliche Trennung hervorheben und über die Vorstellung des Ursprungs hinweg die der Ursache gewinnen, womit sie in die Kausalpräpositionen einmünden. Hier finden wir *aus* im Gegensatz zu *in*, während das alte *aba*, das dem *an* gegenüberstand, ganz durch *von* abgelöst wurde.

Die im eigentlichen Dativ liegende Richtung auf ein Ziel wird durch *zu* verkörpert, das allein für Bewegungen aller Art noch den Dativ nach sich zieht, sonst haben wir hier den Akkusativ, der nach *in, an, vor* (an Stelle von *furi* = *für*) *hinter, auf, über, unter* das Ziel der Bewegung einführt, aber mit den instrumentalen *bei* und *mit* sowie den ablativischen *aus, von* etc. nicht verbunden wird. Der Akkusativ allein steht bei *durch*, das nicht das Ziel einer Bewegung darstellt, sondern einen Raum vor dem Ziele durchmessen lässt.

b) Uebertragungen auf das Kausalgebiet.

Das Kausalgebiet kennt Mittel, Grund und Ursache; jede von den drei Kategorien hat aus anderen Raumanschauungen ihre Präpositionen entwickelt.

Mit ist die hauptsächlichste Instrumentalpräposition: man setzt sich mit anderen an den Tisch, spricht

mit ihnen und spielt mit ihnen. Mit dem Rock, mit dem man sich bekleidet, schützt man sich auch vor Kälte. Wir sehen also überall aus der rein sinnlichen Vereinigung den Begriff des Mittels und Werkzeugs herauswachsen, wie andererseits von derselben Grundlage aus auch der begleitende Umstand sich herausbildet: *ich thue es mit freuden.* Von ganz anderer Seite her wächst *durch* in das Instrumentalgebiet hinein; man kommt durch Hemmnisse an das Ziel; man erreicht durch Bitten einen Wunsch und man lässt durch einen Diener absagen. Ja wenn ein Herz durch Bitten erweicht wird, haben wir schon die Grenze erreicht, wo sich Werkzeug und Ursache scheiden.

Grund und Zweck haben ihre Präpositionen auf der Vorstellung körperlichen Beharrens aufgebaut. Vor allem ist es hier die Präposition *um* (umbi), die allmählich von den verschiedensten früheren Verwendungen anderer Präpositionen Besitz ergriffen hat: man kauft ein um Geld und man verkauft um Geld, reisst sich um ein Billet[1]) und schiesst sich um eine Frau oder um einer Frau Willen.

Die Ursache kommt an drei verschiedenen Präpositionen zum Ausdruck. Wir haben oben gesehen, wie innere Bewegungen als an der Aussenfläche sich brechend aufgefasst wurden, so zittert man *vor* Kälte, wird man rot vor Scham. An demselben Vorgange kann aber

[1]) Ueber die Konstruktion des Infinitivs mit *um zu,* die sich schon im 15. Jahrhundert vorbereitet, aber noch bei Luther spärlich entwickelt ist (vgl. VI 7, 13: *der nit gerne arbeytt, umb seyn brott zu erwerben*), s. Beilage zur allg. Zeitung 1891 (Nr. 139 S. 3).

auch die Bewegung von innen nach aussen in den Vordergrund treten: man schweigt aus Scham. Bei beiden Präpositionen wird die Ursache mehr in mittelbarem Zusammenhange mit der Wirkung dargestellt, anders nun bei *von*, das deshalb auch bei allen Passivkonstruktionen antritt: gebeugt *vom* Alter gegen *gebeugt aus Alter*.

3. Die Bindepartikeln.

Nach allem was wir bis jetzt über Satz und Satzgefüge gehört haben, ist es wohl nicht nötig, noch einmal besonders hervorzuheben, dass das Satzgefüge an und für sich keiner Bindemittel bedarf. Ton und Pausen sind in der Rede die natürlichen Bindemittel, die in der Schrift durch die Interpunktion kümmerlich nachgeahmt werden. Was aber den Ton und die Pausen regelt, ist der innere Zusammenhang, der Hebel, der im Bewusstsein Vorstellung um Vorstellung auslöst und in der Sprache bald im ruhigen Fluss, bald in Stockungen und sprungartigem Aufschnellen Sätze und Satzgruppen formt. Den Inhalt dieser Sätze bilden bald äussere Eindrücke, die sich in die ganze Mannigfaltigkeit und in der ganzen Folge ihrer Momente auseinanderlegen, bald sind es Entsprechungen, Widersprüche und Folgerungen, die wir mittelst der Assoziationskraft an den einen Eindruck anknüpfen. In beiden Fällen ist hier wieder Anlass gegeben, auf eine und dieselbe Vorstellung zurückzukommen, auf die Substanz, die der Vielgestaltigkeit der äusseren Erscheinungen zu Grunde liegt, auf den

einen äusseren Eindruck, der assoziierende Wirkungen ausgeübt hat; und darum treten immer wieder die pronominalen Formen in den Vordergrund, daher erklärt sich auch die Entwicklung, die diese als Satzbindemittel genommen haben. Noch spezieller aber hat sich diese Bindekraft an einzelnen pronominalen Partikeln ausgebildet, die wir deshalb zunächst gesondert betrachten wollen.

a) Die Pronominalpartikeln.

Die Pronominalpartikeln *dass, da, denn* sind nichts anderes als erstarrte Casus des Demonstrativum, denen sich *so* und *nun* als ebensolche anderer Pronominalstämme anreihen. Die Schulgrammatik, die die einzelnen Verwendungen aller dieser Partikeln zerreisst und die einen beim einfachen Satze, die anderen beim zusammengesetzten behandelt, lässt sie bald als Adverbien erscheinen, bald als Konjunktionen (*da steht er* und *da er steht*) und verschliesst damit gerade den interessanten Ueberblick über alle die Uebergangspunkte, durch die hindurch das Adverbium zur Konjunktion wird. Auch hier liegt der Grund in der mangelnden Kenntnis des wesentlichen Unterschiedes zwischen Haupt- und Nebensatz. Da wir diesen in der Wortstellung gefunden haben, brauchen wir ihn nicht in den Partikeln zu suchen und eine und dieselbe Form nicht unter verschiedene Kategorieen zu zerteilen.

1. Die Ableitungen vom Demonstrativstamme.

α) dass.

Die Partikel *dass* z. B. hat sich allein aus der Theorie der Grammatiker heraus so weit von ihrer natürlichen Grundlage entfernt, von der sie noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht einmal die Schrift trennte (vgl. D. W. B. II S. 811: *das* = *id* und = *quod, ut* [1]). Wir können hören: *Das sage ich dir, du kommst nach Hause* und *Ich sage dir nur das, du kommst nach Hause.* Von ähnlichen Fügungen aus ist das Pronominalobjekt *das,* ganz ähnlich wie wir oben beim Relativum sahen, aus einem Bestandteil des Hauptsatzes zu einem solchen des Nebensatzes geworden, was wir heute nur unter Verschiebung der Wortstellung andeuten können: *Ich sage dir, dass du nach Hause kommst.* Die einzelnen Stadien lassen sich noch bei Otfrid verfolgen, wo uns der Reim und die Vertrennung gewisse Anhaltspunkte für die Beurteilung geben [2]), wobei allerdings von vornherein in Rechnung zu ziehen ist, dass die Reimtechnik vielleicht einen Stand der Entwicklung konservierte, der in der lebendigen Sprache längst überwunden war. Denn

---

[1]) Vgl. aber Pietsch Einleitung zu Luther XII (S. XII).

[2]) Vgl. O. II 2, 8:

gizalta in sâr thaz
thiu sâlida untar in was;

neben IV 29, 19:

Joh sie thes gizâmi
thaz sia einlîcher nâmi

vgl. Erdmann S. 78.

wir finden noch in der Kaiserchronik[1]) (510,17): *die haiden fraiscten do daz, diu burch begrifen was.* Inwieweit jedoch auch später noch die lebendige Sprache mit Neubildungen ähnliche Bedingungen schaffen konnte, wie die waren, aus denen heraus die Verschiebung des Neutralpronomens zur Konjunktion hervorging, das sehen wir bei Luther. Wir finden dort (VI 409, 11) *Nu sich, wie Christlich das gesetzt und gesagt sei, weltlich ubirkeit sey nit uber die geystlickeit;* (VI 409, 12) *Das ist eben szovil gesagt die handt sol nichts datzu thun* (ebenso VI 455, 17; 410, 28 u. a.).

Mit der Verschiebung des Pronomens zur Konjunktion verallgemeinerten sich natürlich auch die Beziehungen unserer Form zum Hauptsatze. Sie war nicht mehr lange an die Funktion eines Subjekts oder Akkusativobjekts gebunden, sie konnte schon bei Otfrid an Fügungen anknüpfen, die Genitiv- oder Dativform verlangten[2]), ja sie konnte sich sogar als korrespondierend an eine genitivische oder ähnlich gestaltete Pronominalform anschliessen, wofür uns ebenfalls Otfrid schon Belege an die Hand gibt[3]). Unsere neuere

---

[1]) Vgl. über diese und ähnliche Stellen Steinmeyer M.S.D[3] II S. 332.

[2]) O. I 4, 11:

zît ward thô gireisôt
thaz er giangi furi got.

[3]) I 1, 111:

Gidân ist es nu redina
thaz sie sint guate thegano.

I 4, 45:

zi thiu thaz er gigarawe
thie liute wirdîge.

Sprache kann solche Pronominalformen vor der Konjunktion nur noch in den seltensten Fällen entbehren, und Konstruktionen, wie sie hier noch Luther zeigt, scheinen uns veraltet (vgl. VI 448, 1: *Und wen kein ander zeychenn weere, das solchs nit von got sey* u. a. VI 413, 12: *Sie haben auch keinen grund der schrifft, das allein dem Bapst gepur ein Concilium zuberuffen*). In beiden Fällen dünkt uns jetzt ein *dafür* vor der Konjunktion unentbehrlich, während wir gegenüber von VI 432, 4: *die nit wirdig seinn, das mann es teglich sund nennenn solt* die Demonstrativform weniger lebhaft vermissen.

Der formellen Isolierung unserer Partikel vom Demonstrativstamme geht auch die Erweiterung ihrer Gebrauchssphäre zur Seite. Vor allem ihr Eindringen in den Folgesatz und den Absichtssatz fällt auf, für das uns schon die althochdeutschen Uebersetzer sowohl als Otfrid Belege gewähren [1]). Die Auffassungen über den Weg, den die Partikel hiezu eingeschlagen hat, sind strittig, um so mehr, als die lateinischen Formen uns hier im Stiche lassen. Denn während unser *dass* im eigentlichen Substantivsatze bei den althochdeutschen Uebersetzern mit Vorliebe einem lateinischen *quod* [2]) entspricht, tritt es im Folge- und Absichtssatze für *ut*

---

[1]) Zu Otfrid vgl. Erdmann S. O. I S. 156 ff. S. 166 ff.; zu den Uebersetzern vgl. Tatian 46, 5: *sô thaz her ni mohta = ita ut iam non posset* u. a. Tat. 22, 6: *then scuof her namon, thaz siê hiezzîn Boanerges = quibus imposuit nomina Boanerges.*

[2]) Vgl. Tat. 2, 10: *inti forstuontun thaz her gisiht gisah = et cognoverunt quod visionem vidisset.*

ein, wobei sich dieses *ut* in der deutschen Wiedergabe scharf und konsequent vom komparativen *ut* abhebt, das immer nur durch Vergleichspartikeln übersetzt wird [1]).

Also sklavische Anlehnung an die lateinischen Formen dürfen wir auch bei den ängstlichsten Uebersetzern nicht voraussetzen; sie wählten zum Ersatz des lateinischen Wortes immer ein solches deutsches, das von Hause aus Berührungspunkte enthielt. Erdmann, der wie die herrschende Ansicht überhaupt, den Finalsatz aus dem konsekutiven entstehen lässt, ihn als eine Differenzierung desselben erklärt, gewinnt für den Konsekutivsatz die Brücke zum Substantivsatze durch sein inneres Objekt, über das er sich S. O. I S. 62–64 ausführlich ausgesprochen hat. Uns scheinen die Berührungspunkte mehr in bestimmten Formen des Substantivsatzes zu liegen, wie sie sich in Belegen zeigen von der Art von Tat. 31, 5: *Inti sô uuer sô thih thuinge, thaz thû mit imo gêst thûsunt scritô* = *Et quicunque te angariaverit mille passus.* 5, 13: *vurdun tagâ gifultê, thaz siu bâri* = *impleti sunt dies ut pareret* u. a. 24, 3: *Zi niouuihtu mag iz elihôr, nibi thaz man iz ûzuuerphe* = *Ad nihilum valet ultra, nisi ut proiciatur* u. a. Gerade die Finalsätze, die ja häufig die Form *zi thiu thaz* zeigen und bei unseren Uebersetzern ausserordentlich überwiegen über die Konsekutivsätze, mögen die Formel *ut* = *dass* erzeugt haben.

---

[1]) Vgl. Tat. 4, 2: *Et factum est ut audiuit salutationem Mariae Elisabeth, exultavit infans in utero eius. Uuard thô, sô siu gihôrta heilizunga . . . gifah thaz kind in irâ reue* u. a.

Unsere neuere Sprache liebt für diese Sätze die einfache Partikel *dass* nicht mehr. Für den Konsekutivsatz ist die Verbindung *so dass* herrschend geworden, während Luther noch überwiegend Belege zeigt, wie (VI 426, 17) *Es ist allis öffentlich, das sie selb zu Rom mussen bekennen, es sey greulicher und mehr, den yemant sagen kunde* u. a.

Im Absichtsatze hat sich die einfache Partikel ohne Zuthaten vor allem in der Umgangssprache erhalten (vgl. Fontane 38, 10: *können wir nicht die Fenster aufmachen, dass wirs besser hören*). Daneben — und in erster Linie in der Schriftsprache — gingen frühzeitig auch Versuche einher, vollere Formen unserer Partikel durch Zusammensetzungen zu entwickeln. Charakteristisch ist hier Luthers Sprache, in der zwei Formen vor anderen hervortreten: *auf dass* und *damit*, die wir um die Herrschaft ringen sehen, bis die zweite und spätere die erstere allmählich unterdrückt. *Auf dass* soll nach D.W.B. I 605 niederdeutschem Einfluss entspringen; es lässt sich jedoch zuerst in Mitteldeutschland belegen, bei Beheim. Die Oberdeutschen gebrauchen es zuerst Ende des 15. Jahrhunderts. Nikolaus von Basel hat es nicht, ebenso nicht Steinhöwel, wohl aber Murner und Hutten [1]). Luther scheint diese Form vor allem in seinen Erstlingsschriften zu begünstigen und ausserdem auch später mehr in demjenigen Satze zu verwenden, der an

---

[1]) Vgl. Leo Judä, der 1521 in Zürich Luthers *de libertate Christiana* verdeutschte und an den Stellen, in denen Luther seiner eigenen deutschen Fassung *auf dass* einverleibte, seinerseits *damit* aufweist.

den Folgesatz streift (vgl. E. 29, 244, 25; *dass Paulus ... helle eraus sagt, Das brod das wir brechen ... auf dass hie mit D. Carlstads Lügen im dreck liege*). Die Form *damit*[1]) lässt in den Erstlingsschriften ihre pronominale Grundbedeutung stets deutlich durchschimmern (vgl. VI 417, 3: *so mocht man ein tausent gulden odder zehen zusammen bringen, damit ein Cardinal sich einem reychen kunige gleich halte zu Rom* u. a.). Doch finden wir schon aus 1520 auch die ersten Belege dafür, dass die Partikel von dieser Grundbedeutung sich losgelöst hat (vgl. VI 462, 35: *hat er ein solchs fundlin erdacht, yhn desselben reychs und namens berauben, und den Deutschen, die zu der zeyt streitbar und guttis geschrey reich waren, zuwenden, damit sie des Romischen reychs gewalt unter sich brechten* u. a.). Wenn Erdmann für Luther die Partikel als noch selten bezeichnet (vgl. S. 140), so bezieht sich dies wohl mehr auf die Anfänge der Bibelübersetzung, denn in den späteren Schriften erscheint sie ungemein häufig, vor allem auch in Stellen, in denen wir früherem Gebrauche entsprechend *auf dass* erwartet hätten[2]).

Nach diesem geschichtlichen Ueberblick über den Entwicklungsgang unserer Partikel, liegt uns noch ob, ihre Verwendung im eigentlichen Substantivsatze, spezieller im Subjekt- und Objektsatze eingehender abzugrenzen. Diese Sätze bringen in erster Linie den Inhalt einer Aussage oder eines entsprechend

[1]) Die früheste Verwendung dieser Form findet sich wohl im 11. Jahrh., vgl. Erdmann Zschr. f. d. Ph. XX S. 226.

[2]) Vgl. E. 31: 239, 13; 32: 32, 3 u. a.

gefassten Wunsches (Befehl) zur Darstellung, führen uns also zur oratio obliqua zurück. Wir hatten diese letztere im Gegensatze zur oratio directa als eine durch Modus- und meist auch durch Personenverschiebung gekennzeichnete Form dargestellt und müssen hier nachtragen, inwieweit an deren Stelle die Konjunktion *dass* eindringt, die von vielen Grammatikern als die Normalform angesehen wurde [1]).

Ursprünglich trat die Partikel in den Fällen ein, in denen der Inhalt der Aussage deutlich als Einheit, als Ganzes zusammengefasst erschien, sei es, dass er zu solcher Einheit schon zusammengeschlossen war, ehe die Verbalthätigkeit des Hauptsatzes ansetzte (vgl. Fontane 68, 8 ff.: *ich habe damals, als die Sache zum Austrag kam, vielfach aussprechen hören, und die Worte sind mir im Gedächtnis geblieben, dass der Schwächere darauf verzichten müsse, dem Stärkeren die Wege kreuzen zu wollen*), sei es, dass er nur überhaupt dieser Verbalthätigkeit gegenüber seine selbständige Existenz behauptet (vgl. Goethe IV 5 S. 136, 16: *Wenn ich Sie nicht kennte, so würde ich in Verlegenheit sein, Ihnen zu sagen, dass Ihre Sachen hier kein grosses Glück gemacht haben*). Aus dem letzteren Grunde werden bestimmte Verba wie *bekennen, gestehen, versichern* u. a. vorwiegend mit dem Dasssatze verbunden, insofern sie nicht einfach dazu dienen, eine Aussage einzuführen, sondern die besondere Form hervorheben, in der der fertige Inhalt zur

---

[1]) Vgl. Gottsched S. 224: *Das Bindewort dass, kann nach einem Wunsch, einer Bitte, Hoffnung oder Versicherung, auch ausgelassen werden.*

Darstellung kommt (vgl. Goethe IV 5 S. 112, 11: *so gestehe ich dir, dass ich doch bei Eröffnung des Kastens zwar nicht geflucht habe, aber doch verstummt bin* u. a.). Abgesehen von dieser Eigenschaft des Dasssatzes, dass er den Charakter des Substantivsatzes schärfer hervortreten lässt als die oratio obliqua, wird er auch durch stilistische Rücksichten bald begünstigt, bald gehemmt: vgl. S. 28, 20 dieses Buches, wo in der Bemerkung *Grimm stellt den Satz auf, es lasse sich denken, dass* sicherlich die Abneigung vor zweimaligem *dass* zum subjunktiven Konjunktive führte, während in anderen Fällen wieder das Bestreben überwiegt, Missverständnisse auszuschliessen. Eine zweite Grenzlinie läuft zwischen dem Dasssatze und dem indirekten Fragesatze durch. Wir haben schon beim Indifinitum jene Formen kennen gelernt, die an eine Aussage, eine Erkenntnisthätigkeit anknüpfen, indem sie den dunklen Punkt hervorheben, über den die Aussage, die Erkenntnis Licht verbreiten soll (vgl. Goethe IV 5. 142, 17: *Schreiben Sie mir aufrichtig, was Sie dagegen aufzustellen haben! Wir wollen sehen, ob wir uns vergleichen und zu etwas Gutem vereinigen können;* IV 5. 150, 22: *und konnte unter dem Lesen nicht begreifen, wie aus dieses ehrlichen Mannes Feder solche selbstische ungeschikte Albernheiten fliessen könnten*). Dieses *wie* tritt nun schon frühzeitig in Konkurrenz mit der Partikel *dass*, wir finden schon beim Burggrafen von Rietenburg [1]):

---

[1]) Vgl. M.Fr. 18, 27.

Ich hôrte wîlent sagen ein maere,
daz ist mîn aller bester trôst;
wie minne ein saelekeit waere.

Dieser Wettstreit beider Partikeln ist erklärlich, indem nicht nur in manchen solchen Substantivsätzen in der That die komparative Seite sich in den Vordergrund drängt (Luther VI 436, 37: *das es den Bapst lere, wie er auch ein mensch sey, unnd nit mehr dan got* u. a. 418, 5: *wollen wir ein wenig stil halten, und uns sehen lassen, wie die Deutschen nit szo gantz grobe narn sein*), sondern in dem eigentlich jede Erkenntnisthätigkeit an einem dunklen Punkte einsetzt, den sie aufzuhellen beginnt. Von hieraus also lag die indefinite Komparativpartikel dem Substantivsatze nahe, sie brauchte von den Erkenntnisverben nur auf die der Aussage überzuspringen, und hat in diesen vor allem im 15. und 16. Jahrhundert ergiebig eingegriffen [1]).

Begünstigt wurde diese Neigung durch fremde Vorbilder, vgl. Luc. 24, 20: *das von Jhesu von Nazareth ... wie jn unser Hohen priester und obirsten uberantwortet haben,* das schon in der Beheimschen Fassung im 14. Jahrhundert ebenfalls mit *wie* gegeben war, wozu die Nürnberger Bibel mit *in welcher weyss* die Parallele stellt (vgl. ὅπως = *quomodo* in den Vorlagen). Luther hat die indefinite Partikel ungemein häufig verwendet, anfangs vorwiegend nach Verben der Erkenntnisthätigkeit, später ebenso reichlich nach Verba dicendi. Bei

[1]) Vgl. St. I S. 201. Mul. 4, 1: *Vnd sagent etlich, Wie der sun ... die mûter ... töten liesse.*

ihm hat sich auch schon die Kombination *wie dass* ausgebildet, die wir auch bei Murner[1]) treffen (vgl. Luther I 201, 12: *Wan man prediget, wie das alle menschen yn ungnaden seynd der sund halben* u. a.).

β) denn und dann.

Auch *denn* und *dann* sind Accusative, aber Generis masculini im Gegensatze zum neutralen *dass*, sie entsprechen dem lateinischen *tunc*. Beide Formen gehen bis in den Anfang der neuhochdeutschen Periode in ihren Funktionen ungetrennt nebeneinander her, selbst Luther hat sich noch nicht für die eine oder andere Form entschieden[2]). Die nahe Berührung mit dem lateinischen *tunc tum* zeigt sich für unsere Partikeln vor allem bei den althochdeutschen Uebersetzern, bei denen sie aber schon so ungemein häufig ohne lateinische Vorlage eintreten, dass eine originale deutsche Entwicklung hier nicht von der Hand zu weisen ist.

Die Bindekraft unserer Partikel stammt aus den anaphorischen Funktionen des Demonstrativs, sie weist zurück, aber die Vorstellungen, auf die sie zurückweist, wurzeln alle in der Zeitanschauung; der Accusativ,

---

[1]) Vom grossen Lutherischen Narren V. 124.

[2]) Die gegenteilige Behauptung im D.W.B. II S. 740 ist unrichtig. Ausserdem haben uns unsere Dialekte auch die Form *denn* in vielen Funktionen bewahrt, in denen die Schriftsprache *dann* fordert, ja selbst die allgemeine Umgangssprache bewahrt sie in Fällen wie (Fontane 23) *Und da standen wir denn nun auf der Landungsbrücke;* (24) *Und so gingen wir denn den weiten Weg.*

der sich in ihr vom Demonstrativstamme isoliert hat, ist ein Accusativ der Zeit (vgl. S. 149). So legt sich von Alters eine Begebenheit in ihren einzelnen Momenten gerne mit *dann* [1]) auseinander, nur dass die neuere Zeit einesteils mit den Partikeln hier überhaupt sparsamer umgeht, andererseits, wo sie solche verwendet, eine grössere Auswahl zur Verfügung hat (vgl. Fontane 110, 27: *Sie sah ihn an, zog ein Haar aus ihrem Scheitel und wand es um den Strauss. Dann sagte sie*). Von besonderem Interesse ist es, unsere Partikel da zu beobachten, wo die Zeitanschaunng nicht so nahe liegt, wo sie aber für manchen Stilisten eine bequemere Form der Anknüpfung übermittelt. So wenn Luther in Br. 18 S. 35, 21 ff. (*da geht der glaub mit Lust vnd Lieb ynsz werk, als S. Paulus leret die Galatas. Denn zu den Philippernn, do er sie geleret hatte, wie sie alle gnad vnd gnugde hettenn durch yhren glauben yn Christo, leret er sie weytter vnd sagt* etc.) zwei Aussprüche, die er in der lateinischen Fassung dieser Stellen mit *sic* als gleichgeartet auffasst, in der deutschen Fassung unter dem Gesichtspunkt der Zeitfolge darstellt. Vgl. hiezu Götz 88, 6: Sickingen. *Ihr werdet gegen die Menge wenig sein.* Götz. *Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.* Sickingen. *Wenn sie aber einen guten Hirten haben?* Götz. *Sorg du. Es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist.* Aus

---

[1]) Der Kürze wegen setzen wir jedesmal diejenige Form ein, die unsere heutige Schriftsprache im einzelnen Falle verwendet.

diesem Beispiel erklärt sich, inwiefern unsere Partikel den kopulativen Satzbindemitteln Konkurrenz machen kann, wie sie andererseits von Alters her auch den adversativen Partikeln zur Seite trat [1]).

Die reichlichste Verwendung hat unserer Partikel jedoch diejenige Demonstrativkraft gesichert, bei der der bestimmte Hinweis auf ein gegebenes Zeitmoment in allgemeine Andeutungen sich verflüchtigt hat. So erscheint sie schon als Zeitpartikel mit Vorliebe in Sätzen, die in die Zukunft übergreifen (vgl. Fontane S. 200: *Nun ich denk es mir so. Jeden Morgen Briefe. Dann Promenaden - Konzert und Spaziergang mit den zwei Damen, am liebsten in einer verschwiegenen Allee. Da setzen wir uns dann und lesen uns die Briefe vor, die wir doch hoffentlich erhalten werden ... Und dann kommt das Bad und nach dem Bade die Toilette ... Und dann gehen wir zu Tisch* u. s. w.). In der Zeitanschauung, die unsere Partikel hier verkörpert, spiegelt sich jedesmal der vorhergehende Satz wie in der Prämisse [2]) eines Bedingungssatzes, weshalb unsere Partikel frühzeitig auch im hypothetischen Zeitsatze [3]) und im Konditionalgefüge eine Rolle spielte. Freilich im letzteren war es immer mehr der Hauptsatz, der ihr ja auch

---

[1]) Vgl. Tatian 29, 2: *Dictum est ... Ego autem dico vobis* = *Thanne ih quidu iu* u. a. Vgl. die Indices der Textausgaben althochdeutscher Uebersetzer unter *thanne.*

[2]) So schon im Freisinger Paternoster (Braune Lesebuch S. 31, 3).

[3]) Vgl. Rannow S. 73. Erdmann S. O. I S. 121; vgl. z. Bo. S. 74 und 75. Zu Ende des 15. Jahrh. wurde unsere Partikel durch *wenn* verdrängt.

heutzutage noch gegenüber der Partikel *so* eine bescheidene Verwendung gesichert hat (vgl. Fontane S. 207: *Du weisst ja, ich muss es immer sehen. Und wenn ich es nicht sehe, dann denk' ich, es ist alles aus*). Und in ähnlicher Verwendung greift unsere Partikel nun aller Orten ein, vorhergehende Satzinhalte in hypothetischer Beleuchtung wiederspiegelnd, um Folgerungen daran weiter zu spinnen [1]) (vgl. Fontane 102: *Mutter wird es ihr ausplaudern. Ja dann steht es schlimm* u. a.). Aus dieser Wurzel sind Fügungen aller Art erwachsen, in denen uns die Partikel gar nichts mehr zu bedeuten hat, sie gehören vor allem dem Fragesatze (vgl. Fontane 212: *Lene is nich da. — Wer is denn da?*) und dem Heischesatze an (vgl. Fontane 94: *Ist es ein Geheimnisz? — Nein — Nun denn sage*). Und von solchen Fügungen aus ist die Partikel zu einem inhaltsleeren Füllsel geworden, das namentlich in Nebensätzen an Formen wie *wenn, was, wie* sich anhängt (vgl. Fontane 74: *Viele Namen aus der Zirkus-Aristokratie blühen schon in der dritten und vierten Generation, was denn doch einigermaassen auf Wechselzustände von schlank und nichtschlank . . . hinweist*).

In das Kausalgebiet hat unsere Partikel anfangs nur spärlich übergegriffen, obwohl auch hier das *post hoc, ergo propter hoc* sich gelegentlich geltend machte (vgl. z. Bo. S. 73). Immerhin jedoch ist unser heutiges *denn* (vgl. Fontane S. 128: *Lene nickte, war aber*

---

[1]) Hieher gehört auch das *denn* in der Formel *es sei denn, dass* etc. s. S.

nur halb dabei, denn ihr Interesse galt auch heute wieder dem Wassersteg) wohl nicht unmittelbar aus dem alten danne erwachsen, wie es uns in Notkers Boethius (Hattemer III 68 b, 32) vorliegt: *Cumque clarum sit. fortuitam felicitatem finiri morte corporis. Et hic dubitari nequit = Unde danne offen sî. sâment temo lîchâmen ersterben dia uuerltsâlda, Sô neist nehein zuîuel.* Die litterarische Tradition hat uns von diesem kausalen *danne* keine Belege übermittelt, die zu unserem heutigen begründenden *dann* überführen könnten, wohl aber wird um die Wende des 15. Jahrhunderts ein dem entsprechenden *wan* (= *wanda* = *quia*) durch *dann* abgelöst[1]). Diese Verdrängung der Form *wann* durch *dann* ging von anderen Punkten aus, von der Verbindung mit Komparativen, wo gegenüber von einem Steinhöwelschen (Aesop 43, 17) *und kam gar vil ee, wann die andern an,* = *priusquam* um das Ende des 15. Jahrhunderts das alte *danne* sich wieder vorwagte (vgl. St. II

---

[1]) Vgl. St. I S. 207 S. 209. Luther schreibt *denn,* das er auch in seiner Ausgabe der deutschen Theologie gegen den älteren Text einführt, schon in seinen ersten Schriften, vgl. I 159, 31: *szo bittet er nu hie, nit das er gantz ungestraffet sein wolt, dann das wehr nit ein gut tzeichen, sunder als ein kind vom vater gestrafft wirdt.* Wenn auch in Lutherschen Schriften gelegentlich *wan* begegnet, so sind uns diese Stellen aus süddeutschen Drucken (vgl. VI 21, 27, ebenso in der von Spalatin zu Augsburg veröffentlichten Auslegung des 109. Psalms vgl. I 691, 8. 692, 9 u. a.) überliefert. Ausserdem hielt der Kanzleistil an dem altertümlichen *wann* fest, das noch in dem Druckprivileg Kaiser Leopolds (1662) für Schottelius sich vorfindet; daraus mag sich erklären, dass Luther 1519 an den Kurfürsten ein *wann* verwendet, vgl. Enders Briefwechsel Luthers I S. 448.

S. 207). Diese Bewegung scheint auch auf das kausale *wan* übergegriffen zu haben, das mit dem ersteren nur die Form[1]) nicht aber die Bedeutung gemein hatte, und so kam die Partikel *denn* wieder in den Kausalsatz herein.

γ) da.

Auch hier hatte die ältere Sprache zwei Formen zur Verfügung, *dô* und *dâ*, von denen das erstere eine Zeitpartikel war, die im Gotischen fehlte und auch in den Glossen und den ältesten deutschen Denkmälern erst allmählich Eingang fand, während sie im Angelsächsischen und Altnordischen ihre Rolle spielt. Im Gegensatz hiezu war die Raumpartikel *dâ,* deren Grundform noch in Zusammensetzungen, wie *darin, darauf* erkenntlich ist, von Anfang an in allen germanischen Dialekten vorhanden. Beide Formen, die sich noch im Mittelhochdeutschen nach ihrem Gebrauche so streng schieden, als nur Zeit- und Raumanschauung auseinanderzuhalten war, fangen später an, sich zu mischen, wozu noch dialektische Einflüsse rein lautlich beitragen, so dass in oberdeutschen[2]) Schriften des 15. Jahrhunderts *do* völlig die Oberhand gewinnt, während sich bei Luther *da* durchringt.

Und doch ist es eigentlich nur die Zeitpartikel, die für das Satzgefüge recht in Betracht kommt. Die

[1]) In allen Denkmälern, die *wann* oder *dann* verwenden, wird die Kausalpartikel genau so behandelt wie die an Komparative anknüpfende.

[2]) Vgl. St. I S. 202.

frühesten originaldeutschen Denkmäler zeigen uns, wie gern schon der ältere Stil mit der Zeitpartikel anknüpfte vgl. Hildebrandslied Z. 33: *want her dô ar arme wuntane bougâ.* 63 ff.: *dô lêttun se aerist asckim scrîtan, scarpên scurim: dat in dêm sciltim stônt. dô stôpun tô samane*). Im Heliand genügt nur ein oberflächlicher Blick, um die überreichliche Verwendung des demonstrativen *dô* zu erkennen, und ähnlich zieht es sich bis in die neuere Zeit herein [1]), in der es durch mannigfaltige Bildungen etwas eingeschränkt erscheint.

Auch im Nebensatze erscheint es frühzeitig, und es ist wohl kein Zufall, dass z. B. der Isidorübersetzer gerade Temporalsätze, die er ohne lateinische Vorlage bildet, vorwiegend mit unserer Partikel einführt, während er lateinisches *quum* mehr durch *dhanne* wiedergiebt. Im 15. Jahrhundert drängte sich die Komparativpartikel *als* (= also s. S. 234) in den Zeitsatz, indem die Artgleichheit eine Form wurde, unter der die zeitliche Gemeinschaft [2]) vorgestellt werden konnte. So finden wir schon bei Steinhöwel beide Formen nebeneinander (vgl. St. I S. 204; vgl. Aesop 39, 8: *da Esopus heut von acker kam umb das brot, als er den keler offen fand, da gieng er hin*), nur dass die neue Partikel *als* viel schärfere Abgrenzung der Tempusformen ver-

[1]) Vgl. auch St. I 202.

[2]) Wie nahe diese Auffassung unserem Sprachgefühle liegt, sehen wir am besten an ähnlichen Versuchen mit der Partikel *wie*, die heutzutage immer stärker eindringt, vgl. Goethe IV 5. 189, 15: *Wie dieser Brief schon geschlossen war, erhielt ich den Ihrigen über Rousseaus Lieder.* Vgl. Reis S. 27.

langt als die ältere (vgl. St. I S. 204; II S. 267). Heutzutage ist für den eigentlichen Zeitsatz *als* ganz zur Regel geworden; *da* hat sich im Grunde nur in denjenigen Fällen gehalten, in denen sich aus dem Zeitverhältnis dasjenige von Grund und Folge entwickelt hat [1]), wurde jedoch auch hier stark durch *weil* und ähnliche Formen bedrängt, so dass es z. B. in den Irrungen, Wirrungen von Fontane nicht ein einziges mal vorkommt.

Die Raumpartikel hat für das Satzgefüge weniger Bedeutung gewonnen; ausser dem Relativsatz, in dem sie in der älteren Sprache an Stelle unseres heutigen *da, wo* erschien [2]), waren es Kompositionen wie *darin, darob, darunter, darum* [3]), *daher, davon, dazwischen, dafür, dabei, dadurch, damit*, mit denen sie teilweise ergiebig in das Gebiet der Bindepartikeln eingriff. Diese letzteren Formen sind aber meist jüngeren Datums und an die Stelle von älteren Verbindungen des Instrumentalis getreten (an Stelle von *bidiu, fone diu, mittiu* [vgl. z. Bo. S. 67]), oder sie haben Casusformen des Demonstrativpronomens verdrängt (*dadurch* und *darum* für *durch daz* und *umbe daz)*, die sich nur in *deshalb* etc. und *nach dem* etc. gehalten haben.

Als einfaches Adverbium ist die Raumpartikel ein belebendes Glied aller Arten von Sätzen (vgl. Fontane

---

1) Vgl. Matth. 5, 1: *Da er aber das volck sahe, gieng er auff einen berg = Cum uidisset autem turbas.*

2) Vgl. z. Bo. S. 42, vgl. Erdmann S. 54. 55.

3) Neuerdings begegnet die Form *dar* auch in Kompositionen der Zeitpartikel, vgl. *darnach, darauf.*

S. 129: *das ist kein Zufall, dass sie da kniet, sie kniet da für mich*) das vor allem in der natürlichen Umgangssprache so häufig ist wie die Bewegung des Zeigefingers beim Sprechenden [1]); in der feineren Sprache wird an ihrer Stelle *hier* vorgezogen.

2. Die Ableitungen von ausgestorbenen Demonstrativstämmen.

Hier haben wir von zwei verschiedenen Stämmen aus die beiden Formen *nun* und *so,* die im Satzgefüge eine bedeutende Rolle spielen.

α) nun.

Wie *danne* dem lateinischen *tunc*, so entspricht *nun* dem lateinischen *nunc* (= νῦν) und ist als Zeitadverb sowohl im Gotischen als auch in den anderen germanischen Dialekten belegt, nur dass es hier speziell im Deutschen seit dem 12. Jahrhundert von der Partikel *jetzt* (*ie zuo,* vgl. D.W.B. IV 2 S. 2317) stark eingeschränkt wurde [2]).

Die syntaktische Bindefähigkeit unserer Partikel beruht darauf, dass der Zeiteinschnitt, den wir Gegenwart nennen, von selbst den Blick nach vorn und nach rückwärts lenkt (in die Zukunft und die Vergangenheit), dass also schon hiedurch die pronominale Bindekraft

[1]) Hierauf beruht auch das sogenannte differenzierende *thar* (*da, do*) in Relativsätzen, vgl. z. Bo. S. 22, Luther Pr. S. 58 (vgl. Br. 18. 30, 37: *Die anderen aber, die do meynen*), vgl. St. I S. 186.

[2]) Vgl. St. II S. 241, 242.



gelöst wird, wozu dann das weitere Moment tritt, dass diese Zeitformen sich unter dem Gesichtspunkte des Gegensatzes einander gegenüberstellen. Dies tritt schon in dem ersten Belege zu Tage, in dem ein deutscher Uebersetzer gegen seine Vorlage die Partikel einschob, in Is. 19, 20: *Untazs hear nû augidhom uuir dhazs gheistliihe chirûni . . . hinan frammert nu chichundêmes* etc. = *Hucusque mysterium . . . otsendimus, dehinc.* Die verschiedenartigen Fügungen, die sich hieraus entwickelten, und die unserer Partikel namentlich die Fähigkeit sicherten, Wendepunkte der Darstellung zu markieren, sind St. II S. 241 ansführlicher dargestellt worden, so dass wir hier wohl darauf verweisen dürfen.

Auch in den Nebensatz ist die Partikel übergetreten, wie alle Demonstrativformen; wir finden sie so schon im Hildebrandsliede Z.: 59: *der sî doh nû argôsto ôstarliuto, der dir nû wîges warne, nû dih es sô wel lustit.* Die Verwendung hier ist jedoch immer eine kümmerliche geblieben, wenn sie auch bis zu Luther herabreicht (VI 416, 26: *Nu welsch landt ausgesogen ist, kommen sie ynsz deutsch landt*) und auch in unserer Sprache noch möglich ist (*Nun du da bist, komme auch gleich zu Tisch*).

β) so, also, als.

Die Partikel *so* findet sich auch schon im Gotischen (*swa*) und entspricht bei unseren althochdeutschen Uebersetzern einem lateinischen *sic, tam* und *ita*, die bald in deiktischem, bald in anaphorischem Hinweise eine Verbalthätigkeit, eine Eigenschaft nach ihrer Art und

Weise bestimmen [1]). Gegen die lateinische Vorlage führt sich nur die anaphorische Partikel ein, was vielleicht einen Schluss auf die Grundbedeutung unserer Form erlaubt, wenn auch freilich Fügungen wie (Hildebrandslied Z. 24) *dat uuas sô friuntlaos man* rasch zu deiktischer Verwendung führen mussten. Die reichliche Verwendung, die unsere Partikel aus ihrer pronominalen Bindefähigkeit heraus für Beiordnung und Gegensatzverhältnis entwickelt hatte, ist unserer heutigen Sprache ganz abhanden gekommen. Einige Belege aus Luther mögen eine schwache Andeutung geben von dem Umfang, den ihre Verwenduug in der älteren Sprache erreicht hatte [2]): Wie der allgemeine Hinweis auf eine Situation einfach bloss die Anknüpfung vermittelt, zeigt uns (Br. 18, S. 30, 5): *denn der ynnerliche mensch ist mit gott egnesz . . . vnd stett alle seyn lust darynn, das er widderumb mocht gott auch vmbsonst dienen ynn freyer lieb, szo findet er ynn seynen fleisch eynen widerspenstigen willen.* Noch häufiger jedoch hebt solch ein Hinweis auf die Situation das Gleichartige oder das Ungleichartige des neuen Satzes hervor (*so* an Stelle von *auch* und von *aber*: vgl. VI 455, 3: *Es wirt niemand drann zweyffeln, das . . . szo ist niemandt szo vnwyssendt, das* und Br. 18 S. 30, 10: *Ich hab ein lust, yn gottis willen nach meynem ynnernn menschen, szo find ich eynen andernn willen ynn meynem fleisch.*

[1]) Vgl. Tat. 8, 3: *Sic enim scriptum est = Sô ist giscriban; 89, 1: unde ergo nobis in deserto panes tantos.= uuanân uns sint in uuostinnu sô manigu brôt.*

[2]) Vgl. St. II S. 243.

Nur auf logischem Gebiet haben sich die Fügungen fester gehalten, mit denen unsere Partikel auch hier hinübergegriffen hat. Allerdings finden wir hier vor allem Belege, in denen in der That die Vorstellung der Artgleichheit diejenige von einem Verhältnisse von Grund und Folge gar nicht aufkommen liess [1]). Andererseits aber hat sich frühzeitig gerade die folgernde Bedeutung an unserer ursprünglichen Artpartikel herausgebildet, die wir zum ersten male im Muspilli antreffen (Braune Lesebuch S. 78 Z. 23 ff.: *dâr piutit der Satanaz altist heizzan lauc. sô mac huckan za diu, sorgên drâto, der sih suntîgen uueiz*). Unsere heutige Sprache verwendet zur Folgerung mit Vorliebe das mit *al* verstärkte *also*; die einfache Partikel hat sich hier nur noch neben der Copula (*und so*) und in Heischeformen gehalten (*So komm doch*).

Die ausgedehnteste Verwendung hat die einfache Partikel in der Hypotaxis erhalten. Hier hat sie vor allem die Funktion, nachgesetzte Hauptsätze an Nebensätze zu binden, wozu sie ihr pronominaler Charakter besonders befähigte. Wir finden sie aber nicht bloss im eigentlichen Vergleichsatze (*wie du mir, so ich dir*) und im Kausalsatze, wo sich schon das folgernde *so* breit machen konnte, sondern auch im Konditionalgefüge, wo sie vom Nachsatze so ergiebig Besitz genommen hat (Fontane S. 36: *Und wenn ich mit meiner Nachbarin*

[1]) Vgl. schon Tat. 14, 2: *ego a te debeo baptizari et tu venis ad me. Respondens autem Jhesus dixit ei: sine modo, sic enim decet nos implere omnem iustitiam = lâz nu, sô gilimphit uns zi gifullenne al reht.*



zur Linken . . . fertig bin, so wend' ich mich zu meiner Nachbarin zur Rechten), dass uns die fehlende Partikel (vgl. Fontane 37, *Wenn es nicht Morcheln sind, sind es Champignons*) stört und die Partikeln *dann* (vgl. Fontane 37 *wenn es nicht das rothe polnische Schloss ist, dann ist es Schlösschen Tegel*) oder gar *da* (Fontane S. 37 *wenn es alles so redensartlich ist, da wundert es mich, dass ihr solche Gesellschaften mitmacht*) ganz daneben zurücktreten [1]).

Im Nebensatze selbst ist für rein komparative Funktion die einfache Partikel frühzeitig durch *alsô, als* verdrängt worden, das seinerseits wieder von *wie* abgelöst wurde (s. S. 234). Auch im Konditionalgefüge hat unsere Partikel ihre Rolle ausgespielt, während sie uns noch Luther auf dem Höhepunkt zeigt (vgl. Joh. 16, 7: *Es ist euch gut, das ich hin gehe, Den so ich nicht hin gehe, so kompt der Tröster nicht zu euch. So ich aber gehe, wil ich jn zu euch senden*).

Ausgestorben ist auch eine dritte Verwendung unserer Partikel, die bei Luther so häufig war, und deren blosser Gebrauch unserem heutigen Deutsch Anklänge an die Bibelsprache sichert, die Vertretung des Relativpronomens [2]) (vgl. VI 451, 20: *Es ist auch zu besorgenn, das die viel Messen, szo oft auff stifft und kloster gestifft sein, nit allein wenig nutz sein, szondern grossen zorn gottis erwecken*). Noch Schottelius (S. 543) führt

---

[1]) Allerdings bei Fontane nicht, der gerade für diese beiden Formen besondere Vorliebe zeigt und damit sicherlich die Umgangssprache trifft.

[2]) Vgl. Pr. S. 60.

so als gleichwertigen Ersatz für sämtliche Formen des Relativpronomens auf. Erdmann (S. 55) bringt auch noch für das 18. Jahrhundert Belege bei, mit denen jedoch der Gebrauch schwindet. Dagegen hat hier — allerdings mehr in der Volkssprache — das Indefinitum (vgl. S. 200) eingegriffen, das noch kräftig blüht vgl. Anzengruber II S. 238: *Und doch sind Tag' g'west, wo.*

also

die vollere Form, die wir bereits mehrfach beobachtet haben als siegreichen Konkurrenten der einfachen Partikel, hat sich als rein komparativ andererseits ganz von der Verbindung mit Adjektiven zurückziehen müssen; wir können nur noch sagen *so böse,* während im Dekameron (vgl. St. II S. 244. 245) Belege begegnen wie *mit also pösem angesiht.*

Im Nebensatz hat sich allmählich die auf geringerer Betonung beruhende Form *als* (bis zum 15. Jahrhundert schwanken *also, alse, als* je nach der Betonung) festgesetzt, die aber schon bei Steinhöwel stark von dem indefiniten *wie* bedrängt wird (vgl. St. II S. 246 [1]), das heute durchgedrungen ist und die alte Vergleichspartikel ganz auf den Temporalsatz, auf die Fügung *als ob* und die Anfügung von Appositionen eingeschränkt hat (*Cicero als Redner*).

Dagegen hat sich die Partikel neben Komparativen

[1]) Schon dort finden wir *wie oben stat* neben gebräuchlicherem *als oben stat.*



ungemein ausgedehnt und hat hier das ältere *denn* (von *wenn*, *weder* u. a. ganz zu schweigen) auf diejenigen Fügungen beschränkt, in denen es gilt, einem aus anderen Gründen gesetzten *als* auszuweichen (*er ist als Mensch bedeutender denn als Künstler*). Auch hier greift jedoch neuerdings, vor allem in Dialekten, das indefinite *wie* über (*grösser wie du*).

b) Die Bindepartikeln als Exponenten bestimmter Satzverhältnisse.

Wir haben an den Pronominalpartikeln beobachten können, wie sie aus rein äusserlichen Hinweisen und Anknüpfungen an bestimmte Satzteile allmählich zu Bindemitteln des Satzgefüges wurden und wie sich so am Ende ganz bestimmte Kategorieen von Sätzen und Satzverhältnissen herausgebildet haben. Nun erübrigt uns noch die hauptsächlichsten derartigen Verhältnisse im Zusammenhang zu beobachten und für jedes die Mittel zusammenzufassen, die in seinem Dienste verwendet werden.

1. Die Copula und.

Die Schulgrammatik beginnt ihre Aufzählung der Konjunktionen gewöhnlich mit der Copula, weil sie ihr als einfachste, auf der blossen Addition beruhende Form und als häufigste Partikel obenan steht. Im Grunde aber würde sie in einer historischen Darstellung erst an letzter Stelle aufzuzählen sein. Schon ein Blick auf unsere ältere Litteratur, namentlich da, wo sie von den

Fesseln der lateinischen Vorlage nicht beengt ist, zeigt uns, wie gerade diejenigen Sätze, die wir heute samt und sonders mit der Copula anreihen, scheinbar unverbunden sich anfügen, ihr inneres Band aber nicht bloss im Zusammenhang, sondern auch im Tone, im Rhythmus, in der bald parallel geordneten, bald durch Variation wirkenden Stellung der Verba erhalten. Dass diese Freiheit für die ältere Sprache nicht in der Kunstform allein wurzelt, zeigen uns die älteren Prosaschriftsteller, so Steinhöwel (vgl. II S. 248 ff.) und vor allem Luther, dem wir aus der reichen Fülle der Belege einzelne Beispiele entnehmen werden.

Die älteste deutsche Litteratur zeigt uns aber ausserdem deutlich, wo die Copula, abgesehen von dem weit entwickelten Gebrauche des Lateinischen, in unserer Sprache mit ihrer Entwicklung ansetzte. Wenn im ganzen Hildebrandsliede nur einmal die Copula auftaucht, und zwar in Z. 3 *Hiltibrant enti Hadubrant,* so ist dies nur ein Symptom für andere. Denn in der That, wo in einem Satzteil mehrere Substantiva sich häuften, eines zum anderen trat, da konnte sich jene Vorstellung der Addition bilden, die zwischen Verbis schon deshalb nicht original sein konnte, weil Verbalthätigkeiten immer die zeitliche Folge der einzelnen Momente in den Vordergrund rückten.

Allerdings zeigt uns die althochdeutsche Uebersetzersprache schon eine ungemeine Entwicklung der Copula, diese darf aber zum grossen Teile dem lateinischen Stile zugeschrieben werden; denn z. B. die Freiheit, mit der Otfrid je nach den Bedürfnissen des Metrums die Copula

setzt und auslässt, spricht jedenfalls dafür, dass sie seiner Sprache kein notwendiges Bindemittel war.

Auch im Mittelhochdeutschen, wo die Copula schon fähig ist, Satzverhältnisse aller Art zu überschleiern, ja sogar an die verschiedensten Partikeln sich bedeutungslos anzuhängen (vgl. unser *jetzund*[1]), wird sie doch entfernt nicht in dem Masse verwendet wie jetzt. Und noch für Luther sind gerade jene asyndetischen Fügungen charakteristisch. Namentlich bezeichnend ist für ihn, wie gern er in deutschen Schriften an Stellen, die er in seinen eigenen lateinischen Uebersetzungen mit *et* und *que* anknüpft, asyndetisch vorgeht (vgl. Br. 18. 23, 3: *Alszo sehen wir, das an dem glaubenn eyn Christen mensch gnug hatt, darff keynis wercks, das er frum sey, darff er den keynis wercks mehr, szo ist er gewiszlich empunden* [= *nec ei opus fore*] u. a.). Und auch sonst darf man zugreifen, wo man will, überall wird uns die Lutherische Sprache vor allem durch ihre asyndetischen Neigungen auffallen (vgl. Br. 18. 8, 24: *Da warff sich auff der grosz rumredticher hellt, sprueet vnnd schnawbt, als hett er mich schon gefangen, gab fur, er wolt zu ehren Gott vnnd preysz der heyligen Romischen kirchen, alle dingk wagen und auszfuren, bliesz sich auff vnd vormasz sich deyner gewalt, wilch er datzu*

---

[1]) Man hat in diesen Fällen der Copula die Funktion zuschieben wollen, die sie verdeckt, vgl. Tobler Germania XIII S. 91, das geht jedenfalls zu weit. In ***nachdem und Rom gebuwen was*** (Hartfelder Progr. des Heidelberger Gymn. 1884 S. 19, 22 u. a.) ist ***und*** nicht relativ, sondern einfach Anhängsel ebenso wie im Karsthaus (her. v. Kurz in Murner S. 183, 10) ***Warumb vnd.***

geprauchen wolt, das er der vbirst theologus ynn der wellt beruffen wurd, des er auch gewisz wartet mehr den dasz bapstumbs, liesz sich duncken es solt yhm nit wenig datzu furtreglich seyn, wo er Doctor Luthern ym heerschildt furet, Da yhm nu das miszlungen, will der sophist vnsynnig werden).

Wir sehen, wo die Copula hier vor Verben steht, verbindet sie Synonyma, die dann als Paar mit Vorliebe asyndetisch einem anderen Paar gegenüberstehen.

Selten auch verwendet Luther die Copula zur Anknüpfung ganzer Satzgefüge, wo sie heutzutage so verbreitet ist; wir finden zwar Beispiele wie VI 217, 12 (neuen Absatz beginnend): *Und wie wol ich droben gesagt, unnd war ist, das kein unterscheid ist unter den wercken, wo der glaub ist und wirckt, so ists doch zuvorstehn wan* ... Charakteristisch hiefür ist, wie in die vorlutherischen Bibeln mit der Nürnberger Bibel von 1483 das *Vnd* im Beginne der neuen Sätze eindringt (vgl. Math. 2, 1: *Vnd do Jhesus waz geborn;* Luther: *Da Jhesus geborn war;* in der Strassburger Bibel: *Wan do*); ähnliches lässt sich auch in den Psaltern gegenüber einem lateinischen *Et* verfolgen.

Was wir vorher von einer Verschleierung anderer Satzverhältnisse sagten, mag ebenfalls durch ein paar Belege aus Luther beleuchtet werden. Wir finden VI 433, 34: *Es ist das capitel „Solite", darynnen bepstlich gewalt ubir keyszerlich gewalt erhebt wirt, nit einis hellers wert, und alle die sich drauff grunden* u. a. E. 29: 216, 21: *das nur eyner ... so kühne sey vnd predige* u. a. Daniel 6, 2: *welchen die Landvögte solten rechnung thun, vnd*

der König der mühe vberhoben ware; E. 31: 233, 9: *damite sie ... gewisz wären, dasz sie dem teuffel hierin widerstünden, und dennoch daneben fromme ... unterthanen blieben.*

Am häufigsten aber werden Adversativpartikel unterdrückt (vgl. E. 27, 274: *die zu eueh kommen in schafskleider und innwendig sein sie reissende wolf* u. a.; ebenso VI 442, 37: *drumb ist's niemandt schuldig zuhaltenn, unnd der Bapst schuldig ist aller sund, die dawider geschehen* u. a.

Ganz anders freilich als in seinen Originalschriften gebraucht Luther die Copula in der Bibelübersetzung, wo sie ihm von der Vorlage auch allerorten nahegerückt wurde (vgl. z. B. Luk. 23, 34).

Welche Verbreitung die Copula in unserer heutigen Sprache, vor allem in der Umgangssprache gewonnen hat, können wir sehen, wenn wir bei gut beobachtenden Schriftstellern verfolgen, wie sie die Leute erzählen lassen. Charakteristisch hiefür ist ein Beleg aus Fontane (Irrungen, Wirrungen S. 21 ff.: *Und in dem einen Boote, das mit unsrem dieselbe Richtung hatte, sassen ein paar sehr feine Herren, die beständig grüssten, und in unsrem Uebermuthe grüssten wir wieder, und Lina wehte sogar mit dem Taschentuch und that, als ob sie die Herren kenne, was aber gar nicht der Fall war, und wollte sich bloss zeigen, weil sie noch so sehr jung ist. Und während wir noch so lachten und scherzten und mit dem Ruder blos so spielten, sahen wir mit einem Male, dass von Treptow her das Dampfschiff auf uns zukam, und wie Sie sich denken können, liebe Frau Dörr, waren*

wir auf den Tod erschrocken und riefen in unserer Angst Rudolfen zu, dass er uns heraussteuern solle. Der Junge aber war aus Rand und Band und steuerte bloss so, dass wir uns beständig im Kreise drehten. Und nun schrieen wir und wären sicherlich überfahren worden, wenn nicht in eben diesem Augenblicke das andre Boot mit den zwei Herren sich unserer Noth erbarmt hätte. Mit ein paar Schlägen war es neben uns, und während der eine mit einem Botshaken uns fest und scharf heranzog und an das eigene Boot ankoppelte, ruderte der andere sich und uns aus dem Strudel heraus, und nur einmal war es noch, als ob die grosse vom Dampfschiffe her auf uns zukommende Welle uns umwerfen wolle. Der Kapitän drohte denn auch wirklich mit dem Finger (ich sah es inmitten all meiner Angst); aber auch das ging vorüber, und eine Minute später waren wir bis an Stralau heran und die beiden Herren, denen wir unsre Rettung verdankten, sprangen ans Ufer und reichten uns die Hand und waren uns als richtige Cavaliere beim Aussteigen behilflich. Und da standen wir denn nun auf der Landungsbrücke bei Tübbecke's und waren sehr verlegen, und Lina weinte jämmerlich vor sich hin, und bloss Rudolf, der überhaupt ein störrischer und grossmäuliger Bengel is und immer gegen's Militär, bloss Rudolf sah ganz bockig vor sich hin, als ob er sagen wollte: Dummes Zeug, ich hätt' euch auch 'raus gesteuert).

2. auch.

Auch ist durch die neuere Sprache in der Verwendungsmöglichkeit eher eingeschränkt als entwickelt worden.

Es zeichnet sich vor der Copula durch die Fähigkeit aus, die Stelle im Satze zu wechseln, was es mit *aber, doch* teilt (gegen *sondern, oder* u. a.); *es* hebt die Uebereinstimmung eines Satzteiles oder Satzes mit einem anderen hervor und kann demgemäss ebenso wie *und, aber, sondern, oder* auch zwischen Satzteilen vermitteln. Aus dieser Uebereinstimmung haben sich frühzeitig ganz bestimmte syntaktische Verwendungen entwickelt, so die Verbindung mit komparativen Partikeln: *so auch, also auch* u. a.; aber auch die Verwendung als Steigerungspartikel: *Brutus, auch du?* und aus derselben Quelle die im Konzessivsatze: *wie auch, ob auch* (vgl. *obgleich*).

Wo nominale Faktoren in Uebereinstimmung gesetzt werden, steht die Partikel voran: *Auch Karl hat davon gesprochen,* während die Partikel, die Verbalformen hervorhebt, hinter das Verb tritt: *Er hat mir auch davon gesprochen.* Das *auch* als Inversionsbestimmung ist seltener und scheint zum Teil vom französischen *aussi* beeinflusst zu sein (vgl. Goethe IV 4. 118, 19: *Auch hab ich mich heute bei schönem Wetter in der Rhone gebadet, wozu man ein gar artig Häusgen hat da das grüne Wasser unten durchfliesst* (s. S. 103).

3. Die korrespondierenden Bindepartikeln

weder — noch, entweder — oder u. a. haben sich alle erst langsam im Laufe der Zeit entwickelt.

Wir finden z. B. in der Nürnberger Bibel *noch . . . noch* (vgl. Joh. 4, 21), wo Luther *weder . . . noch* ein-

fügt. Dagegen hat Luther selbst noch *oder ... oder,* vgl. I 219, 5: *bisz das adder sie ausz gefurt adder die feynd bekert werden.* Von allen diesen Formen liessen sich vereinzelte Ausweichungen in andere Gebiete (so von *oder* bei Luther in die exceptive Parataxe) und auffallende Gebrauchsweisen feststellen, sie gehören aber immer einzelnen Perioden an und gewinnen nur unter besonderen Gesichtspunkten Bedeutung.

4. Die Adversativpartikeln.

Wir haben hier *sondern, aber, doch.*

sondern verwenden wir heutzutage fast immer, wo eine negative Fassung durch eine positive variiert wird, vgl. Luther Hesekiel 20, 47: *das man seine Flamme nicht wird lesschen können, sondern es soll verbrennet werden alles.* Auch *sondern* ist in dieser Verwendung nicht alt, noch die Vorlutherische Bibel hat jedesmal hier *aber,* wo Luther *sondern* setzt. Und bei Luther selbst können wir die Entwicklung noch beobachten. Wenn wir I 212, 35 finden: *Hie ist zu mercken, das das wortleyn deyn warheyt und dein gerechtickeit nit heyst die, do got mit war und gerecht ist, als etlich vill meinen, sundern die gnad, da mit uns gott warhafftig macht,* so haben hier einige Drucke *besunder* statt *sundern,* und in der That leitet unsere Partikel nach allgemeiner Negierung das vereinzelte Bejahte ein.

aber liegt uns in seiner Grundbedeutung im heutigen *abermals* vor. Die ganze Vorstellung des Gegensatzes entsteht ja auch bloss dadurch, dass wir etwas gewahren,

das einem Vorhergehenden gleich scheint, in gewissen Einzelheiten aber abweicht; aus der unvollständigen Wiederholung [1]) entwickelt sich der Widerspruch.

Unsere Partikel hat ganz besonders für das Satzgefüge Verwendung gefunden. Ueberall wo die Darstellung von der geraden Linie abweicht, liegt die Vorstellung eines Gegensatzes nahe, wobei dann noch insbesondere die lateinischen Partikeln *autem*, *vero* beigetragen haben (vgl. *Aber was ich sagen wollte*).

doch gehört eigentlich unter die Demonstrativpartikeln. Es hebt die Thatsächlichkeit der Vorstellungen hervor, die es einführt, daher ist auch seine Hauptfunktion die Korresponsion mit Konzessivsätzen.

Bei Luther finden wir *noch* an Stelle von *doch* sehr häufig; es verlegt die Thatsächlichkeit mehr auf das Zeitgebiet (vgl. Mönckeberg S. 101, Wetzel S. 106), wie wir in Belegen sehen wie I 208, 21: *hoffenung und vorzweyffeln seyn widder eynander. Nach muszen sie yn dem vorzweyffeln hoffen;* vgl. E. 31: 113, 13: *wiewohl solche ehe ... mehr ein schein ist, denn eine ehe: noch halten sie damit ihre weiber in solchem zwang.*

doch bewährt seine eigentliche demonstrative Grundbedeutung vor allem in Ausrufen aller Art: *wer ist das doch! Sag es doch! Nein doch!*

---

[1]) Vgl. Tat. 242, 4: *Therde giloubit inti gitoufit uuirdit ther uuirdit heil ther dâr abur ni giloubit ther uuirdit fornidirit.*

5. Die Kausalpartikeln.

Zwei Hauptformen giebt es, in denen das Kausalverhältnis im Satze erscheint: Grund und Folge; begründender und begründeter Satz; Hauptsatz — Folgesatz. Wie unsere beiden Namen der Raumanschauung und der Zeitanschauung (post hoc ergo propter hoc) entnommen sind, so entstammen auch die Formen, die dem Kausalgebiet dienstbar geworden sind, fast alle aus derselben Quelle. Schon das ist ein Beweis dafür, dass der Kausalbegriff nicht von Anfang an dem Redenden zum Bewusstsein kam, sondern dass er so unbewusst wie das Kausalgesetz noch heutzutage die Aussagen der meisten Menschen an seinen Fäden leitet, allmählich jene pronominalen Bindemittel zwischen den zwei Sätzen festgelegt hat, denen wir jetzt Kausalbedeutung zuerkennen.

Wir sagen noch heute: *Geh auf die Seite, du stehst mir im Lichte; er kann nicht kommen, er ist krank; der Koffer ist zu schwer, den können Sie nicht allein tragen,* und wir denken nicht immer daran, dass die Fäden, die den zweiten Satz an den ersten angesponnen haben, kausaler Art sind, in den zwei ersten Belegen begründender, im letzteren folgernder Natur. Jedenfalls aber empfinden wir den Mangel einer Kausalpartikel nicht störend. Im Gegenteil, wo sich Begründung oder Folgerung an eine lebhaft vorherrschende Person oder entsprechenden Gegenstand anknüpfen, werden die pronominalen Mittel, mit denen dieser den Satz weiterspinnt, eine andere Satzeröffnung verhindern (vgl. *den können*

Sie); darum werden die Kausalpartikeln so vielfach durch Demonstrativformen verdrängt.

In vielen anderen Fällen aber kommt das zwischen zwei Sätzen vermittelnde Kausalverhältnis dem Redenden überhaupt nicht zum Bewusstsein, oder es liegen bequemere Formen vor, in denen es sich verbirgt, so Relativkonstruktionen, Vergleichsatz u. a., auch Gegensatz (vgl. Luther Br. 18. 19. 33: *Wo sie aber das wort hatt, szo darff sie auch keynesz andern dings mehr, sondern sie hat in dem wort gnugde* [in der lateinischen Fassung *cum*] u. a.). Neben der Copula bricht jedoch wenigstens die Folgerung immer mit Partikeln durch (vgl. Fontane 115, 2: *Hankels Ablage war nämlich wirklich eine Ablage und so heisst es denn auch so.*

Auch wo das Kausalverhältnis in Partikeln zur Darstellung kommt, ist das Verhältnis der beiden Sätze äusserlich meist gleichwertig, die Form der Anknüpfung ist die Parataxe. Hier knüpfen die Folgesätze, für die wir die Partikeln *so* und *also* kennen gelernt haben, gern mit Verbindungen der Demonstrativpartikeln an: instrumental *damit, dadurch;* allgemeiner *daher, darum, deshalb.* Der begründende Satz als zweiter Satz knüpft in Parataxe stets mit *denn* an (s. S. 224 [1]).

In Hypotaxe dagegen, also in der Unterordnung des einen Satzes unter den anderen ist die Stellung des begründenden Satzes eine viel freiere. Er kann vorausgehen und nachfolgen, je nachdem sein Inhalt zugleich

---

[1]) Ueber Beteuerung mit *ja* und *doch* als Begründung s. S. 202.

ein Band ist, das vom Vorhergehenden aus herüberleitet (*Nun weil du einmal gekommen bist, so kannst du auch da bleiben*) oder mehr ein Nachtrag, der zur Erklärung noch eingeschoben wird (*Er kann ja nicht mit, weil er krank ist*).

Die Formen für den begründenden Satz haben sich sehr vereinfacht: *da,* das aus der *zeitlichen* Gemeinschaft eine logische Verbindung von Grund und Folge hervorgehen liess, ist stark bedrängt durch das ganz entsprechende *weil* (älter *die weil*), das in temporaler Bedeutung vielleicht noch bei Goethe in IV 4. 326, 2 enthalten ist: *Knebel ist allein weg weil mein alter Beruf mich hält,* jedenfalls aber bei Luther in I 207, 33 *und die weyl der alt mensch lebt, sall die furcht, das ist, sein creutz und todten, nit auffhoren.* Bei Luther ist auch die Entwicklung von der Zeitpartikel zur Kausalpartikel deutlich zu verfolgen und ebenso deutlich, wie das alte *seit, seitmale* (*sintemalen*), das im 15. Jahrhundert noch eine so grosse Rolle spielt, allmählich zurückweicht.

Die Folgerung im hypotaktischen Gewande haben wir oben beim Folgesatze besprochen (S. 214 ff.).

6. Die Konditionalpartikeln.

Für das Konditionalverhältnis ist die Parataxe auf die sogenannte Inversionsform beschränkt, die wir oben bei der Wortstellung betrachtet haben, denn die wenigen Belege entsprechenden Imperativs (s. S. 61) sind nicht mitzuzählen. In diesen Fällen wird aber der Folgesatz

regelmässig durch die hypothetische Partikel *so* an den Haupt- und Vordersatz angeknüpft.

Die Partikeln sind alle mit hypotaktischer Gliederung verbunden und ausserdem hat unsere Sprache hier einen alten Reichtum merkwürdig zusammenschrumpfen lassen. Das alte *ob*, 'das unserem *etwa* entspricht und das dem Konditionalsatze also dieselbe Prägung verlieh, wie die Inversion als Frageform, ist ganz auf den Konzessivsatz eingeschränkt worden (*ob er kommt? oder nicht? er soll mir doch Freund bleiben*). Die frühneuhochdeutsche Sprache hatte dieses ältere *ob* bereits durch das komparative *so* eingeschränkt, das aus einer hypothetischen Situation heraus die Folge an den Grund anknüpfen liess: vgl. VI 411, 22 *szo yemant etwas bessers offenbar wirt, ob ehr schon sitzt und dem andern zuhoret ym gottis wort, so sol der erst, der do redt, stilschweygen und weychen.* Daneben stritten die beiden indefiniten Partikeln *wo* und *wann* (*wenn*) um den Vorrang, die beide Grund und Folge in einem unbestimmten Punkte zusammentreffen lassen. Lange schien es, als ob die Lokalpartikel die Oberhand gewinnen sollte, vgl. Matth. 5, 13: *Ir seid das saltz der erden, wo nu das saltz thum wirt, womit sol man saltzen = Quodi sal infatuatus fuerit* (Koberger hat *ob*). Der Zeitpartikel ist aber der Sieg geblieben, denn jeder neuere Schriftsteller müsste sagen: *wenn nun das Salz dumm wird.* Allerdings finden wir noch bei Goethe (IV 3. 110, 3) im Jahr 1776: *wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie noch eins der glücklichsten Paare werden.*

7. Die Konzessivpartikeln.

Wenn schon der Konditionalsatz eine Kombination darstellte von Kausalverhältnis und hypothetischer Festlagerung von Grund und Folge, so mischt sich in das Konzessivverhältnis noch ein drittes Moment herein, der Gegensatz. Gegensatz ist vorhanden zwischen der Wirklichkeit, den Thatsachen, die im Konzessivsatze mit *doch* hervorgehoben werden und zwischen konzessiven Forderungen einerseits (*er gehe, doch er bleibt mein Freund*) und zwischen hypothetischen Vermutungen (*ob er geht oder nicht, er bleibt mein Freund*). Dieser Gegensatz ist jedoch nicht ein einfach und offen daliegender, sondern ein solcher, dessen Mittelglieder unausgesprochen bleiben, durch das Kausalgesetz aber dem Bewusstsein eingedrückt werden: *er gehe — wenn er geht, das thut mir weh, trotzdem — doch bleibt er mein Freund.*

Aus allem dem schon liess sich eine grosse Mannigfaltigkeit der Formen für das Konzessivgefüge vermuten. Die Parataxe wird fast ganz vom konzessiven Jussiv bestritten (s. S. 72.), die Hypotaxe von dem hypothetischen *ob* und andererseits von dem komparativen *wie*, das alles konzessive Moment in Gradsteigerungen abladet *wie sehr auch; wie viel auch.* Was für eine Rolle die Adverbia *gleich, schon* und die Partikel *auch* im Konzessivsatze spielen, haben wir oben ausführlicher dargelegt.

Register.

[1]) Die Verweise auf Goethe betreffen nur solche Belege, in denen Goethe von anderen Stilisten sich abhebt.

M.

N.

O.

P.

R.

S.



Druckfehler und Nachträge.

S. 32 Anm. 3 l. *uuolta*.
„ 46, 2 l. Nüancierungen.
„ 66, 1 l. *stân*.
„ 82, 7 l. Praesentis.
„ 200, 7 l der.
„ 200, 23 l. wird.
„ 202, 20 l. nit.
„ 203, 12 l. solle.
„ 219, 15 l. Indefinitum.

Ausserdem haben sich in der Behandlung lateinischer Termini sowohl nach der Seite der Flexion als rücksichtlich des Schwankens zwischen anlautendem c oder k Inkonsequenzen ergeben.

Zu 57, 6 vgl. mittelhochdeutsch *habedanc*, worauf Prof. Paul mich gütigst aufmerksam machte.

Zu 198, 1 vgl. S. IV Anm. 3.


70813
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

